GUSTAV E. STECHERT
828 Broadway
NEW-YORK.

Class GC Book G552
COLUMBIA COLLEGE LIBRARY
Madison Av. & 49th St. New York.
Beside the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On page*

dup. 4 Fe 90
Cl.

G599
Y66et

Goethe's Studentenjahre.

Novelliſtiſche Schilderungen

aus

dem Leben des Dichters.

Erſter Theil.

Leipzig, 1846.
Kößling'ſche Buchhandlung.

COLUMBIA UNIVERSITY
LIBRARY
NEW YORK

Erster Abschnitt.

93093

8637.
24/11/90

COLUMBIA COLLEGE LIBRARY NEW YORK

1.

Es war im Winter 1765—66. Thauwetter war eingetreten und der Reſt des Schnees troff vom Dache. Im Hofe der „Feuerkugel" zu Leipzig ſah es einſam und melancholiſch genug aus, noch melancholiſcher aber in dem Zimmer, wo ſich dort am Morgen jenes nebelgrauen feuchten Wintertags der junge Göthe befand. Die fleißig geſchriebenen juriſtiſchen Hefte warf er unmuthig bei Seite, ſtand auf und ſtarrte eine Zeitlang durch's Fenſter.

Bei ſeinem Nachbar und Hausgenoſſen nebenan, dem Theologen, hörte er ſprechen — der befand ſich doch glücklicher, mochte er auch körperlich unwohl ſein, mocht' er auch vielleicht gerade jetzt langweilige Stunden geben, oder — auch das war möglich — einen ungeduldigen Gläubiger beſchwichtigen: — dennoch war er glücklicher, denn er wußte, was er wollte und war mit ſich ganz und gar einig.

Göthe ſchob die Hefte noch weiter bei Seite, er konnte ihren Anblick heute nicht mehr ertragen. Unter

seinen Papieren sucht' er ein Paket Gedichte hervor, die er noch aus Frankfurt mitgebracht hatte, blätterte darin und las und schwelgte in Erinnerungen. Er bemerkte dabei nicht, daß wohl schon drei Mal an seine Thür gepocht worden, ja daß endlich sogar jemand eingetreten war. Ganz vertieft war er in seine kleinen Poesien, bis er plötzlich, auf dem Stuhle zurücklehnend, ausrief: auch damit ist's nichts!

„Bitte tausend Mal um Verzeihung für mein störendes Eintreten" — sagte die Gestalt, so bald sie sich bemerkt sah, unter zahlreichen Verbeugungen. Es war ein hochbejahrtes Männchen, mit eingetrockneten Zügen, ärmlich, aber vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, wenn schwarz heißen konnte, was im Laufe der Jahre einen theils röthlichen, theils grauen Ueberflug gewonnen hatte.

„Ich würde nicht gewagt haben, Dero Betrachtungen zu stören" — fuhr der Mann fort, während ihn Göthe mit Vergnügen von oben bis unten musterte — „wenn sich dieselben nicht plötzlich selber unterbrochen hätten. Ich war so glücklich, freilich ohne Ihre Erlaubniß, so eben ein treffliches kleines Poem von Ihnen vortragen zu hören. Sie sehen in mir einen Mann, der in den Regionen des Parnassus nicht ganz unbewandert ist." —

Göthe hatte die derzeitigen Leipziger Poeten von einigem Ruf bereits sämmtlich von Angesicht zu An-

gesicht kennen gelernt — der gegenwärtige konnte ein Fremder sein und wohl gar einer der bedeutendern; es ließen sich über das und jenes vielleicht willkommene Aufschlüsse erlangen und um sich desto ungenirter befragen zu können, unterließ der jüngere Musensohn absichtlich, sich nach dem Namen des Alten zu erkundigen. Eilig rückte er demselben einen Stuhl zu, aber es kostete Mühe, ehe sich der Gast zum Niedersetzen entschloß. Bei dieser Gelegenheit vermochte Göthe einige tiefere Blicke in die irdischen Verhältnisse des alten Dichters zu thun, die ihn mit Erbarmen erfüllten. Die sehr baufälligen Schuh vermochten nicht, einige weite Oeffnungen gnügend zu bedecken, womit die Strümpfe in der Nähe der Fersen begabt waren und als der Mann endlich saß und im Feuer des Gespräches weniger auf sich Acht hatte, traten solche und ähnliche Mängel allenthalben hervor; ja selbst ein großes Stück Brod machte seine Erscheinung und tauchte aus einer Rocktasche aufwärts zum Lichte.

Ziemlich geduldig hörte der Alte die lange Beichte des Jungen an, welcher seinen Zustand offen darlegte: wie er sich genöthigt sehe, Dinge zu treiben, die ihm theils schon bekannt, theils unbehaglich wären, und vor Allem, wie ihm die Poesie gerade durch die Personen, denen er sich vertrauensvoll genähert, verleidet würde.

„Nur muthig, nur immer muthig und beharrlich!“ sagte der Alte, der sich in dem wohlgeheizten Zimmer recht behaglich zu fühlen schien. „Zu kämpfen hat jeder und besonders die Jugend. Vor Allem aber ist's nöthig, daß Sie einen Gegenstand haben, eine Idee, großartig genug, um sich daran erwärmen zu können. Ein Epos sollten Sie schreiben, ein Heldengedicht, was Aufsehen macht, oder etwa — mit einem Worte, was Großartiges. Sie sind recht hübsch, die kleinen artigen Oden, deren eine ich so frei war zu belauschen — aber wer bringt's damit zum Ruhme? Eine große Idee ist der Zauberschlüssel, der heut zu Tage allein dem Poeten den Tempel des Ruhms eröffnet. Ich selber bin alt geworden und will nun nicht mehr als Mitwerber in der großen Arena auftreten; aber nützlich denk' ich mich doch noch zu machen mit einem Werke, woran ich jetzt täglich arbeite — was glauben Sie wohl? Ein Buch voll Stoffe und Ideen will ich den dichtlustigen geben, lauter ungemeine nicht dagewesene Stoffe und erhabene Ideen: da kann sich dann jeder auslesen, was ihm zusagt, und braucht nur den fertig vorliegenden Grundriß auszuführen. Sie sollten vor Allem ein Epos vornehmen, wie ich schon sagte, oder eine wunderbare Reisegeschichte, da würde sich ihr Blick mit der Arbeit zugleich erweitern — und zum Glück fällt mir da gleich eine meiner Ideen ein! Sie

kennen doch des Niklas Klim seltsame Reise in der Unterwelt? kein übler Gedanke, dem nur eine bessere Ausführung fehlt. Wie, wenn Sie nun eine Schilderung der Reise des Empedokles im Aetna vornähmen? ich könnte Ihnen dabei trefflich an die Hand gehen, weil ich den Stoff selber schon einmal zu bearbeiten begann und eine Anzahl Gesänge bereits fix und fertig habe. Empedokles verbrennt keineswegs, als er in den Berg Aetna gelangt; er findet gute Wege, die ihn durch mancherlei Gefahren und Abenteuer an den Gluthen und unterirdischen Schwefelkesseln vorüberführen, und so wandert er durch die Unterwelt, bis es ihm gelingt, durch einen amerikanischen Vulkan wieder ans Tageslicht empor zu steigen. Vorausgesetzt nun (und ich habe die feste Ueberzeugung) daß er ein Weib mit in den Aetna genommen, welches auch die Reise glücklich mit ihm vollbrachte: — so wird durch ihn das Land Amerika bevölkert und seine Nachkommen verwildern erst lange nach des Ahnherrn Tode, so daß sie den spätern europäischen Entdeckern des vierten Welttheils als ungeschlachte Menschenfresser entgegen traten. Aber ihr griechischer Ursprung würde denn doch durch das Gedicht erwiesen. Stellen Sie sich nun, verehrter junger Freund, das Aufsehen vor, welches ein solches Werk in der ganzen weiten literarischen Welt hervorbringen würde — und, wohlverstanden! vierzehn

fertige Gesänge hab' ich schon im Pulte liegen, es fehlt nichts als der Schluß. Wenn ich Ihnen besagtes Manuscript vorlege, werden Sie staunen, wie wunderlich es dem Empedokles unten gegangen — besondere Wirkung macht die kleine Episode, wie er den Pantoffel seiner Frau zurück an's Tageslicht wirft, den er los sein mußte, wenn anders die Reise glücklich vollbracht werden sollte. Und die thörichten Menschen nahmen den vom Berge ausgeworfenen Pantoffel für ein Zeichen vom Untergange des Philosophen, den ich in Amerika wieder so herrlich emportauchen lasse — oder den Sie auferstehen lassen, wenn Ihnen sonst mit meiner Idee gedient ist. —

In diesem Augenblicke war die Rocktasche des Stoffsammlers so weit aus ihrer perpendikulären Lage gerückt, daß das Stück Brod sich nicht länger halten konnte. Göthe fing es auf und reichte es dem Manne, der seine eigenen Ideen zum Besten junger Dichter so uneigennützig vergeuden zu wollen schien.

„Nun ja, es würde mich freuen, wenn ich Ihr Manuscript sehen könnte" — sagte Göthe.

„Mit unendlichem Vergnügen," erwiederte rasch der alte Poet, der indeß aufgestanden war und das aufrührerische Lebensmittel wieder in die Tasche des fabelhaften schwarzgrauen Rockes versenkte.

„Mit Dero freundlicher Erlaubniß bin ich so frei, nächstens zu erscheinen und dann können wir ja die Sache näher besprechen. Ich bin ein alter akademischer Bürger, verehrtester Herr, habe demnach die Ehre, mich Ihren Collegen zu nennen — Wissenschaft und Kunst, ja, sie nähren wohl den Geist, aber den Leib lassen sie oft darben — würden Sie es nicht übel vermerken, Verehrtester, wenn ein alter Akademikus und Commilito ein kleines bescheidenes Viaticum für sich auf seinem dornenvollen Lebenswege in Anspruch nähme" —

Das war das Zeichen zum Abschied und der Wirth war froh, den Gast so schnell und wohlfeilen Kauf's los werden zu können — denn ein hartes kurzes Zurückweisen lästiger Gesellschaft war ihm in einem Falle wie dieser, wo das Mitleid auch noch seine Rolle spielte, unmöglich. Ein halber Gulden glitt alsbald in die Hand des Alten und von da in dessen Tasche.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Göthe's Stubennachbar, der Theolog, erschien unter derselben. Den Alten erblicken, auf denselben losstürzen, bei der Hand ergreifen und hinausführen war das Werk einer Sekunde. Göthe wußte nicht wie er die Sache deuten sollte, er hörte draußen noch einigen Wortwechsel, bis alles still wurde. Da entschloß er sich, sich zu seinem Nachbar zu verfügen

und über Grund und Ursache des Auftrittes zu befragen.

Die Wirthin, welche jetzt eintrat, überhob ihn dieser Mühe.

„Du lieber Gott!“ sagte die alte gutmüthige Frau, „was sagen Sie nun dazu, Herr Göthe! der arme Mensch ist trostlos, daß der Alte bei Ihnen gewesen und schämt und ärgert sich unendlich darüber. Er denkt, der Magister hätte etwa Unterstützung von Ihnen verlangt — und 's wird auch wohl nicht anders sein, nicht wahr?“

„Aber was ginge das dem Freund Nachbar an?“

„Mehr als zu viel! Sie wissen wohl nicht, daß er der Vater unsers Theologen ist?“

„Sein Vater? davon hat er mir noch nichts verrathen — und den alten Mann sah ich heute zum ersten Male und hielt ihn anfangs für einen Gelehrten auf Reisen.“

„Sein Vater ist's, wie ich schon sagte. Er wohnt in der goldnen Gans im Hintergebäude, Sie kennen doch das alte Haus? nun ja, dort wohnt der Herr Magister und der Sohn bezahlt die kleine Wohnung für ihn und steckt ihm noch außer dem Manches zu, so nothwendig er's selber auch braucht. Das Schlimme ist nur, daß der Alte nie genug bekommt; er hat gewiß manche schöne Unterstützung, aber den-

noch geht er immer ärmlich und überdies hat er die üble Gewohnheit, jeden Menschen, den er trifft, um Almosen anzusprechen. Das nimmt sich der Sohn zu Herzen, um so mehr, da bei dem Magister alles Reden nichts hilft. Hat er ihm heute einen Thaler gegeben, so ist davon zu Mittag doch schon nichts mehr da und der Papa spricht wieder andere Leute an. Sich ein Mal neu zu kleiden, daran denkt er nie und wenn er hundert Unterstützungen bekäme."

„Und was thut er mit dem Gelde?" fragte Göthe. Seine Küche scheint er bei sich zu tragen und so wenig kostspielig als möglich eingerichtet zu haben."

„Gewiß hat er Ihnen ein Stück Brod sehen lassen?" erwiederte die Wirthin. „Ach, daß ist nur Schein, um das Mitleid rege zu machen. Wo käme denn das Geld hin? Glauben Sie, der Mann speist im Stillen besser, als wir alle mit einander. Jetzt hat ihn der Sohn wieder ins Gebet genommen — Du lieber Gott, das werden wieder vergebliche Reden sein! doch still! jetzt hör' ich den Alten fortgehen — ich will mich nicht hier finden lassen, sonst glaubt unser Freund, es ist von ihm die Rede gewesen und dann schämt er sich wieder unendlich."

Die Frau Wirthin nahm Abschied.

Nach einigen Minuten erschien der Theolog wieder bei Göthen. Er sah betreten genug aus und

jedes Wort schien ihm Mühe zu kosten; aber er mußte die Last von sich schütteln. „Es war mein Vater, den ich hier fand und entfernte" — sagte er, — „der arme Mann hat eine besondere Schwachheit, woran nur das Alter schuld ist — Du hast diese Schwachheit bemerkt, lieber Nachbar, aber ich habe dafür gesorgt, daß er Dir damit nicht wieder zur Last fallen soll — hier ist der halbe Gulden wieder, den er ganz unnöthig angenommen hat."

Göthe war jetzt noch verlegner, als zuvor der Theolog. Er stellte sich, als habe er die letzten Worte überhört und das hingelegte Achtgroschenstück gar nicht bemerkt. Jener sah indeß schärfer und da ihm überdies manches Andere durch den Kopf zu gehen schien, zog er sich nach wenigen Minuten wieder in sein Zimmer zurück.

Göthe empfing unterdessen in dem seinigen den Schneider, welcher ihm eine neue Garderobe brachte, um dafür, nach vorhergegangener Uebereinkunft und Verabredung, die alte in Empfang zu nehmen, die der junge Student von Frankfurt mitgebracht hatte und die ihm von seinen vornehmern, besonders den weiblichen Bekanntschaften wegen des altväterischen Schnittes getadelt und bespöttelt worden war. Als sich der Schneider mit den ältern und im Grunde wirklich werthvollern Kleidern entfernt hatte und Göthe nun die wenigen ob auch sehr geschmackvollen

Gewänder, die dafür zurückgeblieben, in Augenschein nahm, malte er sich im Stillen den Unwillen seines Vaters aus, den dieser an den Tag legen würde, wenn er Zeuge solches Beginnens gewesen.

O, was ist mir in diesem eigensinnigen Leipzig nicht schon gemustert und verleidet worden! sagte er zu sich selbst. Meine Kleider waren ihnen zu altfränkisch, meine Sprache zu sonderbar und meinen Versen gebricht nicht mehr als Alles. Nun gut, wir ändern uns, und das sollen die Leute bemerken — sehen sollen sie mich auch in den zierlichen neuen Röckchen, aber nur vom Weiten, denn Gott behüte mich künftig vor dem Fegefeuer ihrer Gesellschaft.

2.

Stein, der reiche Kaufmann, sah aus einem Fenster des ersten Stocks seines stattlichen Hauses dem heimkehrenden Sohne entgegen, der im Vertrauen auf des Vaters ungemessenen Reichthum seine Studien verschob und ein möglichst wildes Leben führte. Dem besorgten Vater war heute des Schlimmen wieder viel zu Ohren gekommen und er sann jetzt auf eine erlesene Strafrede.

Aber die Tochter Karoline trat zu ihm an's Fenster und sagte: „Väterchen, auf den Abend oder Morgen sag' ihm Alles was du willst, nur nicht in dieser Stunde; denn wenn du ihn unfreundlich empfängst, sucht er gewiß den Augenblick wieder das Weite und ich habe den Schaden davon — ich muß nämlich jetzt nothwendig mit ihm sprechen; das beste ist auch, wenn du mir die ganze Strafpredigt überläßt."

„Du weißt mir durch ein Wort allen Zorn zu entwaffnen, Linchen," sagte der Vater — „und freilich, was hilft's auch, wenn ich dem wilden Menschen Vorstellungen mache? Sag' ihm nur vor Allem das Eine, daß ich nichts mehr für ihn bezahle."

„Ja Väterchen!" sagte Karoline und hüpfte hinaus, dem Bruder entgegen, der so eben die Treppe heraufstürmte.

„Ach, der Vater ist bös auf dich, Friedrich!" sagte sie, „und du darfst jetzt nicht zu ihm. Ich würde dir rathen gleich wieder fortzugehen und erst nach einigen Stunden wieder zu kommen." —

„Ei, gerade in diesem Augenblick muß ich mit ihm reden und zwar so recht vernünftig." —

„Das heißt, du willst Geld haben? damit ist's nichts, Friedrich, schlag' dir's aus dem Sinne, ich habe Auftrag, dir das Gegentheil zu melden. Ueberdies brauch' ich dich jetzt selber."

Bei dieſen Worten zog ſie einen Brief aus dem Buſen und fuhr fort: „Friedrich, bitte, geh' in die Feuerkugel und beſtelle mir mein Briefchen; bis du mir Antwort bringſt, will ich deinetwegen mit dem Vater reden, und das wird ſchon eher helfen.“

„Ei über das närriſche Mädchen!“ rief der Bruder, den Brief in Empfang nehmend. „Sag' mir nur, was du an dem langweiligen Theologen für Gefallen haſt! Dein Geſchmack verirrt ſich, Kind; aber was gehr's mich an, ich bin weiter nichts als der Botenläufer dabei. Hörſt du, ſprich mit dem Vater und ich will dir die ſchönſte Antwort bringen.“

Damit eilte er wieder treppab und ſchlug den Weg nach der Feuerkugel ein.

Hier war der Theolog gerade damit beſchäftigt, ſein Herz dem jungen Göthe zu eröffnen. Er malte dieſem ſein zartes Verhältniß zu der Tochter jenes ſteinreichen Mannes und ſchilderte ſeinen ganzen hoffnungloſen Zuſtand. Denn abgeſehn von dem zu fürchtenden Veto, welches Karolinens Vater jedenfalls einlegen würde, war der Theolog auch hinſichtlich ſeiner ſelbſt in nicht geringer Beſorgniß. Von Tag zu Tag wurde ſein durch übertriebenen Fleiß und Leſen im Halbdunkel oder gar bei Mondlicht verdorbenes Geſicht ſchlechter und er mußte fürchten, mit der Zeit völlig zu erblinden. Wohin er auch ſchauen mochte, nirgend ſah er Heil für ſich.

Göthe suchte den armen Freund nach besten Kräften zu trösten; aber Alles würde vergebens gewesen sein, wenn nicht jetzt ein wirksamerer Trost erschienen wäre, und das war das Briefchen, welches Friedrich, Karolinens ungestümer Bruder, überbrachte.

„Hier, alter Herzensjunge," rief er, das Schreiben auf den Tisch werfend, „da bring' ich dir ein Spielzeug. Lies und erquicke dich, so gut es gehen will und mache heute kein Jammergesicht, denn mir ist ohnehin nicht wohl."

Dem Theologen schwanden wirklich alle trüben Gedanken, während er das Papier entfaltete und las. Unterdessen stellte der Ueberbringer seine Betrachtungen an.

„Wie glücklich bist du gegen uns beide, Brüderchen," sagte er zu Göthe. „Der eine von uns hat seine Noth, weil sein Vater nichts hat und als fahrender Schüler, der von Allen haben will, in der Stadt seinen Umzug hält — der andere, nämlich ich, hat einen Vater, der zu viel hat, aber jeden Groschen mit Argusaugen bewacht und bewahrt. Indeß muß ich heute mein Heil versuchen und will sehen, was Ueberredung vermag. Gieb Antwort, Theologus, aber keine mündliche, denn ich habe in Liebessachen einen schlechten Vortrag. Schreib also ein Paar Worte und die will ich befördern."

Dieſer Aufforderung leiſtete der Theolog willig und ſchnell Folge, aber kaum war der dienſtfertige Freund gegangen, ſo verfiel jener auch wieder ſeinen melancholiſchen Betrachtungen und da nichts dagegen verfangen wollte, fand es Göthe für's Beſte, ſich gleichfalls zu entfernen. In ſeinem Zimmer fand er ein verſiegeltes Blatt, und als er dieſes öffnete, ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß es ein Schreiben von Herrn Mag. Ludwig, dem Vater ſeines Nachbars, enthielt.

„Von Herzen thut es mir leid," ſchrieb derſelbe, „daß es mir mancherlei Umſtände unmöglich machen, Sie, verehrteſter Herr, wieder in Perſon zu beſuchen und doppelt ſchmerzlich muß ich dies empfinden, weil ich ſomit verhindert werde, die begonnenen Lectionen über poetiſche Kunſt fortzuſetzen. Legen Sie es mir nicht zur Laſt, theurer Freund, wenn das ſo ſchön begonnene eine Unterbrechung erleiden muß. Inzwiſchen erlaube ich mir, Sie um das Honorar für die erſte gehaltene Vorleſung zu erſuchen; es beträgt dies einen halben Gulden (den Sie mir bereits zuſtellen wollten, als ich ſelbigen jedoch an mich zu nehmen vergaß), und da ich nicht Gelegenheit finden werde, Ihnen ſelbſt meine Aufwartung machen zu können, ſo haben Sie wohl die Güte, mir beſagten Honorarbetrag in meine Wohnung in der goldenen Gans hier verabfolgen zu laſſen. Für billige Ver-

gütung soll Ihnen auch der ausführliche Entwurf und die ersten Gesänge des Heldengedichtes, Empedokles betitelt, zu Diensten stehen. Auch wäre ich gar nicht abgeneigt, wofern Sie dies wünschen, Ihnen ferner, ohne Honorarerhöhung, schriftliche Vorträge über Poesie zu halten und selbige kostenfrei in's Haus zu senden."

Der Gedanke, daß der poetische Magister kein bloßer Sonderling, sondern vollkommen wahnsinnig sei, lag ziemlich nahe. Göthe, welcher Lust hatte, den Mann aufzusuchen, entschloß sich dazu doch erst, nachdem er von der zu Rathe gezogenen Wirthin die Versicherung erhalten hatte, daß Alles Sonderbare und Wunderliche an dem Manne mehr Verstellung als Wirklichkeit sei, weil er in nöthigen Fällen gar recht verständig aufzutreten wisse.

So ließ sich denn ein Besuch ohne Gefahr wagen und Göthe machte sich ohne Weiteres auf den Weg.

Er fand es in dem alten, unregelmäßigen Gebäude schwierig, die Wohnung des wunderlichen Gelehrten zu entdecken. Einige Stiegen von halsbrecherischem Ansehen führten ihn auf einen frei schwebenden Gang, welcher den Hofraum der goldnen Gans umgab. Hier wandelte er zwischen Wäsche, die man zum Trocknen aufgehangen und manichfaltigem Wirthschaftsgeräth an vielen Wohnungen

vorüber, bis er endlich durch vielfache Irrgänge und nach hundert Fragen an eine Thür gelangte, über welcher die Worte prangten: Eusebius Ludwig, D. P. A. L. M. Diese Pforte war verschlossen und ward auch, trotz dreimaligen Anklopfens, nicht sofort aufgethan; wohl aber ließ sich drinnen ein Geräusch vernehmen, wie wenn eine Person bemüht ist, eilig das und jenes in Ordnung zu stellen, bevor sie einen Gast in ihre Wohnung eintreten lassen will.

Jetzt näherten sich Tritte von schwerfälligen Pantoffeln und es raschelte etwas an der innern Seite der Thüre, während eine Stimme, die offenbar dem Herrn Magister angehörte, fragte: „Wer ist da?"

„Ein Schüler und Verehrer von Ihnen," antwortete Göthe, „der gern einiges Genauere über Heldengedichte und unterirdische Reisen hören möchte."

„Stehe sofort zu Dero Befehl, belieben Sie nur einen Augenblick Geduld zu haben" — sagte der Magister; die Pantoffeln rauschten wieder in die innern Räume, noch einmal hörte man Geräthschaften hin und her rücken, und es währte noch eine Weile, bis endlich die Thür äußerst langsam und vorsichtig geöffnet wurde. So zeigte sich die Gestalt des Bewohners dieser Gemächer mit weit zurückgebogenem Leibe, Schloß und Riegel dabei noch immer fest mit ausgestrecktem Arme haltend.

„Sie kennen mich doch hoffentlich noch, Herr Professor?"

„Nicht Professor" — erinnerte der Alte, der nun erst, nachdem er den Gast mit Augen geprüft, die Thüre völlig öffnete, die er jedoch, sobald jener das Innere betreten, sogleich wieder auf's sorgfältigste verschloß; — „nicht Professer, aber Artium liberalium Magister, was, denk' ich, auch genug ist."

Zwei Schritte genügten, um durch die leere und dunkle Vorhalle zur Schwelle des eigentlichen Wohngemachs zu gelangen und dieses war von der Art, daß es wohl Stoff zu Betrachtungen geben konnte. Während der Bewohner dieses Raums den einen der beiden vorhandenen Stühle, und zwar den vollständigen, denn der zweite war ein Invalid und hatte nur noch drei Beine, für Göthen zurecht stellte, übersah der Gast flüchtig Beide, seinen Wirth und dessen Klause. Eine Art Bücherfach, aber fast nur mit Manuscripten angefüllt, war das Hauptmeubel dieses Zimmers, außerdem ein wandelbarer Tisch, einige alte, über einander gestellte Kasten und ein äußerst mageres Bett — das waren die Gegenstände, die der Magister sein eigen nannte. Sonst war, neben seiner eignen Gestalt, die genau in dem Aufzuge wie außerm Hause auftrat, das einzige bemerkenswerthe ein an der schwärzlichen Wand hängendes Bild, dessen Gegenstand vor dem neugierigen Blicke jedoch

durch ein sorgfältig darübergelegtes altes Tuch verborgen war. Dieser Umstand machte die Sache geheimnißvoll und Göthe vermochte auch während der Unterredung mit dem Alten das Auge selten von dem unscheinbaren Tuche zu wenden, zu dem es immer wieder zurückkehrte.

„Sie wünschen," — begann der Magister, nachdem er sich geschickt auf seinem dreibeinigen Stuhle so gesetzt hatte, daß kein Verlieren des Gleichgewichts mehr zu befürchten war, — „Sie wünschen fernere Vorlesungen über Poesie bei mir zu hören. Das freut mich, Verehrtester! Gründlichkeit ist die erste Bedingung, wenn man's zu etwas Rechtem bringen will. Vor Allem haben Sie sich vor unnützem Schwulste zu hüten. Ein Gedicht muß stets klar sein, aber freilich nicht flach. Es muß zu weiterem und tiefem Denken und Empfinden anregen; aber das, was das Gedicht unmittelbar selbst sagt, muß doch auch immer unmittelbar verständlich und in die Augen springend sein. Uebel wär's, sollte man sich erst mit Wortconstruction und dunkelm Ausdruck plagen. Die Menge verwechselt nur zu oft flach mit klar, dunkel und unverständlich mit tief. Wer seiner Sprache mächtig ist, darf nichts Unverständliches sagen."

Dies fing dem jungen Göthe viel zu trocken an, der ganz andere Dinge erwartet hatte. Seine Auf-

merksamkeit richtete sich um so eifriger auf das verhüllte Bildniß. Der Alte bemerkte bald das zerstreute Wesen seines Zuhörers und sogleich änderte er seinen Vortrag.

„Doch um auf den Gegenstand zu kommen, der uns ausschließlich beschäftigen soll! Sie wünschen Näheres über den Plan zu den Abenteuern des Empedokles zu wissen. Freilich wäre das nächste, wenn ich ihnen gleich das ganze Poem so weit ich es selber vollendet habe, vortrüge. Indeß können Sie mir nicht verargen, wenn ich mein Produkt nicht so ohne weiteres preis gebe, vielleicht kommen wir in dieser Sache noch später zu beiderseitiger Zufriedenheit überein, und für den Augenblick und für die zweite Lection — ich ersuche Sie," unterbrach sich hier der Magister, „mir den Betrag für diese, wie für die vorige Vorlesung, nämlich einen Gulden, doch gefälligst gleich entrichten zu wollen. Die Zeit spielt wunderlich mit uns, und bis morgen könnte leicht Einer von uns das Zeitliche gesegnen!" —

„Für diese zweite Vorlesung" — fuhr er fort, während er den empfangenen Gulden in die Tasche versenkte — „dürfte es genügen, wenn ich Ihnen nur ganz übersichtlich in der Kürze den Hauptinhalt und Gang des Gedichtes mittheile. Dieser wäre etwa folgender: nachdem Empedokles mit dem zur Gefährtin für die unterirdische Partie erkorenen

Weibe bei günſtigem Wetter — das heißt nicht von oben, ſondern von unten, denn ein wenig Regen konnte auf ſo trocknem Wege nicht ſchaden — nachdem ſie beide, ſag' ich, ſo in den Berg Aetna hinabgeſtiegen und auf einen hübſchen Ruhepunkt gelangt ſind, wo man, ohne allzu ſehr zu ſchwitzen, ein artiges Feuerwerk überſchauen konnte, ſchließt der Philoſoph eine Art von Vertrag mit dem Weibe, in Folge deſſen er ſich die Lenkung und Leitung der Reiſe vorbehält und ſie ihm Gehorſam geloben muß. Um ſinnbildlich dieſen Vortrag zu bekräftigen, benutzt er eine ſo eben ſteigende Feuerfontaine, um das Zeichen der Knechtſchaft des Mannes, den Pantoffel, in die Oberwelt zu ſenden. Welche Wirkung beſagter Pantoffel auf Erden hatte, iſt bekannt. Die mitgenommenen Lebensmittel erweiſen ſich bald als unnöthig, indem die unterirdiſchen Ströme Fiſche und manches andere, und überdies alles gleich gekocht oder gebraten, in Menge führen. So ſetzt man die Reiſe fort und obwohl die wunderſeltſamſten Gefahren und Hemmniſſe ſich auf jedem Marſche zahlreich genug bieten, ſo werden doch durch Ausdauer, Umſicht und Muth alle überwunden und beſtanden. Hier bietet ſich nun die ſchönſte Gelegenheit zu Naturſchilderungen, außerordentlich, großartig und überraſchend, wie ſonſt nirgend — ſtellen ſie ſich z. B. die prachtvolle, faſt fürchterliche Be-

leuchtung der unterirdischen Riesengewölbe, Felsen und Klüfte vor, das Rauschen siedender Ströme, bald in der Nähe, bald wieder unheimlich nur aus der Ferne vernommen. Zu Zeiten auch wohl Stellen, wo weit und breit kein Funke Feuers zu finden und Alles in die dichteste Nacht gehüllt ist, eine Finsterniß, wovon man auf Erden keinen Begriff hat. Wie erfreulich dann für die Reisenden, wenn sich die Nacht lichtet, aber nicht von unterirdischem Feuer, sondern von einem Strahle des Himmels, welcher oben durch die Oeffnung eines ausgebrannten Kraters hernieder bricht. Und an einer solchen Stelle langen die Reisenden wirklich zu Ende des dritten Gesanges an, nachdem sie bereits an die vierzig Wochen unten gereist sind. Empedokles Gefährtin fühlt sich jetzt ihrer Niederkunft nahe und sie äußert den Wunsch, diese oben im Angesichte des Himmels abwarten zu dürfen. Der Philosoph glaubt, es sei billig, ihr diesen Wunsch zu erfüllen und es gelingt ihnen auf mühsamen Pfaden wohl mehrere tausend Klaftern bis zum Rande des erkalteten Kraters emporzuklimmen. Hier angelangt überschauen sie zu ihrer Ueberraschung das weite unbekannte Meer — denn der Krater erscheint auf der Oberwelt nur als niedere nicht umfangreiche Klippe mitten im unermeßlichen Ocean und rings um, so weit die Blicke reichen, ist nichts, außer Wasser und Wolken des

Himmels zu erspähen. Hier nun erfreut die seltsame Reisende ihren eben so seltsamen Gefährten mit einem Knaben. Die Freude beider ist groß, aber bald soll die Harmonie gestört werden. Sobald sie sich erholt hat, verlangt die Gattin des Philosophen wieder hinabzusteigen und die Rückreise anzutreten, denn sie sehnt sich, wieder unter andere Menschen zu kommen. Dem widerspricht natürlich Empedokles, dem Alles daran liegt, seine unterirdischen Forschungen fortzusetzen; aber beiden ahnt nicht, daß ihnen der Streit unheilvoll werden soll, denn während sie nicht auf das am Rande des Abhanges ruhende Kind acht haben, ist dieses plötzlich spurlos verschwunden. Alles Suchen fruchtet nichts. Empedokles behauptet, das Kind sei in die Fluth gefallen, die Frau aber ist der Meinung, es sei in den Krater gestürzt und sie findet darin einen neuen Grund zu schleuniger Rückkehr, die sie auch sofort antritt, und zwar ohne specielle Erlaubniß, denn sie meint, die Pantoffelangelegenheit habe nur in der Tiefe Geltung und hier oben könne sie beginnen, was sie wolle. Kaum ist sie jedoch allein einige hundert Schritt hinabgestiegen, als sie noch einmal umkehrt, um den Gemahl zum Mitgehen zu bewegen. Aber, o Schrecken! auch Empedokles findet sich nicht mehr. Ein Lied, welches sie singt und worin sich ihre Verzweiflung ausspricht, schließt den Gesang

und zugleich die erste Hauptabtheilung des ganzen Gedichtes. Ich denke, es wird gut sein, wenn wir die Fortsetzung auf die nächste Vorlesung verschieben und ich will Ihnen in der Schnelligkeit nur noch einige Hauptmomente des Folgenden, der Uebersicht wegen, mittheilen. Das Weib kehrt in den Krater zurück, um die Rückreise allein zu beginnen und in Sicilien wieder aus dem Aetna emporzutauchen; wirklich vollbringt sie eine lange Reise, aber aus Unkunde des Weges in ganz entgegengesetzter Richtung, wie die Folge lehren wird. Diese Reise bildet eine treffliche Episode eines der spätern Gesänge. Was Empedokles Schicksal anlangt, so war dies Folgendes. Als seine Gemahlin ihn verlassen, spürt er Lust sich ein wenig im Meere zu baden und dadurch für die fernere Reise in der Unterwelt zu stärken. In meiner ersten Vorlesung gab ich Ihnen das Schicksal des Philosophen, wie Sie hier sehen, nicht ganz richtig an. Genug, derselbe badet sich, aber kaum ist er im Wasser, als ihn plötzlich ein gewaltiger Fisch, von derselben Gattung vermuthlich, wie der Räuber des Propheten Jonas, wegschlingt. Empedokles ist nun einmal verdammt im Finstern zu reisen, aber diesmal will es das Geschick, daß er für die verlorne Reisegefährtin Entschädigung finden soll. Denn kaum ist er im Magen des Fisches angekommen, als er neben sich Kin-

dergeſchrei und eine Stimme hört, welche ſpricht: ſtill kleiner Balg! Die Stimme gehört einem alten Freunde des Empedokles, welcher an den Geſtaden Großgriechenlands Schiffbruch litt und vom Fiſche weggeſchnappt wurde. Nachdem er unverſehrt mehrere hundert Meilen im Fiſchmagen gereiſt, erſchien als Geſellſchafter der kleine Sohn des Philoſophen gleichfalls in dieſem wunderlichen Fahrzeug, und nun gar Empedokles ſelber. Für Nahrung ſorgt unwillkürlich der Fiſch, welcher kleine Fiſche in Maſſe verſchlingt, und während die Reiſenden einander ihre mehr als wunderbaren Schickſale erzählen, vergeht die Zeit ziemlich angenehm. In Folge eines Seeſturmes fühlt ſich endlich der Fiſch genöthigt ſeine lebendige Beute wieder von ſich zu geben, jedoch nicht auf einmal, daher die Gefährten wieder getrennt werden. Das Schickſal des Freundes wird in einer ſpätern Epiſode berichtet; Empedokles und ſein Sohn aber werden in Amerika am Ausfluß eines bedeutenden Stromes ausgeworfen. Aufwärts dem Laufe dieſes Gewäſſers folgt nun Empedokles in dem völlig menſchenleeren Lande und nimmt ſich ein hohes Gebirg zum Ziele, wo er ſich in einem ſchönen Thale mit ſeinem Kinde niederläßt. Während er nun eines Tages auf die Berge ſteigt, gelangt er zu dem Krater eines Vulkan's und — o der Ueberraſchung! — aus dieſem kommt ſo eben

seine verlorne Gemahlin hervor, die auf wunderlichen Wegen endlich hierher gelangt ist. Die Freude des Wiedersehens, die beiderseitigen Berichte, das Entzücken der Mutter" —

Hier wurde der Magister durch ein Klopfen an seiner Thür unterbrochen.

„Verhalten Sie sich ruhig, ich bitte, Freund!" sagte er, während er sich nach der Thür begab und ohne zu öffnen fragte, wer da sei. Eine bekannte Stimme antwortete von draußen und der Magister kam zurück und sagte:

„Verehrtester, es ist mein Sohn, den ich nicht abweisen kann und den ich doch um keinen Preis von Ihrem Besuche wissen lassen will — es hat seine Gründe. Ein abscheuliches Dilemma! Was thun? geben Sie mir einen Rath."

„Gern, wenn Sie mir nur das Manuscript Ihres Heldengedichts anvertrauen wollten. Ein Dienst ist wohl des andern werth und Sie dürfen durchaus nicht fürchten, daß ich mich mit fremden Federn schmücken und einen unrechten Gebrauch von Ihrem Werke machen werde."

„Ach wie gern gäb ich Ihnen das Ding zu lesen! aber Verehrter! die Zeit drängt, ich kann die Papiere nicht erst zusammen suchen. Wenn Sie durchaus eine Probe meiner Verskunst haben wollen,

so kann ich Ihnen da etwas geben, was gerade ganz und gar für Sie passen dürfte."

Mit diesen Worten nahm der Magister ein zusammengefaltetes Papier vom Tische und gab es dem Gaste, der jetzt plötzlich ein ungelegner geworden war. „Und wie kommen Sie nun ungesehen hinaus?" fragte er sehr ängstlich.

„Das ist ja sehr leicht!" sagte Göthe lächelnd. „Wenn Sie Bedenken tragen, meinen Freund Nachbar einige Minuten fortzuschicken, so lassen Sie ihn immerhin eintreten und während er unter der Thür ist, steig' ich zu ihrem Fenster hinaus, welches auf den Gang führt und also einen gefahrlosen Ausweg bietet."

„Trefflich, trefflich! hoffentlich wird uns dabei niemand beobachten" — sagte der Magister, zu dessen Troste das Manöver ganz gut ablief.

Göthe athmete frei, als er das alte Haus hinter sich hatte. Es war ein schöner Tag des Vorfrühlings, die Büsche und Bäume knospeten bereits und der blaue sonnige Himmel lud hinaus in's Freie.

Das Rosenthal hatte schon damals seine Mücken und seinen Knoblauch in reichem Maaße, aber für beide war jetzt die Jahreszeit noch nicht gekommen und der Spaziergänger schritt ungeplagt auf dem einsamen Pfade hinaus, wo ihm niemand begegnete

als Gellert, welcher den Gruß des Schülers freundlich erwiedernd, auf seinem zahmen Schimmel, einem Geschenke des Kurfürsten, vorüberritt. Gellert hatte das ausschließliche Privilegium, auch im Rosenthale reiten zu dürfen, aber nur selten und zu Zeiten, wo dieser Spaziergang wenig betreten war, machte er von seinem Vorrechte Gebrauch. Auch von diesem Manne hatte Göthe keine Aufmunterung bei seinen jugendlichen Bestrebungen erfahren; er fühlte sich jetzt im höchsten Grade rath- und trostlos — da fiel ihm das Papier des Magisters wieder ein und er zog es hervor, um sich durch die Epistel dieses Privatdocenten zu zerstreuen. Ein kleinerer Zettel, der beigelegt war, enthielt die — Rechnung für das Gedicht, welches der Magister als eine ganze Vorlesung in Anschlag brachte. Demnach hatt' er es schon für Göthe bestimmt, der jetzt doch beschloß, die Vorlesungen dieses Mannes seltner in Anspruch zu nehmen. Das Gedicht, welches noch dazu nur einen Traum enthielt, lautete so:

Die Sternengluth, die droben war erwacht,
Sah ruhig nieder durch die stille Nacht
Auf Thalesgrün und Strom- Spiegelglätte.
Gesunken war in Schlummer Adolar,
Und plötzlich ward ein Traum ihm wunderbar:
Ein schimmernd Licht umfing die Ruhestätte,
Er schwebt' empor, als ob er Flügel hätte,

Aufwärts zu Himmelshöhen allgemach —
Und neben ihm ein Geist, der also sprach:

Der Erde Höchstes ist nicht hoch genug
Und all ihr Schimmer wird dir nur ein Trug,
Wenn du ein Götterherz im Busen trägst!
Wenn einmal du zum Licht den Fittig schlägst,
So steure rastlos, ungehemmt dein Flug,
Bis in der Hand du die Gestirne wägst
Und dir der Erde Treiben scheint so arm
Als wie dem Sonnenaar ein Mückenschwarm. —
Drum aufwärts, kühner Waller! laß Pygmäen,
Die sich mit Ruhm, der Seifenblase, blähen,
Die stolz im armen Koth der Erde gehn,
Weil preisend andre Würmer sie umstehn,
Laß denen ihre trefflichen Trophäen —
Du darfst nur auf das große Ganze sehn:
Raff dich empor! das Wehen deiner Schwingen
Sei Sturmgewalt, die soll das All durchdringen.

So sprach der Geist zu Adolar im Traum.
Und rasch stieg er empor. Der Erdenraum
Entschwand schon in der Tiefe, bis da kaum
Zu unterscheiden Land und Meerfluth war —
Bald war mit Ländern, Völkern, wunderbar!
Mit Leiden, Freuden, und mit aller Pracht
Der Erdenkreis zum Kinderball gemacht. —

Wie sie auf jenem unkte mühvoll streben
Sich Einer ob dem Andern zu erheben!

Planeten, Sonnen rollten fern und nah —
Wen kümmert wohl der Erde Treiben da?

Es kreiste, wie ein Staubgewölk das All;
Verloren flog dahin der Erdenball,
Ein Staub, gleich all den andern. — Wenn ihr seht
Wie sich ein Staubgewölk im Winde dreht,
Wird euch ein einzeln Körnchen dann noch kümmern?
Ob es mit Pracht bedeckt sei, oder Trümmern?

Sieh, Thor, so sprach der Geist zu Adolar,
Auf jenem Punkt, der deinem Blick zu klein,
Der in dem weiten All fast unsichtbar,
Gerühmt verlangte dort dein Stolz zu sein?
Im Staub, hell von erborgtem Lichte blos?
Du stolzer Geist, voll Pläne, weit und groß,
Warst du begnügt mit solchem armen Loos?
Was gelten jenes Pünktchens Siegesschlachten?
Was gelten seine matten Ruhmesgesänge?
Lohnt es der Müh', daß dir ein Lob erklänge
In jenem Winkel? Dort nach Ruhm zu trachten?
Was wär's, wenn dich zum Gott die Würmer machten,
Und wenn dein Ruf von Pol zu Pole dränge
Auf jenes Punkts (der Heimat aller Schwäche)
So fader, düstrer, platter Oberfläche?

So sprach der Geist zu Adolar; und wieder
Sank jetzt der Waller aus den Höhen nieder
Zur Erde. Da, bei seiner Wiederkunft,
Erwacht' er, nicht zur Ruhmlust, — zur Vernunft.

3.

Der „reiche Stein," wie man ihn nannte, war, nachdem seine Tochter das Zimmer verlassen, sehr nachdenklich geworden, und als Karoline zurückkehrte, mußte sie ihre Anrede wohl drei Mal wiederholen, eh' er sie hörte.

„Du weißt nicht, was Du bittest, Kind," sagte er, nachdem er ziemlich zerstreut eine Zeitlang nur halb zugehört hatte. „Wohin soll es kommen, wenn er so ohne Ueberlegung eine Summe nach der andern vergeudet? Ich weiß wohl, daß ich in der Stadt als ein Geizhals verschrien bin, und der Herr Sohn gibt sich alle Mühe, um die Verbreiter dieses Rufes Lügen zu strafen. Aber damit schadet er sich, ohne mir zu nützen und ein thörichter Verschwender ist so verächtlich, wie ein Geiziger."

„Wer weiß, ob nicht diesmal" —

„Diesmal wie jedes andre Mal würde ich unverantwortlich handeln, wenn ich seinen kindischen Forderungen nachgäbe. Hör', Kind, es ist recht hübsch, wenn Geschwister so innig zusammenhalten, nur sollte der Vater dabei nicht vergessen werden. Statt dich immer mit dem Wildfang gegen mich zu verbinden, tritt lieber einmal auf meine Seite und trage dazu bei, daß sich der Herr Bruder in

der Güte meinen Anordnungen fügt, bevor ich mich genöthigt sehe, harte Maaßregeln anzuwenden. Verlaß mich jetzt, und wenn er nach Hause kommt, so schick ihn nur zu mir — Du kannst vorher Sorge tragen, Karoline, daß er vernünftige Gedanken mit hereinbringt."

Die Tochter ging und Herr Stein konnte seinen Betrachtungen wieder nachhängen, die sehr ernster Art zu sein schienen. Seit geraumer Zeit hatte er bei vorgerückten Jahren sein bedeutendes Handelsgeschäft aufgegeben und Zeit und Vermögen — welches die Nachbarn einander als fabelhaft groß nannten — einzig der Erziehung seiner beiden Kinder gewidmet. Bei dem Sohne schien nur Alles verloren zu sein, der fast täglich die wildesten Streiche verübte und nicht auf die beste Art von sich reden machte.

Was draus werden soll — murmelte Herr Stein vor sich hin, indem er auf die lebhafte Straße hinunter starrte — nun, wenn ich, trotz einer mangelhaften Erziehung, bei Fleiß, Sparsamkeit und Umsicht so weit kommen konnte — aber freilich diese Tugenden hat er am wenigsten; ach! und er macht mir auch die mindeste Sorge, wenn nur —

Jetzt trat der Sohn ein, an den der Vater zuletzt gedacht zu haben schien.

„Guten Tag, Herr Papa" — sagte Friedrich — „ich war schon vor einer Stunde im Begriff mit dir zu sprechen, aber Karoline meinte, du wärst beschäftigt und wolltest dich nicht stören lassen."

„O, durch deine Person störst du unser Haus ohnehin wenig" — antwortete der Vater — „Du bist ja mehr draußen als hier! Wenn uns nur der Ruf deiner Heldenthaten dafür nicht um so mehr beunruhigen müßte."

„Du scherzest, Vater! hätt' ich dich durch irgend etwas beunruhigt, es sollte mir in der That leid sein."

„Ziemt es sich etwa für einen jungen Mann deines Standes, durch die Stadt zu fahren, selbst den Bock einzunehmen und dem Kutscher, der drinnen sitzt, die volle Flasche zu reichen — wie?"

„Ei, lieber Vater, wenn irgend ein Spaß vorgekommen ist, so war er doch bei weitem nicht so schlimm und ist dir nur greulich entstellt hinterbracht worden."

„Wohl nicht so entstellt, als du mich glauben machen möchtest, ich habe die trockene, dürre Wahrheit erfahren. Hier ist noch ein Document — was sagst du dazu?"

Friedrich blickte auf das Papier, welches ihm der Vater bei den letzten Worten vorlegte. Es war die Rechnung wegen des zerbrochnen Wagens, den

der Sohn bei seiner genialen Fahrt umgeworfen hatte.

„Auch der Kutscher war bereits bei mir," fuhr der Vater fort, „und verlangte Schmerzengeld und Heilungskosten für seinen gequetschten Arm von mir, weil von dem Herrn Sohne nichts zu bekommen war."

„Schade daß der harmlos gemeinte Scherz so schimm ablief" — sagte der Sohn — „aber geschehn ist es doch einmal und künftig hüten wir uns. Laß dich nur heute bewegen und gib mir das verlangte Sümmchen. Es ist nicht groß und für lange Zeit das letzte, was ich brauche, die Versicherung kann ich dir geben."

„Mich wundert, daß du nach Auftritten, gleich dem erwähnten, mich noch um Geld ansprechen kannst! Zahl' ich nicht ohnehin Alles nöthige für dich?"

„Aber das ist ein ganz besondrer Fall, Vater. Was hilfts, wenn ich mich einmal verpflichtet habe, das Geld zu schaffen? Ich muß es schaffen, mein Ruf steht dabei auf dem Ziele und" —

„Kein Wort weiter!" unterbrach ihn der Vater — „ich werde es nicht thun. Wer verpflichtet sich zu Dingen, während er selbst nicht weiß ob er sie wird halten können? und was ist es für ein dringender Fall?"

„Ja — das kann ich nun freilich nicht sagen — aber die Verpflichtung ist eingegangen."

„Nicht von mir," antwortete der Vater kalt. „Sieh, wie du mit deinen Verpflichtungen fertig wirst."

„Ich habe mir in der Bedrängniß selber das Ehrenwort drauf gegeben, einen recht tollen Streich zu begehen, wenn ich in dieser Stunde das Geld nicht von dir erhalte."

„Laß ab, eine so ungeziemende Sprache zu führen," erwiederte Herr Stein. „Du kennst meinen Willen und kannst weitere Worte in der Angelegenheit sparen."

Der Sohn hörte schon an dem wohlbekannten Tone, womit Herr Stein die letzten Worte sprach, daß er für diesmal wirklich nichts ausrichten würde.

„Nun, so helfe mir Gott Pluto zum Gelde," rief er, „aber bei dem tollen Streiche muß es bleiben!" damit verließ er das Zimmer. Als er auf dem seinigen angekommen war, begann er zu überlegen, womit er die kleine Summe, zu deren Zahlung er sich allerdings heute verpflichtet hatte, beischaffen wollte. Der Vater hatte bereits seit einigen Wochen dafür gesorgt, daß sich auf seinen Namen nirgends eine Anleihe machen ließ und die fahrende Habe, die dem Sohne etwa zu Gebote stand, war bereits erschöpft. Er wollte noch einen wenig versprechenden Versuch machen und zu dem Ende einen Brief

schreiben. Da fiel ihm unter seinen Papieren seine Matrikel in die Hände.

Da kommt Rath, wahrhaftig! rief er. Das ist ein werthvolles Papier und wird mir aus der Klemme helfen. Er steckte die Matrikel zu sich und ging aus, um sie zu verpfänden. Die damaligen Verhältnisse gaben dem erwähnten Documente allerdings Werth genug dazu und Herr Greif, ein Mann, der hunderterlei Geschäfte auf einmal trieb, vorzüglich aber dasjenige, was indiskrete Menschen mit dem unzarten Namen Wucher bezeichnen, Herr Greif war der Mann, der sich wohl billig finden lassen konnte, in Anerkennung jenes Werthes und des Namens des Inhabers eine Summe gegen Ablieferung der Matrikel vorzustrecken.

Dieser Greif hatte seit undenklichen Zeiten seine Wohnung im düstern Hofraume eines alten Hauses aufgeschlagen und dorthin lenkte Friedrich jetzt seine Schritte.

Ein Fremder würde im Hintergrunde dieses Hofes schwerlich eine menschliche Wohnung gesucht haben. Der Eingang war durch einen Brunnen, durch alte Fässer und Kisten und ähnliches über einander gehäuftes Gerüll versteckt. Friedrich hatte aber schon früher einen Freund in ähnlicher Absicht hierhin begleitet und fand sich daher ohne erst zu fragen in diesem Labyrinthe zurecht. Durch den besagten Ein-

gang gelangte er in eine finstre dumpfige Hausflur, wo er nur mühsam und indem er die Hände im Dunkeln als Fühlhörner vor sich ausstreckte, zu einer Art von Treppe kam, die er emporzuklimmen begann. Er erstieg eine zweite und dritte, wo es allmälig etwas heller wurde. Hier mußte, so viel er sich entsann, die Behausung des gesuchten Mannes sein und bald fand er in der That den an einem alten Bindfaden herabhängenden Ring — den Klingelzug. Kaum hatte er diesen kräftig in Bewegung gesetzt, als sich im Innern ein Gebell von zwei Hunden erhob, die einander im tollsten Lärmen überbieten zu wollen schienen.

Es währte einige Zeit, bis eine Stimme, die zur Noth für eine menschliche gelten konnte, sich über jenes Getöse erhob, um es in Etwas zum Schweigen zu bringen. Dann wurde die Thür geöffnet und es zeigte sich eine weibliche Gestalt, deren ganze Erscheinung nicht eben geeignet war, um einem Geldsuchenden Muth einzuflößen. Das graue seit manchem Tage nicht geordnete Haar umflatterte unheimlich den Gegenstand, welchen die Alte ihr Gesicht nannte, und welches ebenso zurückschreckend war, wie das „Was wollen Sie?“ welches aus ihrem zahnlosen Munde hervorkam. Sie hatte die Thür nur so weit geöffnet, als nöthig war, um ihr Haupt in voller Glorie sehen zu lassen, und während sie oben

mit der einen Tatze die Thürklinke mißtrauisch fest hielt, zeigten sich unten unter ihrem erdfarbigen Gewande hervor die Köpfe der beiden grimmigen Bestien. Der Gast sah zum mindesten deutlich, daß dieses Haus trefflich bewacht werde.

„Ist Herr Greif zu Hause?" fragte Friedrich.

„Ob Herr Greif zu Hause ist?" schnarchte die Person, welche die Ehre hatte, die Haushälterin des gesuchten Mannes zu sein.

„Ja, zum Henker!" sagte Friedrich ungeduldig, während er sich der Thüre zu bemächtigen suchte.

Die Besatzung war aber gehörig auf ihrer Hut und vereitelte diesen Sturm, indem sie ein Knie von innen gegen die Thüre stemmte, um jedes gewaltsame Eindringen zu verhindern. Die Hunde fingen an zu knurren und drohten, wieder das vorige Ohrenzerreißende Duett zu beginnen.

„Nun, Alte?" wiederholte Friedrich, „ich frage, ob Herr Greif zu Hause ist."

„Ob Herr Greif zu Hause ist" — wiederholte die Pförtnerin noch einmal. „Was wollen Sie von Herr Greifen?

„Ei, daß der Henker die unverschämte Alte! Wie oft soll ich fragen! ich habe wenig Zeit, aber ein dringendes Geschäft und muß sogleich mit dem Herren sprechen."

„Ich will nachsehen, ob er zu sprechen ist. Wie heißen Sie?"

Friedrich nannte seinen Namen und eh' er es verhindern konnte, schlug sie die Thür wieder zu, um sich, wie er aus den verhallenden Pantoffelklängen schloß, nach den innern Gemächern zu verfügen und dort Bericht zu erstatten. Die Hunde blieben an der innern Seite der Thür zurück und thaten fortwährend ihre Wachsamkeit durch ein unmuthiges Knurren kund, welches sich bei der leisesten Bewegung des außen harrenden Friedrich verstärkte.

Bald erschien die Alte wieder, öffnete ebenso wie vorher die Pforte und fragte, „ob es durchaus nöthig sei in dieser Stunde?"

„Ja!" war die Antwort, und nun öffnete sich die geweihte Pforte und Friedrich durfte eintreten. Während die würdige Schaffnerin dieses Hauses die Thüre sorgfältig schloß und die Hunde zum Schweigen brachte, konnte sich der Fremdling genugsam im Vorzimmer des Herren Greif umsehen.

Von den dunkelbraungeräucherten breternen Wänden desselben war wenig sichtbar, denn diese waren von oben bis unten mit den manichfaltigsten Gegenständen bedeckt: Kasten, Fässer, Hausgeräthschaften, alte Oelgemälde, Familienstücke, Waffen und tausenderlei Gerumpel, u. s. w., alles Dinge, die, wie der erfahrene Beschauer dieses Kunst-, Antiken-

und Raritäten-Kabinets leicht vermuthen konnte, theils der wohlfeile Erwerb aus Auctionen, theils verpfändete Habseligkeiten bedrängter Menschenkinder waren. Dieser Raum erhielt sein spärliches Licht durch ein kleines Fenster in der Höhe, welches, wenn man sich auf die Zehen erhob, eine romantische Aussicht auf ein Chaos von Schornsteinen und schwarzgeräucherten Dächern gewährte. Ferner befanden sich hier zwei zum Eintritt wenig einladende Thüren, deren eine, halboffene, dem Asile der Frau Haushälterin, nämlich der Küche angehörte, wo ein gewaltiger Waschkessel vom Feuer umprasselt wurde, in dessen Scheine man Zinn- und Kupfergeschirr funkeln sah, welches einst in glücklichern Regionen gedient haben mochte, eh' es das unerbittliche Geschick in die Klauen des edlen Herrn Greif und seiner reizenden Hebe wandern ließ.

Die zweite Thüre führte in das Wohnzimmer des Herrn Greif, und Friedrich war froh, als sich ihm dieses Heiligthum endlich öffnen durfte. Dieses Gemach, in bedeutender Höhe über der Stadtmauer gelegen, hatte eine weite Aussicht über die niedern Vorstädte hinaus ins flache Land, wo das berühmte Breitenfelder Schlachtfeld mit seinem Wäldchen den Horizont begränzte. Aber das Innere des Zimmers entsprach so ziemlich der Vorhalle, nur daß hier die mehr werthvollen Gegenstände ihre

Stätte gefunden hatten. Der Raum war sehr beschränkt, denn da die Wände mit ihren Schränken und Repositorien all das wunderliche Hab und Gut nicht beherbergen konnten, so mußten auch Tische, Stühle und Fußboden ihr reichliches Theil davon tragen. Alle mögliche Gegenstände des Nutzens und des Luxus, alte wie neue, Gefäße aller Art, Metallenes und Hölzernes, Bücher in allen Formaten, Bilder, Kupferstiche, Degen, Pistolen, Porzellanpüppchen und was sonst der Kunstfleiß des Menschen erschaffen machte, fand sich hier dicht gehäuft beisammen. Ein zahmer Staar hüpfte unter diesem Chaos umher, ohne viel Rücksicht auf den eingetretenen Fremdling zu nehmen.

Destomehr nahm dieser die Aufmerksamkeit des Herrn dieser Schätze in Anspruch. Herr Greif saß vor seinem mit Papieren und einem riesenhaften Tintenfaß bedeckten Schreibepult in einem ungeheuren verblichenen Lehnstuhl. Seine hagere Gestalt hüllte ein gelblich grauer geblümter Schlafrock ein, welcher gut genug gewesen wäre, wenn er auch für den unerfreulichen Anblick des Halses und der bepantoffelten, übrigens aber nackten Füße des Herrn Greif ein Mantel der Liebe hätte sein wollen.

Der Biedermann erhob sogleich aber langsam beim Eintritte Friedrichs sein Haupt und starrte diesen, nachdem er die Hornbrille von der Nase hoch

empor auf die Stirne geschoben, mit den glanzlosen Augen fragend an.

Friedrich nannte noch einmal seinen Namen und Greif sagte, indem er sich langsam in seinem Stuhle emporrichtete mit eiskaltem Tone: „Ich habe nicht die Ehre — darf ich fragen, welche Angelegenheit" —

„Ei, was! Herr Greif! Sie erinnern sich meiner doch wohl — vor wenigen Wochen war ich mit einem Freunde hier, welcher ein Geschäft mit Ihnen abschloß."

„Könnte mich nicht entsinnen — man sieht im Laufe des Tages viele Personen und die Geschäfte" —

„Nun ja, gut daß Sie auf die Geschäfte kommen" — unterbrach ihn Friedrich — „ich komme eben selber eines Geschäftes wegen."

Herr Greif zog unter dem Tische einen Sessel ohne Lehne hervor, der um Raum zu sparen dorthin geschoben war, und ersuchte mit schweigender Geberde den Gast, sich niederzulassen, während er selbst wieder Posto im Lehnstuhle faßte.

„Ein Geschäft — so haben Sie die Güte, das Nähere" —

„Nun," sagte Friedrich, „das Lange und Breite von der Sache ist, daß ich hundert Reichsthaler suche und was das Nähere betrifft, so wünsch' ich, daß die genannte Summe mir dazu werde. Deß-

halb komm' ich zu Ihnen. Herr Greif, ich ersuche Sie, mir gegen Zinsen, wie sich gebührt, hundert Thaler auf zwei Monat vorzustrecken."

„Das thut mir leid!" erwiederte Herr Greif, ohne den obigen eiskalten Ton im geringsten zu ändern. „Das thut mir sehr leid. Wenn ich früher vielleicht dann und wann mich in dergleichen Geschäfte einließ, so geschieht das doch gegenwärtig nicht mehr. Es thut mir sehr leid, Herr — aber Sie haben sich da nicht an den rechten Mann gewendet."

Friedrich glaubte die Manöver solcher Geschäftsleute, wie Herr Greif, schon ein wenig zu kennen, und ließ sich daher nicht sogleich abschrecken. Er erinnerte Herrn Greif noch einmal an das unlängst abgeschlossene ähnliche Geschäft, ließ ein Wort von vortheilhaften Bedingungen fallen und spielte überdies auf den guten Klang seines Namens, d. h. den seines Vaters an, den Herr Greif ja wohl kennen mußte.

„Nun ja, Verehrtester!" antwortete der Geschäftsmann, — „es mag vielleicht eine Ausnahme unter besondern Umständen vorgekommen sein; aber jetzt ist die Messe vor der Thür, wo man das baare Geld selber nöthig braucht. Warum wenden Sie sich nicht lieber an den Herrn Vater — da steht Ihnen ja die Summe gewiß jeden Augenblick zu

Diensten, die für Herrn Stein Kleinigkeit ist, während bei mir hundert Thaler schon bedeutend ins Gewicht fallen."

„Sie machen überflüssige Ausflüchte, Herr Greif! den Vater will ich aus Gründen jetzt nicht um die Kleinigkeit ansprechen, Sie können sich ja selbst denken, wie das so bisweilen geht, und an Sicherheit fehlts Ihnen bei mir nicht, das wissen Sie auch."

„Ei, was das betrifft, was das betrifft," sagte Herr Greif, „das wäre hier Nebensache — aber das Geld! die Zeiten sind nicht darnach, daß man die paar Thaler so gut wie müssig ruhen läßt, denn wenig in Anschlag kämen die Zinsen — mit einem Worte, ich wüßte nicht wie ich es möglich machen sollte, und muß Ihnen mit Bedauern wiederholen, daß Sie sich nicht an den rechten Mann wendeten."

„Ohne Umstände," sagte Friedrich — „ich gebe Ihnen meine Matrikel als Pfand, Herr Greif. Sie wissen, daß ein Studiosus nicht lange ohne dies Papier sein kann. Was die Zinsen betrifft, so sollen Sie meinetwegen zehn vom Hundert haben, und zwar nur auf zwei Monate — können Sie mehr verlangen?"

„'s ist schlimm; wenn ich Ihnen nur dienen könnte."

„Sie können und müssen! Aber ich brauche das Geld gleich, ich muß es heute noch abliefern — hier

ist das Papier, welches Sie gut aufbewahren werden."

Herr Greif entfaltete die Matrikel und las selbige, obwohl er kein Wort von dem lateinischen Inhalte verstand. Und nachdem er fünf Minuten lang hineingestarrt, legte er sie wieder zusammen und reichte sie Friedrich hin mit den Worten: „Es thut mir leid, wie ich sagte! hätt' ich das Geld bereit, so wollte ich aus bloßer Gefälligkeit gern tausend Thaler gegen dieses Document geben — aber" —

„Kein Aber mehr, Herr Greif!" sagte Friedrich. „Behalten Sie das Papier und strecken Sie das Geld vor. Wenn's nicht anders sein kann, sollen Sie zwölf Procent haben."

Herr Greif machte einen unglücklichen Versuch, ein Lächeln blicken zu lassen und sagte dabei: „Ich möchte Ihnen herzlich gern gefällig sein, aber ich habe jetzt keine zehn Thaler in Kasse. Das Einzige was sich vielleicht thun ließe, wäre, daß ich mit einem Freunde spräche — freilich, es macht mir jetzt gerade unendliche Schwierigkeit" —

„Nun?" fragte Friedrich.

„Könnten Sie sich vielleicht in einer Stunde wieder zu mir bemühen?" fuhr Herr Greif fort — „bis dahin kann ich Rücksprache genommen haben

und kann Ihnen dann bestimmte Antwort geben, ob" —

„Der Teufel hole das Warten und Wiederkommen!" rief Friedrich heftig, während Herr Greif so kalt und ruhig wie vom Anfang blieb. „Meinetwegen denn! aber bestimmte Antwort gleich jetzt — wenn ich wieder komme zahlen Sie die hundert Thaler — die Matrikel will ich gleich hier lassen. Es ist abgemacht?"

„Erlauben Sie, das Papier," sagte Herr Greif, die Matrikel sorgfältig in ein Fach seines Pultes legend. „Ich zweifle nicht, daß mein Geschäftsfreund, vorausgesetzt, daß er selber bei Kasse ist, uns in diesem Falle helfen wird. Freilich kann derselbe dann nicht umhin, auch eine billige Provision in Anspruch zu nehmen und wenn Sie dann damit einverstanden wären, daß ich Alles in Allem zwanzig Procent in Anschlag brächte, so ließe sich das Geschäft vielleicht abschließen."

„Ueber den Blutsauger!" murmelte Friedrich vor sich hin, und dann sagte er laut: „In einer Stunde bin ich wieder hier und nehme die hundert Thaler in Empfang. Lassen Sie nun Ihre Vielleicht und Aber ruhen, Herr Greif, die Sache ist abgemacht und sollt' es mich auch zwanzig Procent kosten. Sie werden sich doch bestimmt in einer Stunde wieder finden lassen?"

„Ei freilich! So viel Umstände mir's machen wird, soll es mich doch freuen, Ihnen dienen zu können.“ Mit diesen Worten begleitete Herr Greif den Gast bis an die Stubenthür und draußen war die Haushälterin bereit, wieder die äußere Pforte zu öffnen und die bellenden Hunde versäumten nicht das Geleit zu geben. Nachdem er stolpernd und strauchelnd die Irrgänge zurückgelegt, erreichte Friedrich endlich die freie Straße wieder. Er war froh, den alten Gauner bereitwillig gefunden zu haben und sann jetzt nur auf einen Zeitvertreib, um die lange Stunde zu beseitigen, die sich noch zwischen ihm und dem ersehnten Gelde dehnte. Der Gedanke, selbst bei einem Herrn Greif noch Kredit zu finden, flößte ihm neuen Muth ein.

4.

Während der Sohn so im Stillen sein Glück verfolgte, hatte der Vater ein anderes Geschäft, wobei ihm ein Zeuge gewiß am unwillkommensten gewesen wäre. Er erwartete, schon als er mit dem Sohne sprach, einen Besuch, wovon niemand etwas ahnen sollte und aus dem Grunde vermochte er auch

nicht, wie er sich anfangs vorgenommen, seine Strafrede mit gebührender Würde und in gehöriger Ausdehnung zu halten, denn es lag ihm daran, von Friedrich für diesmal allein gelassen zu werden.

Es ist Thorheit, sagte er zu sich selbst; wer glaubt an das dumme Zeug? ich am wenigsten. Aber was schadet die Posse, — der eine folgt dieser, der andere jener Schwachheit: warum soll ich nicht auch einmal ein Narr sein dürfen?

Jetzt sah er unten auf der Straße ein altes Weib an den Häusern heran schleichen — das war der Besuch, den Herr Stein erwartete — eine Kartenschlägerin. Schon vorher hatte er aus Vorsorge die Tochter beauftragt, eine alte Frau, die heute zu ihm kommen würde, um ein Almosen in Empfang zu nehmen, nicht zurückzuweisen, sondern bei ihm selbst eintreten zu lassen. Nun verging aber eine Minute nach der andern, und die Alte, die das Haus längst betreten hatte, erschien noch immer nicht. Herr Stein wußte sich das in seiner Ungeduld nicht zu erklären, und dachte nicht entfernt daran, daß die Tochter den interessanten Besuch selbst in Empfang genommen haben und zu Rathe ziehen könne. Dies war aber in der That so. Sie kannte das Weib dem Rufe und Ansehen nach bereits, und die Gelegenheit kam ihr höchst erwünscht. Nur war leider alles so dunkel, was ihr die Alte berichtete und

nur zwei Dinge waren mit ziemlicher Deutlichkeit ausgesprochen, erstens, daß das Verhältniß mit dem guten Theologen in der Feuerkugel sich gar bald auflösen, und zweitens, daß Karoline ihren gegenwärtigen Aufenthalt bald mit dem einer großen Stadt, an einem bedeutenden Strome gelegen, vertauschen werde.

Sie bestürmte das geheimnißvolle Weib mit hundert Fragen und ließ nicht ab, je vieldeutiger die Antworten ausfielen, bis sie sich vom Vater rufen hörte.

Sie eilte hinaus zu diesem und versicherte auf sein Befragen, daß sich ganz gewiß noch keine alte Frau gemeldet hätte.

Sie sah sich jetzt leider genöthigt, die kluge Frau zu dem Vater zu schicken, besprach jedoch zuvor mit derselben eine andere Zusammenkunft zu mehr günstiger Stunde.

Herr Stein sah nicht sobald das alte Weib zwischen denselben Wänden mit sich, als er die Thür verriegelte, um sich von Niemand bei diesem Geschäft überraschen zu lassen. Es hat dich doch niemand zu mir gehen sehen — du bist schon seit länger als einer Viertelstunde im Hause —

„Nein, nein" — antwortete die Alte, — „ich war freilich schon an der Thür, kehrte aber wieder um, weil ich was vergessen hatte. Mich jemand ge-

sehn haben? mich sieht niemand, Herr Stein, wenn ich mich nicht sehn lassen will."

„Ach, das sind Possen! nimm dich nur in Acht, daß dich die Bettelvögte nicht auf verbotenen Wegen sehen — die haben recht scharfe Augen."

Darauf achtete die Alte nicht, die jetzt die Karten aus ihrem schmutzigen Korbe nahm. „Sollen wir beginnen?" sagte sie.

„Nun, freilich, fang' an mit deinem lächerlichen Hokuspokus" — sagte Herr Stein — „dann werd' ich dich um so eher wieder los. Und nun sage was du weißt, sage Alles, was mich angeht" —

„Die Zeit ist kurz und zu sagen wäre viel" — sagte die Alte, während sie die Karten in Ordnung legte und dann überblickte; — „ich will mich deßhalb auf das beschränken, was Sie noch nicht wissen, denn zu dem Uebrigen brauchen Sie mich doch nicht."

„Nun, sag' an."

„Sie haben einen Bruder," sagte die Alte.

„Gehabt" — bemerkte Herr Stein.

„Sie haben ihn noch," wiederholte sie — „d. h. er lebt noch und der Todtenschein, wenn Sie einen haben, ist irrthümlich ausgestellt. Und das wunderlichste ist, Sie kennen Ihren Bruder und wissen nur nicht, daß er Ihr Bruder ist."

„Dummes Zeug!" murmelte Herr Stein.

„Der Bruder“ — fuhr die Alte fort, die jetzt weder zu sehn noch zu hören und ganz bewußtlos zu sprechen schien, während sie auf die Kartenblätter niederstarrte, — „der Bruder steht jetzt einsam und gedankenvoll vor einem Bilde — das Bild stellt seine Braut vor und Ihre Frau, Herr Stein — sie trägt ein lichtblaues Kleid und einen Ring am Finger, dessen Gold das Haar Ihres Bruders umschließt. Aber jetzt zieht er eine Decke über das Bild, ich sehe nichts mehr davon.“

Die Alte erwachte wie aus einem Traum. „Bitt' um Verzeihung“ — sagte sie — „ich war da wohl in Gedanken gerathen, das macht das Alter. Doch nun lassen Sie sehen, was ich Ihnen sagen kann: — Hier stehen Sie — Sehen Sie, Alles drängt sich“ —

„Ach, still mit dem Possenspiele!“ unterbrach sie Herr Stein. „Träume noch ein Mal, Alte, und fahre in deinem vorigen Berichte fort.“

„Wie?“ fragte sie verwundert. „Was hab' ich Ihnen berichtet? ich weiß von nichts mehr. Wenn ich aber bewußtlos mit mir selber sprach, wie's zuweilen geschehen mag, so kommt das in dieser Stunde nicht wieder und Sie müssen den günstigen Augenblick in einer künftigen abwarten. Aber nennen Sie meine Karten kein Possenspiel“ —

„Nun so fahre fort! Werd' ich meinen Bruder wieder sehen?"

„Sie wollen mich auf's Eis führen, Herr Stein. Sie haben am Ende gar keinen Bruder — ich kann das nicht wissen. Aber lassen Sie mich ruhig meiner Karte folgen."

„Nichts von der Karte! wenn heute nichts mehr anzufangen ist, so will ich morgen zu dir kommen und zwar Abends — hier könnte dein Besuch auffallen. Sorge dafür, daß du morgen eine recht träumerische Stunde hast — das ist es, was ich wünsche — mit den Karten ist's nichts."

Mit diesen Worten drückte er ihr ein Geldstück in die Hand, die Alte raffte ihre Karten zusammen und Herr Stein deutete nach der Thür indem er noch sagte: „Morgen des Abends erwarte mich."

Zu Weissagungen, wie er sie haben wollte, war es dies Mal nicht gekommen, aber dafür hatte ihn die Alte mit einer Neuigkeit überrascht, die ihn mit den seltsamsten Gefühlen erfüllte und gleichwohl — wie sollte er sich erklären, was sie gesagt hatte? Er trat an sein Pult und suchte den vergilbten Todtenschein seines Bruders hervor.

„Hier steht es freilich" — sagte er; — „aber das Bild und der Ring — wie konnte das alte Weib auf solche Dinge kommen — und überdies geschah's in einem traumartigen Zustande!"

Wir überlassen Herrn Stein seinen Betrachtungen wieder, die jetzt eine ganz andere Gestalt als zuvor annehmen, und zwar eine sehr peinliche, und treten mit seinem Sohne Friedrich wieder den Weg nach der Wohnung des Herrn Greif an, denn die Stunde des Harrens ist nunmehr abgelaufen. —

Friedrich gelangte auf dem zuvor beschriebenen Wege wieder zur Thür des Herrn Greif und setzte den Klingelzug in Bewegung. Alles ging genau wie das erste Mal, die Hunde tobten und der Kopf der Haushälterin zeigte sich eben so. Aber sie fertigte ohne vieles Fragen diesmal den Gast gleich mit den Worten ab: „Herr Greif ist ausgegangen."

Der Spitzbube! dachte Friedrich. „Und kommt er nicht wieder?"

„Nein, vor Abends nicht und dann ist er nicht zu sprechen."

„Und wohin ist er gegangen?"

„Wahrscheinlich in sein Comptoir" —

„Sein Comptoir — wo ist das?"

„Im Nebenhause, im Hofe zu ebener Erde."

Friedrich entschloß sich demnach Herrn Greif dort aufzusuchen und ging. Im Nachbarhause fand er einen ähnlichen Hof und nach einigem Suchen entdeckte er daselbst eine offene Thür und trat ein. Das Gemach welches er hier fand und welches ur-

sprünglich zu einem Pferdestall bestimmt gewesen schien, nannte Herr Greif sein Comptoir.

Mitten unter mancherlei Handelsgütern und Trödelkram saß auch hier der fleißige Greif am Schreibepult und sah bei Friedrichs Eintreten diesen, wieder mit zurückgeschobener Brille, mit einer Miene an, als erschiene eine wildfremde noch nie dagewesene Person.

„Wen hab' ich die Ehre" — fragte er mit dem erwähnten eiskalten Tone.

„Ei zum Teufel mit den Possen!" fuhr Friedrich heraus. „Was soll das heißen, oder hab' ich mich in der Stunde verwandelt?"

„Ei, bitt' um Verzeihung!" sagte Herr Greif, der sich jetzt besann. „Man hat den Kopf voll Geschäfte."

„Und ich komme wegen des meinigen. Haben Sie die Hundert Thaler noch nicht abgezählt?"

„Es thut mir von Herzen leid," sagte Herr Greif mit höchst gleichgiltigem Ausdrucke; „aber mein bewußter Geschäftsfreund war nicht im Stande, mir zu dienen. Es fehlt jetzt zu sehr an baarem Gelde."

„Was?" rief Friedrich entrüstet. „Was gehen mich Ihre Freunde an, ich habe es nur mit Ihnen zu thun und mit Ihnen bin ich einig geworden wegen eines Darlehens von hundert Thalern gegen zwanzig Procent Zinsen. Jetzt wollen wir die Sache

zum Schluß bringen, oder wenn Sie sich weigern, Wort zu halten" —

„Ei, verehrtester Herr Stein! bitte, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke," sagte Herr Greif sehr gelassen. „Legen Sie meiner Firma und meinem Hause nichts Uebles zur Last. Wer denkt an Nicht-Wort-Halten? Mein Wort und mein Name sind gut — wissen Sie was das sagen will Herr Stein? daß ich Wort halte versteht sich. Ich wollte nur bemerken" —

„Nun?"

„Daß es jetzt an baarem Gelde fehlt und daß ich Ihnen das Darlehen nur in Waaren machen kann."

„Ich bin kein Schacherjude und kein Mäkler," sagte Friedrich — „was soll ich mit Waaren machen? Geld brauch' ich. Halten Sie mich zum Narren?"

„Geld und Geldeswerth gleicht einander aus. Sie erhalten für die verabredete Summe von mir eine entsprechende Partie Kaffee und Gewürzwaaren, die ich gerade liegen habe — was könnten Sie dagegen haben?"

„Dummheit!" rief Friedrich. „Kann ich meine Gläubiger mit Kaffeebohnen abspeisen oder kann ich Muskatnüsse statt Thaler in die Tasche stecken."

„Sie schlagen die erhaltene Waare sogleich los, stecken das dafür erhaltene Geld ein und die Sache ist in Ordnung."

„Aber wie soll ich" —

„Uebrigens," fuhr Herr Greif fort, „kommt es ja nur auf Sie an. Wollen Sie das Geschäft nicht machen, so laß ich die Waaren noch einige Tage liegen, wo ich Gelegenheit haben werde, selbige weit vortheilhafter loszuschlagen und zwar gegen baar — ich unternehme die Sache mit Ihnen wahrlich aus purer Gefälligkeit."

„Aber kann ich auf den Markt treten und Kaffee und Zimmt feilbieten?" sagte Friedrich.

„Das haben Sie auch gar nicht nöthig," sagte Herr Greif — ich werde Ihnen einen Mäkler, einen reellen Mann, empfehlen können, der Ihnen die Waaren sofort verkauft. Wollen Sie das Geschäft machen?"

„Nun freilich, wenn's nicht anders sein kann," erwiederte Friedrich.

Herr Greif legte ihm nun ein bereits beschriebenes Papier vor, unter dessen Inhalt Friedrich nur seinen Namen zu setzen brauchte. Es stand darauf in den bekannten Be- und Verschwörungsformeln, daß Herr Friedrich Stein an die Ordre des Herrn Elias Greif ultimo Juni des Jahres 1766 Einhundert Reichsthaler baar und richtig zahlen werde, daß er den Werth dieser Summe heute erhalten, und daß er zum Besten seiner Verpflichtung und des Herrn Greif hinsichtlich aller etwaigen Vorkomm-

niſſe der beſtehenden Meſſ'- und Marktfreiheit entſage u. ſ. w.

„Aber wozu einen förmlichen Wechſel unterſchreiben, da ich Ihnen ja zur Sicherheit meine Matrikel überlaſſe? Wäre ein einfacher Empfangsſchein nicht völlig genügend?"

„Thut mir leid, Verehrteſter! Geſchäftsleute müſſen ſicher gehen — daß dürfen Sie uns nicht verargen."

Friedrich unterſchrieb das Papier.

„Und nun die Waaren und den Mäkler, Herr Greif!" ſagte er dann.

Herr Greif nahm vorſichtig mit der einen Hand das unterſchriebene Papier und reichte Friedrich ſodann ein anderes, welches eine Berechnung der abzuliefernden Waaren enthielt. Zugleich deutete Herr Greif nach einem Winkel ſeines ſaubern Comptoirs, wo die beſagten Waaren in leibhaftiger Geſtalt aufgeſchichtet lagen — ein ziemlich kleines, aber werthvolles Häuflein. „Genau achtzig Thaler im Preiſe, laut der Berechnung!" ſagte Herr Greif.

„Blos für achtzig Thaler? für hundert brauch' ich ja, wie verabredet!" ſagte der wieder getäuſchte Friedrich.

„Thut mir leid," erwiederte der Geſchäftsmann, „aber ich kann bei derartigen Geſchäften nicht anders, als die Zinſen ſogleich abziehen. Ueber dies

hab' ich gegenwärtig auch nur für die achtzig Thaler dieser Waaren disponibel."

Friedrich biß sich auf die Lippe, sah aber wohl ein, daß da kein Reden etwas fruchten werde. Und Herr Greif fragte noch ein Mal: „Ist's richtig? Sonst gebe ich Ihnen Ihre Papiere gern zurück."

„Es muß wohl richtig sein," sagte Friedrich unwillig und Elias Greif bemerkte, während er den Wechsel sehr sorgfältig in seine alte, unscheinbare aber dickleibige Brieftasche steckte: „So ist das Geschäft abgemacht. Aber Herr Stein, ich muß Sie ersuchen, Ihre Waaren dort doch sogleich zu entfernen, denn ich erwarte jede Stunde andre Gegenstände, wozu ich den Raum nöthig haben werde."

„Soll nicht lange dauern," erwiederte Friedrich; „schaffen Sie mir nur den Mäkler her; der wird wahrscheinlich auch noch ein Blutgeld verlangen."

„Kleinigkeit!" sagte Herr Greif, der unterdessen einen halb verhungerten Knaben, seinen dienstbaren Geist, der im Hintergrunde des Comptoirs alte metallne Geschirre blank putzte, nach dem Mäkler abgeschickt hatte. „Sie geben dem Mann ein paar Thaler als Gratification, so ist er zufrieden. Ich hätte nicht zu schicken brauchen, denn dort kommt Herr Hunger zufällig von selbst."

Wirklich erschien, wie gerufen, aber ganz zufällig, Herr Hunger, um nachzufragen, ob Herr

Elias Greif kein Geschäft für ihn habe. Friedrich wußte nicht, daß eine halbe Stunde zuvor der letztere dem erstern siebzig Thaler mit der Instruction zugeschickt hatte, zur rechten Zeit zu erscheinen und unter keiner Bedingung mehr als diese Summe für die Waaren zu geben, die Herr Greif auf diese Weise mit einigem Vortheil selbst wieder kaufen wollte.

Und so geschah es. Herr Hunger, der Mäkler, vernahm den Stand der Sache und erbot sich, den Vertrieb der Waaren zu übernehmen, auch den Werth, d. h. siebzig Thaler, sogleich auszuzahlen.

„Achtzig Thaler, Herr Greif!" sagte Friedrich, sich an diesen wendend.

„Wie?" fragte dieser zerstreut, denn er war in seine Papiere vertieft. „Ja wohl," sagte er dann, „für achtzig Thaler Waaren hab' ich Ihnen laut Berechnung überlassen" (diese Berechnung hatte er inzwischen in der Zerstreuung selbst wieder zerrissen). „Aber," fuhr er dann fort, „ich bin in diesem Augenblicke sehr beschäftigt und muß Sie in der That ersuchen, mich nicht zu stören. Auch werde ich jedenfalls noch in dieser Stunde den Raum dort nöthig brauchen." Damit vertiefte er sich wieder in seine Berechnungen und Briefe.

Alles half nichts — Herr Hunger verstand sich zu nicht mehr als siebzig Thalern und Friedrich rief grimmig: „nun denn, her damit!"

Sofort zählte Herr Hunger sehr bedachtsam einen Thaler nach dem andern auf den Tisch, bis die siebzig dalagen. Nachdem er Friedrich sich überzeugen lassen, daß die Zahl richtig sei, schob er sechs Thaler von den siebzig wieder in seine Hand zurück und fuhr damit in die Tasche.

„Wie," rief Friedrich, „das soll wohl die Gratification bedeuten? Ich denke zwei Thaler wären mehr als genug."

Herr Hunger meinte aber, anders ginge es nicht, sonst möchte das Geschäft lieber rückgängig werden. Alle Welt wäre mit den Waaren vollauf versehen und er müsse vielleicht lange laufen, eh' er sie mit Schaden und Nachtheil nur an den Mann bringen könne.

„Nun so hol' euch Judenseelen der Teufel!" rief Friedrich, dem die Galle überlief. Indeß raffte er die vierundsechszig Thaler, wofür er nach zwei Monaten hundert zahlen sollte, zusammen und überließ es den beiden Biedermännern, Elias Greif und Hunger, sich im Stillen des schönen Geschäftes zu freuen. Er enteilte dem Comptoir und war froh als er den dumpfigen Hofraum hinter sich hatte und auf der Straße freiere Luft athmete. Funfzig Thaler betrug die Summe nur, die er am heutigen Tage zu zahlen hatte; sonach behielt er noch vierzehn in der Tasche, und trotz des theuren

Leipziger Pflasters ließ sich mit vierzehn Thalern ein angenehmer Frühlingstag im Bereiche dieser guten Stadt ganz leidlich hinbringen.

5.

Göthen erfüllte das vom Magister erhaltene Gedicht mit einem unbehaglichen Gefühle, es schien ihm sogar eine gewisse Arroganz darin ausgedrückt zu sein, die in einem lebensfrischen ächt menschlichen Gemüthe keine Sympathie erregen könnte. So begriff er auch nicht, wie der alte Sonderling dazu gekommen, *ihm* diese Verse zu geben, denn schon der Umstand, daß das Papier sauber gefaltet auf dem Tische bereit lag, schien anzuzeigen, daß es für ihn ausdrücklich bestimmt gewesen, wenn dies die beiliegende Rechnung nicht ohnehin deutlich genug kund gethan hätte. Die Lehre die darin liegen sollte, war nur ein Seitenstück zu des Philosophen Benehmen, der mit den Worten auf die Teppiche des Reichen trat: ich trete deinen Stolz mit Füßen, und in jenem Falle, wie in diesem, paßte die Antwort: Ja, aber nur mit einem andern Stolze.

Der junge Spaziergänger gab sich Mühe, jenes Unbehagen schnell von sich zu schütteln und das ge-

lang ihm in der knospenden von warmer Frühlingssonne beschienenen Umgebung bald genug. Recht wie zur Verhöhnung jener hochtrabenden Floskeln und wie zum Zeichen, daß ihm die Erde und ihr Treiben über Alles lieb sei und er sich wohl darin befinden wolle, schnitt er in der Nähe von Gohlis seinen Namen in die glatte Rinde eines schönen Lindenbaumes.

Als dieses Werk vollbracht war, ging er langsam und viel heiterer, als er sie verlassen, nach der Stadt zurück.

Die Anlagen und Lindenalleen, die schon damals die innere Stadt als freundlicher grüner Kranz umschlangen, wimmelten von Spaziergängern und Göthe mischte sich gern darunter. Er hatte sich indeß nicht lange durch die heitere Menge bewegt, als ihm sein Nachbar, der Theolog, mit bestürzter Miene entgegentrat.

„Es ist unverantwortlich!" rief dieser. „Da kommt der Mensch, der Stein, mit einem seiner Spießgesellen im abscheulichsten Aufzuge allen anständigen Leuten zum Trotz."

Göthe blickte nach der angedeuteten Richtung, wo sich, von einer Staubwolke und einer Schaar Gassenbuben umgeben, zwei Reiter auf dem Fahrwege näherten.

„Ist ihm am eignen Rufe nichts gelegen, so sollte er doch seine Familie und deren Freunde schonen!“ fuhr der Theolog fort, während die wunderliche Kavalkade herankam.

Stein und einer seiner Genossen hatten sich jeder eines Esels des Thomasmüllers bemächtigt — damals, wie noch in späterer Zeit wurden die Mehlsäcke von dort den Bäckern auf jenen Thieren zugeführt — und so ritten die beiden, übrigens ganz kavaliermäßig gekleideten jungen Herren mit der ernsthaftesten Miene deren sie fähig waren die Promenade entlang. Die anständigen Spaziergänger staunten und rümpften die Nase, und Göthe war nebst seinem Begleiter im Begriff, weiter zurückzutreten, um unerkannt die Reiter vorüber zu lassen. Aber Stein hatte die lieben Bekannten bereits erblickt, sprang von seinen Langohr, welches er laufen ließ und kam seelenvergnügt heran.

Das etwas von süßem Wein umnebelte Hirn des edlen Reiters begriff indeß doch, daß den beiden andern die Gesellschaft nicht gelegen kam. „Ich merke wohl,“ sagte er, „dem Herrn Poeten ist mein schöner Spaß zu einfach und dem theologischen Griesgram ist er zu roh gewesen. Seid vernünftig, Kinder, und kehrt euch nicht an die thörichte Welt. Mir hat heute ein Blutigel von Wuchrer übel mitgespielt und ich mußte meinem Aerger Luft machen.“

In diesem Augenblicke schritt auch noch die Gestalt des alten Magisters heran, und der Theolog, welcher fürchtete, der Vater möchte ihm hier neuen Grund zur Beschämung geben, nahm in der Verzweiflung eilig Abschied und entfernte sich schnell. Göthe war in Verlegenheit, denn so gern er auch dem Beispiele des Theologen gefolgt wäre, so war dies doch jetzt zu spät und er hatte nur die schlimme Wahl zwischen der Gesellschaft eines alten Sonderlings und der eines jungen tollköpfigen Wüstlings. Um sich nicht beide auf einmal aufzubürden, wählte er die erstere, machte in der Eile dem Eselsritter deutlich, daß er mit dem Alten Nöthiges zu sprechen habe und schlug sich an die Seite des phantastischen Magisters, während der Student, in gerechter Verachtung dieser steifen, philisterhaften Welt, die Spur seines entlassenen Langohrs wieder zu suchen schien.

„Lassen Sie uns doch diesen Seitenweg einschlagen," sagte Göthe zu seinem Begleiter, „man geht da schattiger und ungestörter."

Er wollte durch den tragikomischen Aufzug des Alten die Blicke des zahlreichen Publikums nicht auf sich lenken und gleichwohl interessirte ihn selber der Anblick des Mannes stark genug, dessen Gestalt er in einem Lustspiele figuriren lassen wollte und deshalb noch etwas näher studiren mußte.

„Ich bin noch in Ihrer Schuld, für Ihre schriftliche Epistel," sagte er zum Begleiter, „und erlaube mir Ihnen hiermit das Honorar sogleich zu zahlen. Indeß muß ich Sie für die Zukunft doch ersuchen, mir derartige Mittheilungen, die mir übrigens sehr schätzbar sind, stets nur auf mein vorhergehendes Verlangen gewähren zu wollen. Ich werde Ihnen den Wunsch so oft ausdrücken, als es meine Kasse nur immer erlauben mag."

„Thuen Sie das doch ja, Verehrtester!" antwortete der Magister. „Ich bin im Stande Ihnen so mancherlei Mittheilungen zu machen, die sämmtlich von Werth und Wichtigkeit sein werden, denn ich habe so ziemlich viel erlebt, und das ist und bleibt immer die Hauptsache. Ohne eigene Erfahrung interessirt und begeistert man sich wohl für dies und jenes, aber im Laufe der Jahre, je nachdem man sich verändert, begreift man am Ende nicht mehr, wie man auf einen Gegenstand ehedem so besondern Werth legen konnte. Erst nachdem man selber Alles erfahren, ist man im Stande, die Sachen gegen einander abzuwägen, im rechten Lichte zu sehen und das Nichtige vom Aechten zu unterscheiden. Selbst der Schmerz und die Freude wird erst mit den Jahren ächt, sobald man das Bewußtsein gewinnt, was man verloren oder erhalten hat — denn gerade weil man dann weit weniger Schätzens-

werthes oder Verwerfliches im Leben findet und mehr mit Gleichmuth erfüllt ist, tritt Schmerz und Freude auf dem eintönigen Grunde jenes Gleichmuthes in desto lebhaftern Farben hervor."

„Wär' es nicht besser," entgegnete Göthe, „wir ließen die Freude gelten, ohne zu fragen, wie ächt oder unächt ihre Ursache?"

„Für die Jugend, ja, für die Jugend mag das am besten sein!" sagte jener. „Aber das Alter, das denn doch jedem bevorsteht, prüft nun einmal — und ihm schweben Freuden und Schmerzen früherer Zeit als Gespenster vor und es sieht deutlich, was an ihnen war. Könnten Sie nur fühlen, was gestorbene Freuden sind, die im Gewande des Schmerzes wieder auftreten."

Hätte Göthe ahnen können, wie es jetzt gerade im Gemüthe des armen alten Mannes aussah, der das letzte wohl mehr mit sich selber, als mit dem jungen Begleiter sprach, so würde er eine voreilige Frage, zu der ihn jene Worte veranlaßten, wohl unterdrückt haben.

„Sie haben trübe Erinnerungen, die sich an ein theures Andenken knüpfen — vielleicht an das verhüllte Gemälde" —

Der Alte ließ ihn nicht ausreden. „Ein Gemälde? ein verhülltes Gemälde?" fragte er hastig. „Was wissen Sie davon, wo haben Sie ein verhüll-

tes Gemälde gesehen? Wie sind Sie dahinter gekommen und warum wollen Sie meinen Plan kreuzen?"

Göthe wußte nicht was er erwiedern sollte. Es war ihm nur klar, daß der alte Mann seine kleinen Geheimnisse haben müßte, die er nicht durchschauen lassen wollte. Wenn ihm dies im Allgemeinen mit ziemlicher Schlauheit gelang, so schien ihm in manchen Fällen, wie gegenwärtig, doch seine Alterschwäche einen Possen zu spielen, daß er in Gefahr kam, sich selber zu verrathen.

„Beruhigen Sie sich," sagte Göthe nach einer Pause; „ich weiß nichts von Ihrem Gemälde und Ihrem Plane, und das Bild hängt ja in Ihrer Wohnung, wo ich es wohl bemerken mußte, wenn mir auch der Gegenstand verborgen blieb."

Alles Geheimnißvolle, und wenn es auch einen alten Magister betraf, reizte ihn damals und er hätte wohl gern manche Frage an den alten Gelehrten gethan, wenn er nicht gefürchtet hätte, den armen Mann auf's Neue aus der Fassung zu bringen. Indeß nahm er sich doch vor, nächstens wieder einen halben Gulden daran zu wagen und die alterthümliche Wohnung in der goldnen Gans noch einmal mit seinem Besuche zu beehren. Davon sagte er aber vorläufig nichts, denn er wollte den Magister ungemeldet überraschen.

Jedenfalls hätte der Gelehrte in diesem Augenblicke auch den Besuch abgelehnt. Er war mißtrauisch geworden und es ließ sich heute nichts mehr von ihm herausbringen. Ganz gegen seine Gewohnheit vergaß er auch das Honorar für die so eben gehaltene Vorlesung zu verlangen und die erste Gelegenheit, die sich bot, um einen andern Weg einzuschlagen, benutzte er und empfahl sich, dem Schüler überlassend, Betrachtungen über dieses ungewöhnliche Benehmen und die etwaigen Ursachen desselben anzustellen.

6.

Je mehr sich Göthe mit dichterischen Versuchen beschäftigt hatte und je lieber ihm seine kleinen Produktionen geworden waren, um so peinlicher war ihm das ewige Tadeln und Verleiden dieser Dinge von Seiten seiner ältern Freunde, und gleichwohl konnte jener fortwährende Widerspruch nicht verfehlen, allmälig seinen Einfluß geltend zu machen. Der junge Dichter wurde nach und nach, wenn auch nicht überzeugt, doch überredet, daß Alles, was er bisher versucht hatte, durchaus verfehlt sei, und so verlor er die Lust an dem was er besaß, ohne den Trost

eines beſſern Neuen vor ſich zu ſehen, was ihm das verleidete Alte erſetzen könnte.

Seine eigenen Verſuche begannen ihn anzuwidern und es kam ſo weit, daß er ſich ſcheute, überhaupt noch einen Vers niederzuſchreiben, weil er fürchten mußte, des andern Tages verwerflich zu finden, was ihn heut' erfreute. Alles was ihm die wohlmeinenden Freunde geſagt hatten, war nur im Stande geweſen, ſeinen Geſchmack und ſein Urtheil zu verwirren.

So war eines Tages ſein Unmuth auf's Höchſte geſtiegen und er beſchloß, alles Alte zu vernichten, um in Erwartung günſtigerer Zeit und beſſerer Einſicht allen Reimereien zu entſagen.

Er raffte all ſeine poetiſchen Manuſcripte und Entwürfe zuſammen und ging mit dem Packet nach der Küche, wo er die koſtbaren Sachen auf dem Heerde häufte und anzündete. Erſt als Alles in Aſche geſunken war, ward er ruhiger, und ging wieder nach ſeinem Zimmer, auf welchem ihn jedoch bald die Frau Wirthin mit verſtörter Miene beſuchte.

Die warme Frühlingsſonne, die auf den Schornſtein fiel, hatte den Rauch niedergehalten, der das ganze Haus mit unpoetiſchen Wolken erfüllte und die gute Frau in Angſt und Schrecken verſetzte.

Sie athmete freier, als ihr Göthe lachend die Urſache des Qualmes entdeckt hatte und ging, um

in der Küche nachzusehen, daß auch Alles rein verbrannt sei. Indeß kehrte sie unter der Thür noch einmal um, und übergab einen Brief, was sie in der Bestürzung beinahe vergessen hätte.

Der Brief war vom Magister und lautete so:

„Verehrtester! Es sind nunmehr zwei Wochen vergangen, ohne daß ich das Vergnügen gehabt habe Sie bei mir zu sehen. Wöchentlich würden doch mindestens zwei Vorlesungen von Ihnen besucht worden sein, wenn Sie, wie ich vermuthe, nicht mancherlei Abhaltungen gehabt hätten. Ich muß Sie demnach für besagte vier Vorlesungen — denn seit zwei Wochen hörten Sie keine — als Vergütung um die Hälfte des Honorars, d. h. einen Gulden, ersuchen, den Sie mir wohl gefälligst bald zusenden. In der Voraussetzung, daß Sie von meinen Vorlesungen nun keinen Gebrauch mehr zu machen denken, habe ich die sonst dazu nöthige Zeit von jetzt an zu andrer Beschäftigung bestimmt. Mit besonderer Hochachtung der Ihrige u. s. w."

Es hätte dem guten Manne, um schnell und leicht zu Gelde zu kommen, nichts gefehlt, als eine gehörige Anzahl solcher Schüler, wie Göthe, der bisher die verschiedenen mehr als auffälligen Rechnungen hatte gelten lassen. Auch die letzte Forderung beschloß er, ohne Widerspruch befriedigen zu wollen,

und zwar um so eher, da der Magister selber merken ließ, daß es die letzte sein sollte.

Es war Göthen bei dem Autodafe seiner Manuscripte, die er zeither so sorgfältig bewahrt hatte, doch seltsam zu Muthe gewesen und manches Papier hätte er gern der Flamme entrissen. Nun aber war die Sache einmal geschehn und abgethan und es es war ihm, als hätte er mit Vertilgung all des Wustes neue Kraft und Fähigkeit zu besserem gewonnen. Indeß gedachte er doch, sobald keine Verse wieder zu schreiben, sondern die Zeit abzuwarten, wo sein Geist mehr Ruhe und Klarheit gewonnen haben würde, um sogleich das Gelungene vom Unbedeutenden und Verfehlten unterscheiden zu können, ohne genöthigt zu sein, nach wenigen Stunden platt und verwerflich zu finden, was er zuvor mit Liebe niedergeschrieben hatte.

Vor Allem fühlte er, daß ihm ein Umgang fehlte, wie er nothwendig war, um ihn glücklich anzuregen und auf dem rechten Pfade zu erhalten. Die gebildetern und vornehmen Kreise, in denen er sich zeither mehr gezwungen als freiwillig bewegt hatte, vermochten ihm nicht zu gewähren, was er suchte und die ganze Frucht, die ihm, wie er wenigstens glaubte, dieser Verkehr gebracht hatte, war der Aschenhaufen auf dem Küchenheerde seiner Frau Wirthin.

Vorläufig schien ihm der Umgang mit Leuten, wie z. B. der alte Magister, immer noch weit ersprießlicher, als der Verkehr in jenen Häusern, von denen er sich mehr und mehr zurückziehen wollte, und gerade der Umstand, daß der Magister sich selbst vor ihm abschließen zu wollen schien, reizte ihn erst von neuem, sich näher um diesen Sonderling zu bekümmern, und um sich nach dem Leichenbegängniß seiner geistigen Kinder, welches er so eben gehalten, zu zerstreuen, ging er aus, um dem Alten einen Besuch zu machen.

Auf dem kurzen Wege nach der goldnen Gans sollte er indeß noch durch einen andern Vorfall aufgehalten werden. Am Eingange eines alten düstern Hauses, wo er vorüberkam, war ein Schild befestigt, mit der Aufschrift Auction. Im Hintergrunde dieses Hauses sah es lebendig aus, man drängte sich um eine Thür, die vermuthlich zu der Stätte führte, wo die Versteigerung statt fand. Göthe trat näher, um das Getümmel zu betrachten.

Die Gegenstände, die hier versteigert wurden, waren das wohlerworbene Eigenthum des edlen Herrn Greif, nämlich allerlei Pfänder, auf welche er ein Viertel, auch wohl ein Drittel des Werthes geliehen, und die er nun, weil die Eigner sie aus Leichtsinn oder Dürftigkeit nicht zur bestimmten Zeit eingelöst hatten, an den Meistbietenden losschlagen ließ.

Freilich hatte er zur gehörigen Zeit voraus das Stattfinden dieſer feierlichen Handlung ankündigen laſſen, und demnach hatt' es ein jeder ſich ſelbſt zuzuſchreiben, der das Seinige auf ſolche Weiſe einbüßen mußte.

Mit einiger Mühe gelang es Göthen, ſich in das Gemach einzudrängen. Es war dies das Comptoir des Herrn Greif, welches heute zum Auctionsſaale umgeſchaffen war. Ein mephitiſcher Dunſt und eine erſtickende Gluth herrſchten hier; aber es unterhielt Göthen doch, die mancherlei Phyſiognomien der verſchiedenartigen Anweſenden zu beobachten: Liebhaber, die eben nur eine Curioſität erſtehen wollten, Müſſiggänger und Pflaſtertreter, die nichts beſſeres zu thun wußten, als hier einen Theil ihrer Zeit hinzubringen, denn die Kaffeehäuſer boten noch nicht in jener Zeit die Reize, wie heut zu Tage; ferner Leute, die irgend ein nöthiges Geräth für den häuslichen Bedarf hier zu billigem Preiſe zu erringen hofften und dann vor Allem die Schachergeiſter, die in bedeutenden Städten in Maſſe gedeihen, und die hier nur billig erwerben wollten, um mit gutem Gewinn wieder zu verkaufen. Aber auch andere Theilnehmer fanden ſich noch. So bemerkte Göthe in einem Winkel des weiten Gemachs eine alte ärmlich gekleidete Frau, welche auf keinen der verſchiedenen Gegenſtände ein Gebot that; aber jedes-

mal wenn ein andrer zum Vorschein kam, blickte sie erwartungsvoll nach dem Tische hin, als erwarte sie etwas, deßwillen allein sie hiehergekommen wäre — und so oft sie sich getäuscht sah, begann sie wieder das geringe Sümmchen eifrig zu überzählen, welches sie in der Hand trug.

Göthe hatte sich dicht neben sie gestellt, weil er abwarten wollte, welcher Art wohl dasjenige sein möchte, was die Aufmerksamkeit der Alten fesseln könnte, und bei dieser Gelegenheit vermochte er's leicht, sich von dem Betrag ihres kleinen Vermögens in Kenntniß zu setzen. Jetzt kam ein kleines goldnes Medaillon von geringem Werthe unter den Hammer und sogleich war die Frau wie elektrisirt. Sie zitterte sichtbar, wenn sie ihr Gebot gethan hatte, in ängstlicher Erwartung, daß ein Andrer sie überbieten möchte.

Vielleicht war der Gegenstand ein theures Jugendandenken und die Noth hatte sie gezwungen, es in Greifs Hände wandern zu lassen. Die letzte Gelegenheit zur Wiedererlangung wollte sie jetzt benutzen.

Die arme Alte wurde von andern rücksichtlosen Competenten immer höher in ihren Geboten getrieben. Göthe wußte, daß sie jetzt das Höchste geboten hatte, was sie besaß, und mit ängstlicher Spannung lauschte sie, ob noch jemand bieten würde, während sie das Geld krampfhaft in der Hand festhielt.

Und in der That, ein Fremder bot eine Kleinigkeit mehr!

„Zum zweiten!“ — sagte der Mann mit dem Hammer, indeß die Alte, in Thränen ausbrechend, im Begriff war, hinauszuwanken, woran sie nur durch die dicht gedrängte Menge gehindert wurde. In diesem Augenblicke überbot Göthe den Fremden und der Hammer, der sich schon senken wollte, erhob sich noch ein Mal. Aber niemand weiter that ein Gebot und Göthe sah sich um geringen Preis im Besitz des Medaillons, durch dessen Kristall eine blonde Locke sichtbar war. Er ließ unbemerkt der Alten das Kleinod über die Schulter in die Hand gleiten und wußte sich im nämlichen Augenblick durch die Masse der Anwesenden nach der andern Seite des Zimmers zu schleichen.

Wer konnte wissen, wie manch' liebe Erinnerungen sich an jenen unscheinbaren Gegenstand knüpften — und welche Freudenthränen denselben jetzt netzen mochten!

Gleichsam um sich zu zerstreuen, erstand Göthe noch einen Ring, der unmittelbar nachher unter den Hammer kam. Er steckte diesen an den Finger und drängte sich gleich darauf hinaus, weil ihn die dicke Luft des Gemachs zu ängstigen begann.

Fast hatt' er schon den beabsichtigten Besuch beim Magister vergessen gehabt; jetzt dachte er wieder daran

und raschen Schrittes, im Innern freudig wegen der Gefälligkeit, die er der alten Frau erwiesen, verfolgte er den Weg weiter nach der goldenen Gans. Dies Mal war er mit den Irrgängen schon vertrauter, welche zu den Gemächern seines ungewöhnlichen Lehrers führten und nach wenigen Augenblicken stand er vor der unscheinbaren Thüre und klopfte an.

Hatt' es aber das erste Mal einige Mühe gekostet, hier Zutritt zu erlangen, so schien es dies Mal beinah, als hätt' es der Magister verschworen wieder Besuche anzunehmen. Göthe klopfte lange vergebens und war schon im Begriff, sich unverrichteter Sache zu entfernen, als ihn eine in der Nähe befindliche Person versicherte, der Alte sei ganz gewiß daheim. Er erneuerte seine Versuche und pochte an das dichtverhangene Fenster und dann wieder stärker als zuvor an die Thür.

Endlich regte sich's im Innern und Göthe mußte das bekannte Examen: Wer ist da u. s. w. bestehen. Der Magister zögerte noch lange, entschloß sich aber dennoch am Ende und öffnete.

„Ei, mein werther Lehrer!" sagte Göthe, während er in's innere Gemach gelangte und jener die Pforte wieder verriegelte. „Dies Mal haben Sie mir den Zutritt zu den Hallen der Weisheit recht schwer gemacht!"

„Was ist irdische Weisheit," entgegnete der Alte,

der nun seinen dreibeinigen Stuhl wieder eingenommen hatte. „Was ist irdische Weisheit! das Erkennen allein, daß wir uns getäuscht haben, und das Ende ist immer wieder eine neue Täuschung. Thun und treiben Sie, was Sie immer wollen, nur genießen Sie jeden Augenblick der Freude, der sich Ihnen bieten mag, recht durch und durch, dann werden Sie nie von Reue und kaum ein Mal von Mißmuth zu sagen haben."

Unterdessen hatte Göthe sich im kleinen Gemache umgesehen und zu seinem Staunen bemerkt, daß das verhangene Bild von der Wand verschwunden war. Nur ein viereckiger Fleck von der Größe des Bildes der minder schwarz geräuchert war, als die übrige Fläche der Wand, war dort zurückgeblieben.

Indeß unterdrückte er jede vorlaute Bemerkung, denn das Benehmen des Magisters, als er diesen das letzte Mal gesehen, hatt' ihn vorsichtiger gemacht.

„Sie scheinen, Ihrem Briefe zufolge," begann er, „selbst Willens zu sein, mir den lehrreichen Genuß Ihrer Vorlesungen zu entziehen. Das thut mir leid — Sie erinnern sich, daß ich kaum erst eine dürftige Uebersicht des grandiosen Heldengedichts Empedokles, dessen Nachkommen die westindischen Rothhäute sind, erhalten habe, und gleichwohl muß mir unendlich viel daran gelegen sein, zu eigner

Fortbildung ein solch poetisches Musterstück durch und durch kennen zu lernen."

Während er dies sprach, hatte Göthe nicht bemerkt, welch' eine Veränderung im Gesichte des Alten vorgegangen war, der nicht das Geringste von seinen Worten gehört hatte. Scheinbar besinnungslos oder im Innern mit irgend etwas so ganz und gar beschäftigt, daß die Außenwelt für ihn völlig verloren war, starrte er auf den Tisch nieder und Göthe sah ihm verwundert ins Gesicht und wartete, ob sich diese erstarrten Züge nicht bewegen, ob dieser regungslose Mund sich nicht öffnen und ein Wort sagen werde.

Endlich wandte der Magister das Haupt und fragte heftig: „Wo haben Sie ihn her?"

„Was meinen Sie?" erwiederte Göthe, dem es fast bänglich zu Muthe ward, während er den Mann betrachtete.

„Den Ring! den Ring! wer gab Ihnen den Ring?" fuhr der Magister ebenso heftig fort und Göthe bemerkte nun erst, daß es der Ring an seiner Hand gewesen war, dessen Anblick seinen Wirth so sehr gefesselt hatte, daß er darüber mehrere Minuten lang Alles um sich her vergessen konnte.

„Ich bitte Sie, wie sind Sie zu dem Ringe gekommen?" wiederholte der Alte. „Der Eigenthümer mußt' ihn werth halten, wie sein Auge, er durfte

ihn nicht verlieren, er konnt' ihn nicht verschenken oder verkaufen — und doch ist er aus seinen Händen gekommen — so hätt' er ihn dennoch verloren? Hören Sie mich, ich kann Ihnen sagen, wem dieser gefundene Ring gehört — er muß wieder in die rechten Hände kommen!"

„In denen ist er zur Zeit, verehrtester Herr Magister!" erwiederte Göthe. „Der Ring gehört nach Fug und Recht niemand anders als mir. Ich hab' ihn erst in dieser Stunde für mein Geld in einer Versteigerung an mich gebracht" —

„In einer Versteigerung! Gott im Himmel!" rief der Magister — „wie konnte dieser Ring versteigert werden — wer wagt' es, diesen Ring öffentlich feil zu bieten!"

„Ein Mann, den ich zwar nicht genau kenne," antwortete Göthe, „der aber wohl, wie das Gerücht sagt, noch mehr zu wagen im Stande ist, als ein so einfaches Geschäft, wie die Versteigerung eines goldnen Rings. Mit einem Worte: Herr Greif, ein gewandter Geschäftsmann, von dem Sie ja wohl auch gehört haben werden."

Der Magister schwieg lange, während seine Blicke fortwährend auf dem Ringe hafteten. Endlich sagte er: „Der Ring ist auf unrechtmäßigem Wege in Greifs Hände gekommen — Sie haben ihn bezahlt, aber er ist mein! was haben Sie dafür gegeben?

Stellen Sie mir mein Eigenthum zu und ich verspreche Ihnen, morgen den Kaufpreis zurück zu erstatten."

Es war Göthen unangenehm, daß der Alte, der sich doch zuerst bei ihm eingedrängt und seine Gesellschaft gesucht hatte, sich immer mit Geheimnissen umgeben wollte, ohne Miene zu machen, die Theilnahme eines Andern durch Mittheilung zu belohnen. Erst war es das Bild, dessen bloße Erwähnung ihn fast außer sich gebracht hatte, und nun wieder der Ring. Dieser konnte doch wenigstens der Kaufpreis werden, wie es schien, um den Sonderling etwas mittheilender zu machen.

„Wer sagt Ihnen aber, verehrtester Herr Magister!" sagte Göthe, „daß mir dieser Ring, in dessen rechtmäßigem Besitz ich mich jetzt befinde, nicht ebenfalls ein werthes Gut ist, was ich um keinen Preis mehr von mir lassen mag? Und allerdings hab' ich den Ring lieb und es überrascht mich um so mehr, daß Sie denselben jetzt in Anspruch nehmen wollen" —

„Sie haben nichts mit dem Ringe zu schaffen" — antwortete der Magister mit Bestimmtheit — „oder," fuhr er dann fort, als käme ihm plötzlich noch ein möglicher Fall in den Sinn, „oder Sie haben ihn von meinem Sohne, wiewohl auch das unwahrscheinlich ist? und das Märchen von der Versteigerung ist eben weiter nichts, als ein — Märchen? Wie?"

„Ich sagte Ihnen die vollkommene Wahrheit, Herr Magister!“

„Nun, wahr oder nicht wahr! der Ring gehört mir mit größerm Rechte als Ihnen, mir mit alleinigem Rechte. Geben Sie ihn her! Sie erhalten Morgen die Auslage — mit bestem Danke“ —

Wäre der Magister weniger außer sich gewesen, so würde Göthe das ungestüme Wesen, indem er mehr verlangte statt zu bitten, übel genommen haben. Er stand jetzt auf und sagte: „Herr Magister! Ich sehe wohl, daß Sie dies Mal nicht in der Stimmung sind, mir die gewünschte Vorlesung zu halten. Ich werde mich Ihnen daher für dies Mal empfehlen, indem ich Abschied von Ihnen nehme, und den Ring gedenke ich zu verschenken.“

„Sie dürfen nicht fort mit dem Ringe!“ rief der Magister, indem er aufstand und sich zwischen die Thür und Göthen stellte, und zwar geschah dies mit solcher Heftigkeit, daß sein Dreibein dabei das Gleichgewicht verlor und polternd umstürzte.

Gelassen bückte sich Göthe und richtete den gefallenen Schmerzenssessel des armen Mannes wieder auf. Dann sagte er: „Ei, verehrtester Herr Magister! wenn Sie nur ruhig und gefaßt sein und mir den Grund mittheilen wollten, weßhalb sie so eifrig nach dem Besitze des Ringes trachten. Wenn ich sage, ich will denselben verschenken, so können

Sie ja selber denken, daß ich nicht damit fortgehen werde, sondern daß ich nichts anders im Sinne habe, als Ihnen ein Geschenk damit zu machen" —

„O, Sie vortrefflicher!" — unterbrach ihn der Magister. Aber Göthe der ihn nicht so wohlfeilen Kaufs davon kommen lassen wollte, fuhr fort: „Allerdings war die Geschichte von der Versteigerung nur ein Märchen und es thut mir recht leid, daß ich darüber schweigen muß, wie ich eigentlich zu dem Ringe kam." Bei diesen Worten zog er ihn vom Finger und sagte: „in der That, es knüpfen sich auch mir eigenthümliche Erinnerungen an diesen Ring" —

Der Magister wartete nicht länger; hastig griff er zu und drückte die Hand, in welcher er nunmehr das Kleinod hielt, so krampfhaft zusammen, als wollt' er aller Welt Trotz bieten, die ihm dasselbe wieder entreißen möchte. Uebrigens ward er ruhiger, als er den ersehnten Gegenstand einmal in seiner Gewalt hatte und er sagte nach einer kurzen Pause:

„Mein Benehmen scheint Ihnen räthselhaft und das ist nicht anders zu erwarten — indeß glauben Sie nicht, daß es mit diesem Ringe oder mit dem Bilde, dessen Sie neuerdings erwähnten, wunderbare Bewandtniß habe. Sie nehmen Theil an meinem Geschick und ich weiß, daß Sie gern eine genauere Kenntniß davon haben möchten — nun wohl! Sie

sollen meine einfache Geschichte kennen lernen; aber nicht heut, nicht morgen — vielleicht wird noch mancher Tag vergehen, ehe sich mir die Bedingungen erfüllen, unter denen ich Sie ganz in mein Vertrauen ziehen werde, nämlich der That nach, denn außerdem besitzen Sie es schon."

„Und wenn Sie nun Ihre Geschichte zum Stoff eines kleinen Cyclus von Vorlesungen machten" — sagte Göthe.

„O Gott! sprechen Sie doch nicht mehr von Vorlesungen!" sagte der Magister. „Was möcht' ich nicht drum geben, wenn ich Ihnen in anderm Lichte erschienen wäre. Sie sehen nunmehr nichts in mir, als einen alten Sonderling — und freilich, anders hab' ich mich Ihnen ja nie gezeigt! Aber Sie sollen mich noch kennen lernen, früher oder später! Vergessen Sie nur die Kindereien, die Possen, die ich treiben mußte, erwähnen Sie nichts wieder von Vorlesungen, darum bitt' ich vor Allem."

Nun wußte Göthe wieder nicht, was er von dieser grellen Umwandlung denken sollte. Von dem, was der alte Mann einzig mit ihm getrieben hatte, sollte er nichts mehr erwähnen, und jene Gegenstände, deren bloße Andeutung bisher verpönt gewesen, schienen nun ein ganz erlaubter Stoff des Gesprächs zu sein. Wurde auf diese Weise dem Jünglinge die Verheißung gegeben, daß seiner Neugier Befriedigung

in letzterm Punkte werden sollte, so war es ihm auf der andern Seite gleichwohl nicht ganz recht, daß der Magister mit einem Mal so ganz vernünftig werden und ihm ferner eine Unterhaltung entziehen wollte, von der er sich noch manchen — Spaß versprochen hatte.

„Es wird mich freuen, wenn ich seiner Zeit einen Vertrauten in Ihnen werde finden können" sagte der Magister —

„Aber sollten Sie, bis diese Zeit reift," unterbrach ihn Göthe, „mir nicht noch manches mittheilen können, was mir Freude machen, was mir sicher ersprießlich sein kann, sei es auf die eine oder andre Weise, obwohl Sie es jetzt zu hart mit dem Ausdrucke Possen bezeichnen" —

„Nein, nein!" sagte der alte Mann abwehrend. „Ich bin ernst, sehr ernst geworden, aber auch ruhiger. Vergessen wir die Scheidewand, welche die Jahre zwischen uns gestellt haben — was sind Jahre! Werden Sie mein Freund und bald wird die Hülle fallen, die Ihnen mein Schicksal jetzt noch verbirgt, wie ich schon jetzt die Hülle dieses Bildes vor Ihnen fallen lassen will."

Mit diesen Worten hatte er aus einem Winkel das verdeckte Gemälde hervorgeholt, auf die alte Stelle an der Wand gehängt und indem er das Tuch zurückschob, ließ er Göthen den Gegenstand sehen.

Zweiter Abschnitt.

1.

Wer Ereigniſſe aus dem Leben eines Mannes berichtet, welcher ſeine eigne Lebensbeſchreibung ſchon ſelber ziemlich weitläufig und überdieß recht gut und anziehend geliefert hat, muß allerdings in eine nicht geringe Verlegenheit kommen. Er wagt nicht, noch ein Mal zu erzählen, was bereits ganz hübſch erzählt wurde, und gleichwohl iſt es in gegenwärtigem Falle mißlich, die ſchon erzählten Data ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, da ſie mehr oder minder mit den hier zu erzählenden (ganz neuen) in engem Zuſammenhange ſtehen. Das treffliche Buch Wahrheit und Dichtung iſt in Aller Händen und den Leſern deſſelben iſt es keineswegs zu verdenken, wenn ſie hier nur ſolche Dinge finden wollen, welche Göthe dort mit oder ohne Abſicht, aus dem oder jenem Grunde, nicht erwähnte. Auf der andern Seite will man denen, die entweder jenes Werk noch nicht laſen oder denen es im Augenblicke nicht ganz gegenwärtig iſt, durch Weglaſſung bedeutender

Ereignisse und Erscheinungen nicht undeutlich werden, und auf solche Weise muß der Verfasser dieser Blätter nothwendig in ein bedenkliches Dilemma gerathen.

Wie soll er sich daraus befreien?

Das Beste ist am Ende doch, er setzt die genaue Bekanntschaft mit Göthes Wahrheit und Dichtung bei jedem Leser voraus. Dadurch bewahrt er erstens sich selbst am leichtesten vor jedem Vorwurfe: denn die wenigen Leser, welche das erwähnte Buch in der That noch nicht kennen, werden diese Nichtkenntniß kaum zu gestehen wagen; und sodann überhebt er sich damit der fatalen Nothwendigkeit, eine Menge Personen des Langen und Breiten zu erwähnen, welche mit den hier zu berichtenden Begebenheiten in keinem besondern Zusammenhange stehen. Das hier gebotene Büchlein erfüllt seinen Zweck dann am besten, wenn es für diejenigen, welche „Wahrheit und Dichtung" genau kennen, immer noch lesbar bleibt, während es für die Unkundigen die Lectüre jenes Werkes nach gegenwärtigem nicht überflüssig, sondern vielmehr interessanter macht, als sie ohnehin schon ist. — Das so eben gesagte möge als Vorrede zu „Göthe's Studentenjahren" gelten, die der Verfasser nur deßhalb hier mitten ins Buch selber einschmuggelt, damit sie überhaupt gelesen werde und nicht das Schicksal der meisten Vorreden theile.

Eine neue Wendung in Göthes Leben ward durch den, wenn auch kurzen Umgang mit seinem Landsmanne Schlosser, und die damit verknüpften Umstände veranlaßt. Göthe machte in Folge dieses Umgangs mehrere neue Bekanntschaften, sein Gesichtskreis erweiterte sich bedeutend, sein poetisches Talent fand neue und bessere Anregung, denn zuvor, und der unlustige, ja drückende Zustand, in welchen ihn die frühern Rathgeber versetzt hatten, mußte eine heilsame Umwandlung erleiden.

In dem berühmten Leipzig befindet sich eine nicht minder berühmte Straße, die den Kaufleuten von Israels Geschlecht aus Hamburg, von der Spree und zumal von der Weichsel gar wohl bekannt ist unter dem Namen Brühl. Wer in der ersten Woche der Ostermesse an einen schönen sonnigen Tage durch diese Straße wandelt, der wird gewiß einen unvergänglichen Eindruck mit hinwegnehmen, einen Eindruck, den weder der Sturz des Niagara noch die Fluthen des heiligen Ganges aus dem Gedächtniß zu waschen vermögen. Da wird der Ausspruch des berühmten Leipiger Gelehrten bestätigt: „Nur in Leipzig gibt's ein Leben, und gibt's (anderswo) eins, gibt's so doch keins." Der Schacher im Größten wie im Kleinsten hat dort seine Stätte gefunden und die Betriebsamkeit des Handels feiert hier die glänzendsten Triumphe. Wer empfände nicht einiges Mit-

leid mit dem zerlumpten schmutzigen Judenknaben, der die drei Ellen verlegenes Band, welche er sich Gott weiß wie zu verschaffen wußte, im Laufe des Tages hunderten von Vorübergehenden anpreist, bis es endlich doch seiner außerordentlichen Beredsamkeit gelingt, sie an den Mann zu bringen und damit drei Pfennige reinen Gewinn in die Tasche zu stecken? Und wer staunte dann nicht, wenn er nach wenigen Jahren denselben Händler wieder fand auf dem Brühle in Leipzig in einem umfangreichen Verkaufslokale, wo er in einer Meßwoche für viele Tausende Waaren in die Welt wirft? So kann hier das Senfkorn zum himmelhohen Baume werden und so gedeihliche Kraft hat die mit Juchten- und andern Düften erfüllte Atmosphäre des Brühls.

In einem kleinen Gasthause dieser Straße hatte Göthe seinen Landsmann Schlosser und mit diesem zugleich einen Kreis neuer Bekannten gefunden, und, wunderbar genug! hier, wo das Leben und seine Bedeutung sonst nur nach der (überdies oft zu kurzen) Krämerelle gemessen wird, sollte dem Jünglinge ein neues poetisches Leben aufgehen, und noch dazu auf doppelte Weise. Von unberechenbarem Vortheil war für ihn die Tischgesellschaft, die er in diesem Hause fand, ein kleiner Kreis von gebildeten Männern, die ihn eine Zeitlang alle übrigen Bekannten vernachlässigen ließen. Zweifelhaft bleibt es freilich,

ob diese Herrn allein im Stande gewesen wären, ihn so stark an dieses Haus zu fesseln, wie es geschah.

Der Wirth hieß Schönkopf und seine Tochter, Annette oder Aennchen genannt, machte jenem Familiennamen am wenigsten Schande. Ihr Köpfchen war allerliebst und als sie es das erste Mal in die Thür des Gastzimmers steckte, vergaß Göthe mehrere Minuten lang Essen und Trinken und manches belehrende Wort seiner Umgebung war für dies Mal für ihn verloren. Er war plötzlich sehr nachdenklich, fast wehmüthig geworden. Ein Gefühl, welches seit seinem Aufenthalte in Frankfurt, wo nicht erloschen, doch völlig in den Hintergrund getreten war, erwachte mit neuer Macht und so oft sich die Thür wieder öffnete, blickte er hin, als müßte jedes Mal das hübsche Köpfchen erscheinen.

Aber es erschien nicht. Die übrigen Gäste gingen und Göthe suchte einen Vorwand, allein noch sitzen zu bleiben. So wartete er noch eine halbe Stunde, bis er die Hoffnung verlor und gleichfalls ging. — Freudig hatte er seinen Freunden die Zusage gegeben, auch morgen hier das Mittagsmahl mit ihnen zu nehmen; überdies wohnte Schlosser, an dessen Umgange Göthen viel lag, in diesem Hause, und es fehlte also nicht an Gelegenheit wieder zu kommen, und diese gedachte er fleißig zu benutzen.

Am Abende des nämlichen Tages ging der alte Herr Stein mit recht sorgenschwerem Gesicht aus seiner Wohnung. Ich tausche nicht mit ihm — sein Reichthum muß ihm eine schwere Last sein! würde mancher, der ihm begegnete, gedacht haben, wenn es nicht bereits dunkler Abend und die damalige Straßenbeleuchtung noch eine sehr unvollkommene gewesen wäre. So wandelte er unerkannt hinaus nach der Vorstadt, bis er in einer abgelegenen Gasse ein unscheinbares Haus betrat. Von der Straße trat er im Finstern zwei Stufen in das finstere Vorhaus hinab und fand nach einigem Suchen eine Thür, wo er anklopfte. Ein Weib, die dem Fremden ein Lämpchen unters Gesicht hielt, öffnete und ließ ihn darauf alsbald eintreten. Es war die Wahrsagerin, die ihn früher besucht hatte.

„Sie kommen spät, Herr Stein," sagte sie, indem sie zu Ehren des Gastes ein Pfenniglicht anzündete und statt des unscheinbaren Lämpchens auf den Tisch stellte. „Sie kommen spät. Es sind denk' ich einige Wochen vergangen, seit Sie mir Ihren Besuch ankündigten und ich wartete an jenem Abend vergebens — das ist Schade, ich war gerade in der günstigsten Stimmung."

„Zur Thorheit kommt man nie zu spät," antwortete Herr Stein.

„Ich bitte Sie, Herr Stein!“ ermahnte die Frau, „bedienen Sie sich keines solchen Ausdrucks. Sie stören Alles damit und wenn Sie keinen Glauben mitbringen, so kann ich für keinen guten Erfolg stehen. Sie wollen wissen, was Sie und die Ihrigen noch zu erleben haben — glauben Sie dem nicht, was ich sagen kann, nun, so erwarten Sie ruhig, was das Schicksal bringen mag.“

„Das ist es eben, was ich thöricht nenne,“ erwiederte er, „daß ich nach aller Vernunft und Ueberzeugung mein Beginnen verwerflich nennen muß, während ich es doch nicht unterlassen kann, dich zu fragen.“

„Und ist es nicht eingetroffen, was ich Ihnen früher sagte?“

„Zufall kann es gewesen sein — aber immerhin! ich bin deßhalb gekommen und will nicht vergebens gekommen sein. Ich will dich aber nicht mehr um Dinge fragen, deren Ausgang ich selber nun schon voraussehen kann. Deswegen komm' ich jetzt nicht mehr. Du hast mir das letzte Mal eine Andeutung von etwas gegeben, was ich nun näher wissen muß. Du entsinnst dich doch deiner Worte noch — du sprachst von einem Bruder, den ich haben sollte“ —

„Ich besinne mich, daß Sie so etwas aus meinem Munde gehört haben wollten,“ sagte die Alte;

„aber wenn ich dergleichen sprach, so ist es ohne Bewußtsein geschehn. Wollen Sie, daß ich meine Karte zu Rathe ziehe?"

„Zieh' zu Rathe, was du willst, aber gib mir Aufschlüsse."

Die Alte breitete die Karte auf dem Tisch aus und indem sie mit dem hagern Finger bald auf das eine, bald auf das andere Blatt deutete, blieb sie schweigend und träumerisch sitzen, während Herr Stein ungeduldig wartete, bis sie sprechen würde.

„Reichthum ist ein wandelbares Gut" — sagte sie endlich, als spräche sie mit sich selber — „Glück und Glas! was wäre zerbrechlicher? — der reiche Stein wird als ein armer Mann sterben und all sein Geld wird verstoben sein — verschleudert, wie der Ring, das Andenken seiner todten Frau, der schon jetzt durch Wucherers Hände gegangen ist. Ein Fremder erwarb ihn, ein Jüngling" — In diesem Augenblicke richtete die Alte das Haupt empor und sah ihren Gast mit einem Gesichte an, als wäre sie über sein Hiersein erstaunt.

„Das war wieder mein bewußtloser Zustand!" sagte sie dann, sich besinnend.

„Und was sagtest du von einem Ringe, den ein Fremder an sich gebracht" —

„Sprach' ich jetzt von einem Ringe, der Ihnen gehört?" sagte sie verwundert. „Das ist doch selt-

ſam! Ich hatte in letzter Nacht einen ſehr lebhaften Traum, wo Sie auch vorkamen und beſonders ſpielte ein Ring die Hauptrolle. Derſelbe war Ihnen abhanden gekommen und in die Hände eines Mannes gerathen, der ihn neben andern Dingen feilbot. Den Ring kaufte ein junger Mann, ein Student, und dieſer hieß Göthe. So war mein Traum und auf den Namen beſinne ich mich noch ganz deutlich. Iſt Ihnen nun ein ſolches werthvolles Stück — der Ring war hohl und im Innern war eine kleine Haarlocke bewahrt — iſt Ihnen dergleichen abhanden gekommen, ſo dürften Sie ſich nur erkundigen, ob es hier einen jungen Herrn jenes Namens gibt, dann könnten Sie das Verlorne vielleicht wieder erlangen. Meine Träume treffen gewöhnlich ein."

„Sieh noch ein Mal in die Karte" — ſagte Herr Stein.

„Das hilft heute nichts mehr," antwortete die Alte: „Wenn ich ein Mal in meinem träumeriſchen Zuſtande geweſen bin, dann vermag ich deſſelbigen Tages nichts Zuverläſſiges weiter zu ſagen und wir müſſen uns auf Weiteres gedulden."

Herr Stein kannte das Weib ſchon, und wußte daß er heute nichts mehr erfahren könne. Er legte ein Geldſtück auf den Tiſch und ging.

Muß ich mich nicht ſchämen — ſagte er unterwegs zu ſich ſelber — muß ich mich nicht ſchämen

daß ich Rath bei dieser alten Hexe suche? Und was hat sie mir bisher gesagt? einzelne hingeworfene Brocken, die die Begier, mehr zu erfahren, rege machen, und die sie dann gleichwohl nie weiter erläutern mag. Arm soll ich sterben — woher weiß sie das? Es ist doch so manches eingetroffen, was sie sagte und wer hatte ihr dann die Wahrheit kund gethan, die niemand, ich selber nicht, zuvor ahnen konnte? Und was sagte sie von jenem Ringe?

Herr Stein begann unter solchem Selbstgespräche immer schneller und schneller zu gehen, bis er seine Wohnung erreichte.

Das erste was er hier that, war, daß er das Fach öffnete, wo er jenen Ring, ein Andenken seiner verstorbenen Gattin, zu bewahren pflegte, und zu seinem Staunen sah er, daß dieser Ring allerdings nicht mehr vorhanden war.

Es war viel zu spät am Abend, als daß er heute noch darnach hätte forschen können und so sah er nur eine unruhige, schlaflose Nacht vor sich.

2.

Heute blieb es nicht beim Köpfchen in der Thür. Vielleicht war der dienstbare Geist, welcher sonst bei

Tische Alles nöthige zu beschaffen hatte, auf irgend eine andere Art in Anspruch genommen und Annette mußte aus der Noth eine Tugend machen und auftragen helfen. Obwohl etwas verschämt und trotzdem daß zwei oder drei noch ganz fremde Gesichter (darunter auch Göthe's) an der kleinen Tafel waren, wußte sie das nicht ganz gewohnte Geschäft doch gewandt und mit hinreichender Grazie zu vollbringen. So oft es anging und so lange die Gegenstände, die sie ab- oder zutrug, nicht das Gegentheil verlangten, hielt sie die Augen immer zu Boden gesenkt, und eilend verließ sie stets das Zimmer, so wie sie dies thun konnte.

Aber trotz der zu Boden gesenkten Augen sah sie, wie alle Mädchen, doch gewiß weit besser, als ein junger Mann, der beide Augen offen auf den Gegenstand, der seine Theilnahme in Anspruch nimmt, gerichtet hält. Wenigstens sah Göthe schlecht genug, wie er sich nach Tische selber gestehen mußte. So hatte Annette z. B. so eben das Zimmer verlassen und Göthe hatte sie mit den Blicken verfolgt, bis sie hinaus war — jetzt dachte er daran, was für Haar sie wohl haben möge, denn das hatte er bei allem Eifer nicht bemerkt. Sie erschien wieder und er arbeitete mit Messer und Gabel bewußtlos auf dem Teller, denn die ganze niedliche Gestalt und das anmuthige Benehmen Annettens zogen ihn zu sehr an,

als daß er für etwas andres hätte Sinn haben können.

Einige Mal geschah es, daß sie bei ihren Obliegenheiten ihm ganz nahe kommen mußte, ihr Kleid streifte an Göthes Stuhllehne und so leis, daß er es mehr ahnte als wirklich sah oder hörte — und doch durchzuckte ihn dieses Streifen schon wie ein elektrischer Funke. Dann fügte es der Zufall auch ein Mal so, daß ihre Augen den seinigen begegnen mußten, und was empfand er bei dem leisen Erröthen, womit sie dann so schnell als möglich das Gesichtchen abwendete!

Seit gestern, wo er sie das erste Mal ganz flüchtig gesehn, hatte seine Phantasie so viel mit dem artigen Kinde zu thun gehabt, daß sie ihm heute schon nicht mehr ganz fremd vorkam. Er hatte — freilich nur im Stillen und bei sich selbst — Gespräche mit ihr geführt und dabei hatt' er sie von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt. Unter solchen Gesprächen, wo sein phantastischer Geist der Soufleur des Mädchens war, wie es ihm vorschwebte, hatte ihn spät Nachts endlich der Schlaf überfallen und am Morgen erwachte er wieder, indem ihm das zauberische Köpfchen zunickte. Nun hatte er die Zeit kaum erwarten können, wo er dies Haus besuchen würde, und obwohl er sie heute mehr

als gestern sehen konnte, war er doch schon unzufrieden, daß er sie nicht noch mehr sah.

Er beschloß, heute wieder den Abschied aller Uebrigen abzuwarten, um wenigstens einige Worte mit ihr plaudern zu können.

Endlich war er allein und harrte, durch's Fenster auf die Straße sehend, sehnlich ihres Eintretens. Aber die Tafel wurde von einer Magd, wie gestern, abgeräumt und Annette zeigte sich nicht wieder. Bald erschien aber die Mutter, die sich, mit einer Arbeit beschäftigt, an ein Fenster setzte. Diese Frau war eine geborne Frankfurterin und da sie bereits wußte, daß Göthe ein Landsmann sei, that sie tausend Fragen über heimatliche Zustände an diesen und belohnte seine kargen Antworten wieder durch tausend Notizen aus dem reichen Schatze ihres Wissens.

Aber Annette erschien nicht und endlich faßte er Muth und brachte das Gespräch auf sie. War es ihm unlieb gewesen, daß sie sich überhaupt nicht wieder zeigte, so ärgerte es ihn fast geradezu, als er von der Mutter hörte, daß sie immer erst käme, wenn niemand mehr da sei. Also wartete sie nur auf seine Entfernung. Das liebevolle Herz ein wenig mit Groll gemischt nahm er Abschied und versprach sich auf dem Wege heilig und theuer, morgen

seinen Blick nicht ein einzig Mal auf sie zu richten, und sollte sie Stundenlang vor ihm stehen.

Als er nach Hause kam, fand er einen Brief, welcher folgende Einladung enthielt:

„— — — Sie entschuldigen gewiß, wenn ein Mann, der nicht die Ehre hat, Ihnen bekannt zu sein, die Bitte an Sie richtet, ihn recht bald — am liebsten noch heute — mit Ihrem Besuche beehren zu wollen. Ich glaube nämlich, daß Sie im Stande sein können, mir über einige Dinge Aufschluß zu geben, welche mich nahe angehen und Sie werden mich daher zu großem Danke verpflichten, wenn Sie mein Gesuch berücksichtigen und mir noch heut oder morgen Ihre Gegenwart schenken wollen. Mit aller Hochachtung u. s. w. — Stein."

Göthe kannte diesen Herrn zwar keineswegs, wußte aber, daß er der Vater jenes wilden Eselreiters war, dessen obwohl nur flüchtige Bekanntschaft ihm keineswegs angenehm gewesen und den er seit jener Affaire überhaupt nicht wieder gesprochen hatte. Was konnte der Mann von ihm wollen?

Er entschloß sich endlich, den Besuch doch auf morgen zu verschieben, denn heute war er durchaus nicht in der Stimmung eine neue Bekanntschaft zu machen, zumal eine solche, von welcher er noch nicht wußte, ob sie ihm Angenehmes oder Unangenehmes bieten würde. Er dachte nur immerfort über An-

nettens Benehmen nach und das Resultat seines Nachdenkens fiel endlich doch völlig zu ihren Gunsten aus und auch zu seinen. Denn wenn er ihr ganz gleichgiltig war, so würde sie seinetwegen das Zimmer doch nicht gemieden haben! —

Unter solchen Gedanken schwand allmälig der kleine Groll, wie Schnee vor der Frühlingssonne, und er konnte nichts, als sie recht herzlich lieb haben; ja, er sagte sich selber, daß er mit Freuden alles für sie und alles von ihr dulden wollte, möcht' es auch heißen, wie es wollte.

Und ach! nun lag wieder eine lange Nacht zwischen der herrlichen Mittagszeit, wo er bei ihr, wenigstens in ihrer Nähe sein sollte. Er wußte nichts anzufangen heute — er hatte zwar gegen nichts auf der Welt einen Widerwillen, war im Bewußtsein dessen, was jetzt sein Herz erfüllte, mit aller Welt versöhnt, aber eben deswegen konnt' er nichts thun und das liebste, wozu er auch allein Lust fühlte, wär' ihm gewesen, wenn sein Aennchen die ganze Welt gewesen wäre und er diese hätte umarmen können.

Endlich war wenigstens die Nacht vorüber und die Sehnsucht nach dem lieben Mädchen, die ihn vorm Einschlafen wahrhaft gequält hatte, nahm im hellen Morgenlicht einen heiterern obwohl nicht minder innigen Charakter an.

Gern wär' er jetzt schon nach jenem Hause gegangen, aber er wußte, daß sein Freund, der dort wohnte, diesen Morgen nicht daheim sein würde, und daher wollt' er lieber geduldig den Mittag erwarten, wo er wenigstens doch gewiß war, sie zu sehen.

Inzwischen gedachte er dem Verlangen des Herrn Stein Folge zu leisten und machte sich nach der Wohnung desselben auf den Weg. Von welcher Art die Aufschlüsse sein mochten, die jener von ihm erwartete, daran dachte er jetzt schon nicht mehr, wenigstens spürte er nicht die geringste Neugier. Sein Wünschen und Hoffen bezog sich doch nur auf einen Gegenstand.

Der alte Herr Stein empfing den jungen Gast ungemein artig und höflich und obwohl er gehörig überlegt haben mochte, wie er bei dem wildfremden jungen Manne auf schickliche Weise die Angelegenheit mit dem Ringe in Erwähnung bringen könnte, so legte er doch nun eine ungemeine Verlegenheit an den Tag. Denn worauf konnte er sich berufen? doch nicht auf die Aussage einer alten Wahrsagerin!

Nach einigen allgemeinen und ziemlich verworrenen Gesprächsanfängen, die zu nichts führten und aus denen der junge Göthe nicht klug werden konnte, lenkte der alte Herr das Gespräch auf seinen Sohn und fragte, ob dieser dem Gaste bekannt sei? Dieser bejahte dies und nun nahm Herr Stein Gelegenheit,

sich über die wilde Lebensweise, die mancherlei Excesse und Unregelmäßigkeiten, die sich der Sohn zu Schulden kommen lassen, zu verbreiten. Hinsichtlich all dieser Dinge erbat er sich endlich von Göthe nähere Berichte und hoffte auf diese Weise auch auf den eigentlichen Gegenstand zu kommen. Göthe jedoch, den es verdroß, daß der Mann bei ihm nähere Kenntniß von Dingen voraussetzte, als sie die ganze Stadt besaß, bemerkte kurz, daß er den Herrn Sohn eben nur dem Rufe nach kenne, sonst aber in durchaus keiner Beziehung zu ihm stände.

Der alte Mann suchte seine, übrigens, wie er sagte, gar nicht übel zu deutende Voraussetzung damit zu entschuldigen, daß der Sohn öfters Göthe's, als eines seiner Bekannten, gedacht habe. Dann begann er dessen üble Streiche wieder mehr im Einzelnen aufzuzählen, bemerkte, daß der gewissenlose Mensch nicht ein Mal die liebsten und werthesten Gegenstände des Vaters schone und noch kürzlich erst einen Ring, der seiner verstorbenen Gattin gehört, ihm heimlich entwendet und veräußert hätte.

Dabei unterließ er nicht, nach Art alterschwacher Männer, die alles gern haarklein beschreiben, jetzt aber absichtlich, den bewußten Ring genau zu schildern und während er dies that, beobachtete er den Zuhörer scharf, um zu sehen, ob dieser durch die Beschreibung nicht aufmerksam gemacht werde. Dies

geschah aber nicht und der arme Mann empfand nun eine um so größere Verlegenheit, denn er hatte Alles, was er vorbringen konnte so ziemlich erschöpft und doch lag ihm viel daran, hinter die Wahrheit zu kommen. Der Sohn, den er bereits zuvor ins Verhör genommen, hatte die Sache kurzweg geleugnet und sich auf weitere Erörterungen gar nicht eingelassen. Hätte die Alte nur einige genauere Andeutungen gegeben! Herr Stein fühlte selbst recht gut, wie mißlich es sei, eine anständige Person auf solche Weise und über solche Verhältnisse auszuforschen, wie er es jetzt that.

Die Erfahrungen der letzen Jahre hatten ihn, im Vereine mit dem vorgerückten Alter, abergläubisch gemacht, so daß er, trotz aller Regungen seiner gesunden Vernunft, jene Alte zu Rathe zog. Jetzt aber trat einer jener Augenblicke ein, wo die Vernunft siegte, und es fiel ihm ein, ob die Alte nicht vielleicht das berichtet haben könne, was sie mit wachenden Augen sah, während sie es jetzt für das Ergebniß eines Traumes ausgegeben hatte.

Dieser Gedanke ermuthigte ihn, sein Manöver noch ein Mal auf andere Weise zu beginnen und mit viel geschicktern Wendungen als zuvor entschuldigte er sich erstens, daß er den vorigen Gegenstand noch ein Mal berühre und begann dann, indem er weit ausholte, zu berichten, wie eine alte Frau, —

hierbei beschrieb er diese gleichfalls möglichst genau — der Versteigerung jenes Ringes beigewohnt habe —

Jetzt wurde Göthe stutzig — Greif's Auctionslokal schwebte ihm plötzlich vor — die Schilderung der Alten rief ihm jene ins Gedächtniß zurück und er begann jetzt zu errathen, daß von dem Ringe die Rede sei, den er selber erstanden hatte, wiewohl er noch nicht begriff, wo hinaus das Alles sollte. Herr Stein hatte indessen doch bemerkt, daß seine Erzählung dem Zuhörer aufgefallen, und dies ermuthigte ihn fortzufahren, bis er es in der That dahin brachte, daß es Göthen deutlich war, alles ziele auf ihn selbst und den Umstand, daß er in Greifs Auction einen Ring an sich gebracht habe. Er wußte, daß die erwähnte Frau keine andere sei, als jene, welcher er am nämlichen Orte zu ihrem Medaillon verholfen. Aber so wie ihm dies alles klar war, erwachte sein Unwille um so heftiger.

„Wozu die vielen Umschweife, Herr Stein?" sagte er, indem er aufstand und seinen Hut ergriff. „Sie vermissen einen Ring — es sagt Ihnen jemand, daß ich denselben auf die bekannte Weise an mich gebracht: — nun, so wußten Sie ja Alles genau! Was beabsichtigt eigentlich Ihre lange Erzählung, die mich am Ende nur beleidigen kann?"

„Ich wußte ja in der That so gut wie gar nichts, Verehrter!“ sagte Herr Stein, indem er Göthen bei der Hand ergriff und wieder zu sitzen nöthigte. „Leider kann ich Ihnen gegenwärtig nicht ausführlich sagen, wie ich zur Kenntniß der Sache gekommen bin, aber jedenfalls bin ich erfreut, daß mir dadurch Ihre werthe Bekanntschaft“ —

Göthe ließ ihn eine Fluth von Redensarten ausströmen und fragte zuletzt nur: „Nachdem Sie nun wissen, was Sie wissen wollten, so haben Sie wohl die Güte, mich weiter aufzuklären, was der endliche Zweck dieser Nachforschungen sein soll? Was jenen Ring betrifft, der mein rechtmäßiges Eigenthum geworden war, so hab' ich denselben bereits wieder verschenkt, und er gehört also nun einem Dritten an, der übrigens so großen Gefallen daran zu finden schien, daß er ihn schwerlich wieder herausgeben dürfte.“

„Bitte, wer ist dieser Dritte?“ fragte Stein hastig.

„Sie mögen mir's zu Gute halten, wenn ich seinen Namen verschweige!“ antwortete Göthe. „Wenn ich für meine Person Ihnen auch das so eben bestandene Examen verzeihe, Herr Stein, so wär' es doch unverantwortlich von mir, wenn ich einen Andern dem ähnlichen Verhöre aussetzen wollte.“

Herr Stein wußte nicht sogleich, was er erwiedern sollte und er war daher froh, als die Magd jetzt einen Brief, den ein Fremder abgegeben, überbrachte. In dem Briefe lag, wie sich schon von außen erkennen ließ, ein Ring und zitternd öffnete Herr Stein, dem Handschrift und Siegel nur zu wohl bekannt war. Aber im Briefe war nichts geschrieben, er enthielt nur den verlorenen Ring.

Herr Stein befand sich in unbeschreiblicher Aufregung und Göthe benutzte den in den ersten Augenblicken zerstreuten Zustand des alten Mannes, um sich eilig zu empfehlen. Hätte er noch einige Minuten gezögert, so würde dies unmöglich geworden sein, denn kaum war er fort und kaum fand Herr Stein in etwas seine Besinnung wieder, als dieser auch sogleich dem Flüchtlinge einen Boten nachsendete, dem es indeß heute nicht gelang, jenen wieder zu finden.

3.

Alles Auffällige und Mißfällige, was der Besuch bei Herrn Stein haben mochte, ja selbst die Begier, Aufschlüsse über das seltsame Benehmen dieses Mannes zu erlangen, erlosch fast gänzlich im

Glanze der heitern Sonne, welche Göthen am folgenden Mittage aufging und die eine lange Reihe von unbewölkten frohen Tagen zum Gefolge hatte. Der junge Liebende fand Gnade vor den Augen Annettens und war von nun an ein täglicher Gast in ihrem Hause. Von einem Paar glücklich Liebender läßt sich wenig berichten — ihre Geschichte gleicht der eines abseits der übrigen geräuschvollen Welt lebenden Hirtenvolks, dem ein Tag wie der andere vorübergeht, ohne Stürme und Kämpfe in heiterm ruhigem Genusse des Daseins, dessen Annalen aber deßhalb, wenn es überhaupt welche führen sollte, ziemlich mager und einförmig für den Leser ausfallen würden. Abgesehen von seiner holden Freundin war Göthes Leben im übrigen allerdings regsam genug. Jenes dumpfe Unbehagen, in welches er früher hinsichtlich seiner Bestrebungen und besonders seines wertheften Gegenstandes, der Poesie, gerathen, war durch den Umgang mit seinen neuen Bekannten, besonders mit dem vielseitig gebildeten Schlosser, obwohl sich dieser nur kurze Zeit in Leipzig aufhielt, beseitigt worden und er hatte nun auch wieder Muth, Ansichten, Gefühle und kleine Erlebnisse in Verse zu kleiden, und schon in dieser Zeit begann er, was ihn angenehm oder unangenehm berühren mochte, zu bewältigen, indem er's in ein Bild, in ein Gedicht verwandelte, so daß er es

gleichſam außer ſich frei und unbefangen dann betrachten und beurtheilen konnte.

Die Tage des Frühlings und Sommers gingen vorüber und Aennchen hatte ihren Freund ſo gänzlich in Anſpruch genommen, daß er ſeine frühern Bekanntſchaften faſt vernachläſſigte. Manche dringende Aufforderung des Herrn Stein — der ihn gewiß ſelber aufgeſucht haben würde, hätt' ihn nicht Kränklichkeit abgehalten — hatt' er unbeachtet gelaſſen, weil er möglichſt vermeiden wollte, die reine Sonne ſeines Liebesglücks durch Flecken zu trüben. Auch ſeinen Nachbar, den Theologen, für den er ſich früher ſehr intereſſirte, ſah er wenig, und erſt im Beginn des Herbſtes, wo dieſer ihn zum Vertrauten ſeines Mißgeſchicks machte, fing er an, all jenen Perſonen wieder einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die flatterhafte Karoline war nämlich in der letzten Zeit kälter und kälter geworden und ihre Neigung zu dem armen Theologen war wohl längſt erloſchen, als dieſer erſt gewahrte, daß er vereinſamt und aufgegeben ſei.

Göthe kehrte ſo eben von einem erfriſchenden Spaziergange heim, wo er Aennchens Namen über den ſeinigen in jenen Lindenbaum eingeſchnitten hatte, als ihm der Nachbar, der im Begriff war auf einige Tage einen Freund auf dem Lande zu beſuchen, ſein unglückliches Geſchick mittheilte. Göthe

gab dem armen Freunde so viel Trost mit auf den Weg, als er vermochte, d. h. keinen besondern, denn er selbst vermochte sich jetzt gar nicht recht in Jenes Lage zu versetzen, weil er sich selber zu glücklich fühlte.

Kaum war der Theolog fortgegangen, als wieder eine Botschaft von Herrn Stein anlangte, welcher Göthe dringender als je um eine Unterredung bat. Der Bote fügte hinzu, daß Herr Stein gefährlich krank sei und seinem Ende entgegen sehe.

Jetzt erst machte sich Göthe Vorwürfe darüber, daß er die frühern Aufforderungen, weil er sich von Jenem beleidigt glaubte, unbeachtet gelassen hatte, und indem er sich nun zum ersten Mal alle einzelnen Umstände, zumal was den Ring betraf, ins Gedächtniß zurückrief und überlegte, zufolge deren der alte Magister wohl in einem gewissen Bezug zu Stein stehen mußte, erinnerte er sich auch wieder an seinen originellen Lehrer, den er gleichfalls seit jener Zeit vernachläßigt hatte.

Er beschloß sogleich zu Stein zu gehen, vorher aber noch ein Mal bei dem alten Freunde in der goldnen Gans einzusprechen, um hier wo möglich eine Erklärung des ganzen Verhältnisses zu erlangen.

Als er an die wohlbekannte Thür klopfte, ward ihm, wie er schon von früher her gewohnt war, nicht

sogleich aufgethan. Der Magister schien mißtrauischer denn je gegen die Außenwelt geworden zu sein. Göthe mochte abwechselnd bald am Fenster bald an der Thüre klopfen so viel er wollte, es regte sich drinnen nichts. Die unmittelbaren Nachbarn des Magisters wußten dagegen gewiß, daß dieser daheim war, und da der alte hinfällige Mann in der letzten Zeit immer schwächer geworden war, so fand man es am Ende gar nicht unwahrscheinlich, daß er wohl über Nacht gestorben sein könnte. Sobald diese Vermuthung ein Mal ausgesprochen war und nachdem man noch eine ziemliche Weile heftig und laut genug sich um den Einlaß bemüht hatte, faßte man einmüthig den Beschluß, das Heiligthum gewaltsam zu stürmen, d. h mit Hilfe eines herbeigerufenen Schlossers die Thüre zu öffnen.

Sämmtliche Nachbarn hatten sich versammelt und umstanden erwartungsvoll die geheimnißvolle Pforte, hinter welche seit den letzten dreißig Jahren nur wenig Sterbliche gekommen waren, bis dieselbe endlich knarrend unter des Schlossers kunstgeübter Hand aufsprang und einen Blick ins Innere gestattete.

Schneller war die zweite Thüre geöffnet und nun bot sich den neugierigen Zuschauern ein ergreifendes Schauspiel.

Der arme alte Mann saß, in seinem gewöhnlichen Aufzuge, dem jetzt wieder sichtbaren Bilde an der Wand gegenüber, aber er blickte es nicht mehr an. Sein Haupt ruhte auf den auf dem Tische gefalteten Händen, und so schlief er nun den festesten Schlaf, den des Todes. Vor ihm auf dem Tische lagen noch verschiedene Papiere und Schreibmaterialien; die wahrscheinlich nur um Briefe zu siegeln angezündete Kerze war völlig niedergebrannt, nachdem sie ihn vielleicht noch um einige Stunden überlebt hatte. Ein größeres versiegeltes Couvert war an Göthen adressirt, der es auch sogleich in Empfang nahm. Dieß machte indeß einige Schwierigkeit, denn die klugen Nachbarn wollten den Nachlaß des Verschiedenen auf keine Weise beeinträchtigt wissen. Auch die armseligste Hinterlassenschaft machte die Eifersucht derjenigen rege, die irgend einen Anspruch daran zu haben glaubten und kaum hatte sich Göthe, nachdem er noch einen Blick auf den Todten geworfen, aus dem widerlichen Getümmel entfernt, als man Sorge trug, die Behausung mit ihrem ärmlichen Inhalt vorläufig unter gerichtliche Obhut zu stellen.

Es war überraschend für Göthe, daß der alte Magister noch zuletzt an ihn gedacht hatte. Der beabsichtigte Besuch bei Stein war jetzt vergessen, denn die Begierde war zu groß, den Inhalt des ge-

wichtigen Schreibens kennen zu lernen, welches, wie ſich vermuthen ließ, wohl ſchwerlich dergleichen Allotria enthalten konnte, wie ſie der Mann früher zum Beſten gab.

Göthe ging daher eilig wieder nach Hauſe, um ungeſtört zu unterſuchen, welcher Art das Vermächtniß des ehemaligen Pſeudolehrers für ihn ſei.

Das Couvert enthielt ein Manuſcript und einen Brief des Magiſters, welcher ſo lautete:

„Junger Freund!

Glauben Sie nicht, daß Sie und Ihre Bekanntſchaft mir aus dem Gedächtniß entſchwunden waren, wenn ich es bis jetzt unterließ, mich brieflich oder perſönlich wieder in dem Ihrigen anzufriſchen. Dazu hatte ich Gründe, eben ſo wie ich Gründe habe, jetzt, wo ich mein Ende nahen fühle und vielleicht nur noch wenige Tage zu leben habe, gerade Sie vor allen andern mit einem flüchtigen Abriß meines Lebens bekannt zu machen und Sie zugleich zu erſuchen, dieſe Skizze denjenigen mitzutheilen, welche bei meinem Schickſal betheiligt ſind. Ich habe abſichtlich mit dieſem Berichte bis zum Schluſſe meines Lebens gezögert, welcher gewiß nahe ſein wird, ſobald Sie dieſe Papiere erhalten. Und dann bin ich entſchloſſen, niemand mehr zu ſehen und die letzten Stunden, die mir noch vergönnt ſein werden, in

völliger Einsamkeit zuzubringen. Leid thut es mir, daß mir nun nicht mehr vergönnt ist, Ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen — Lächeln Sie nicht, wenn Sie dies lesen: — ich habe dabei nicht das barocke Zeug im Sinne, wie Sie es an mir gewohnt waren, glaube vielmehr, ich hätte Ihnen wahrhaft nützlich werden können. Leider kann ich mir diesen Dank bei Ihnen nicht mehr erwerben — aber des Himmels Wille geschehe! nehmen Sie den meinigen für die That und erfüllen Sie meine oben ausgesprochene Bitte. Vielleicht ist es Ihnen schon nützlich, ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehn, einen so vollkommenen Abschiedsruf zu vernehmen, wie ich Ihnen jetzt biete, denn ich bin nun bereits ein Sterbender. Leben Sie wohl und glücklich und denken Sie zu gelegner Zeit dann und wann auch noch des alten wunderlichen Magisters, der Ihr Freund war."

Das erwähnte Manuscript soll hier vollständig mitgetheilt werden. Der Alte hatte darin das, was er von sich berichten wollte, mit flüchtigen Zügen zusammengedrängt und faßte sich vielleicht um so kürzer, weil er fühlte, daß ihm die Frist zu einem ausführlichen Gemälde seines Geschicks nicht mehr vergönnt sei.

Des Magisters Geschichte.

Wir waren zwei Brüder von ziemlich gleichem Alter. Während ich das geringe väterliche Erbe zur Erlangung einer wissenschaftlichen Bildung auf der Wittenberger Hochschule verwendete, wußte mein Bruder, der sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, das seine höchst vortheilhaft auf andere Weise zu verwenden, so daß er sich in der Folge ein sehr bedeutendes Vermögen erwarb und sogar reich wurde; ich selber war hingegen bald vollkommen arm, da ich nichts weniger als ein guter Haushalter war.

Wir hielten uns beide eine Zeitlang in Königsberg auf, ich als Hofmeister der Kinder einer angesehenen Familie, mein Bruder als Theilhaber eines umfangreichen Handelsgeschäftes.

Wir waren beide noch jung und da ich mich in meiner damaligen Lage zu beschränkt fühlte, entschloß ich mich, mein Heil anderwärts zu suchen und traf im Stillen bereits Vorkehrungen zur Abreise, als mich ein Liebesverhältniß, welches sich schnell entspann, wieder fesselte. Ich will das heilige Andenken an die längst Entschlafene nicht — am wenigsten jetzt in meinen letzten Stunden, wo dies nie erloschene Andenken mich mit neuer Kraft umschwebt — ich will dasselbe nicht durch Schilderungen ihrer Vorzüge und unsers seligen Zustandes entweihen:

— Alles das ist mein Eigenthum, was ich mir auch jetzt noch vorbehalte und mit niemand theilen mag.

Mein Glück währte nur kurze Zeit und es endete allein durch meine Schuld. Ich wünschte nichts sehnlicher, als mich mit ihr zu verbinden, und der Umstand, daß ich ohne Vermögen war, hätte dies gewiß nicht verhindert, da ich Kraft und Willen genug in mir hatte, um uns beiden ein erträgliches Leben zu bereiten. Ein andrer unglücklicher Umstand, wie die Folge nun bewiesen hat, eine bloße Grille, ward die Ursache, daß ich Alles was mir werth war aufgeben und ein trauriges Leben führen mußte. Nichts als eine hypochondrische Grille war es, daß ich mir einbildete, krank zu sein, ich glaubte vielleicht nur noch wenige Jahre zu leben zu haben und der Gedanke, sie dann verlassen und hilflos zu wissen, war mir entsetzlich, verbitterte mir die Lust an Allem und ließ mich endlich einen Entschluß fassen, den ich — ich will es gestehen — zeitlebens bereuet habe.

Mein Bruder lernte meine Freundin gleichfalls kennen und es entging mir nicht, daß er sie liebte. Für mich selbst sah ich kein Heil mehr und es war mir nur darum noch zu thun, die Geliebte vor einem Schicksale zu bewahren, dem sie, wie ich mir fest einbildete, an meiner Seite unvermeidlich verfallen mußte. Nun nahm ich den angeblichen Ruf

zu einem Lehramte in einer süddeutschen Stadt zum Vorwande, um eine Reise dorthin anzutreten.

Mit blutendem Herzen und dem lügnerischen Versprechen baldiger Rückkehr oder guter Nachricht nahm ich von beiden Abschied und reiste ab. Unterwegs sucht' ich mich selber zu überreden, als flöße mir der gethane Schritt Ruhe ein und dabei gab ich mir Mühe, mich über den freiwillig herbeigeführten Verlust der Geliebten durch die gute Absicht, die ich dabei hatte, zu trösten.

Mit welchen Empfindungen ließ ich nun von verschiedenen Punkten meiner Wanderung Briefe zu ihnen gehen, worin ich ihnen von meinem steigenden Unwohlsein Nachricht gab, wobei ich zugleich immer die Hoffnung aussprach, daß sich dasselbe bald verlieren, daß ich mich am Ziele meiner Reise völlig erholen, und sodann ohne Säumen zurückkehren werde.

Ihre Antworten, denen ich immer sehnlich entgegen sah, gaben mir dann, wenn ich sie erhielt, gleichwohl eben so viel Dolchstiche als Worte. Tausend Mal war ich nahe daran, umzukehren, dem Geschick Trotz zu bieten und glücklich zu werden. Hätt' ich es gewagt! Ach, die verderbliche Täuschung, daß meinem Leben ein kurzes Ziel gesteckt sei, hielt mich immer davon zurück, bis es zu spät war.

Als der Würfel einmal lag, galt keine Rückkehr und mir blieb nur die Reue, daß ich in unbegreiflicher Verblendung das Glück meines Lebens hatte fliehen können.

Nachdem ich sie so durch eine Reihe von Briefen auf die Katastrophe gehörig vorbereitet zu haben glaubte, ließ ich durch eine andre Person meinen Todtenschein, den ich mir zu verschaffen gewußt hatte, an sie senden. Der Absender erhielt bald nachher noch eine Antwort, die er mir mittheilte und deren Einzelheiten mir noch heute durch die Seele gehen.

Aber genug davon. Meinen damaligen Zweck erreicht' ich. Denn nach einiger Zeit erhielt ich die Kunde, daß mein Bruder sich um sie beworben und sie geheirathet hatte. Demnach war ihr Loos gesichert und mein Andenken beunruhigte sie nicht weiter. Das hatt' ich gewollt — ich war nun todt und konnte meinen Kummer allein und im Stillen tragen.

Oft, sehr oft hab' ich sie in der Folge wieder gesehen und zu meinem Troste wenigstens scheinbar glücklich. Die Vorsehung wollte es, daß wir später in ein und derselben Stadt einander nahe leben sollten. Ich hatte meinen Namen vertauscht und war überhaupt so verändert, daß ich nicht leicht wieder zu erkennen war. Ueberdies vermied ich jede Gelegenheit sorgfältig, wo sie oder der Bruder mich

hätten sehen können, bis mich die Jahre so weit verändert hatten, daß ich kein Erkennen mehr zu fürchten hatte. Ich war ja todt!

Ein Kind armer, längst verstorbener Eltern, welches noch jetzt unbemittelte Verwandte in Dresden hat, nahm ich im Anfange meines hiesigen Aufenthalts zu mir und gab es für meinen eignen Sohn aus. Ich erzog den Knaben, bis er in den letzten Jahren selber das Amt eines Pflegers übernommen hat, indem er dem vermeintlichen Vater reichliche Unterstützungen zu gewähren wußte.

So unglücklich ich mich seit meinem oben genannten unseligen Verfahren gefühlt hatte, so errang ich mit Hilfe der heilenden Zeit, und da die Folgen meines Schrittes wenigstens für die andern keine unglücklichen zu sein schienen, doch einige Ruhe; — ich hatte ein Bild von ihr mir zu bewahren gewußt, dasselbe welches meine arme Zelle stets schmückte, d. h. nur für mich, denn aus Furcht vor Entdeckungen verhüllt' ich es stets sorgfältig, so oft jemand meine Wohnung betrat. Vor diesem Bilde bracht' ich in der Einsamkeit noch manche schmerzlich süße Stunde zu. Sie war die Mutter von zwei Kindern geworden. Noch entsinne ich mich, wie sich die Kleinen vor dem alten garstigen Magister fürchteten, so oft sich dieser, wenn sie die Wärterin ausführte, ihnen zu nähern suchte. O, ich könnte Folianten

voll schreiben, ohne mich zu erschöpfen, wenn ich all die wehmüthigen Erlebnisse und Empfindungen schildern sollte, die mir noch werden mußten. Aber ich will mich kurz fassen. Auch ihren Tod, welcher sehr früh und da die beiden Kinder noch in erster Jugend standen, erfolgte, will ich nur so kalt und trocken, wie ein Fremder, erwähnen.

Jetzt nur noch eine Bitte an meinen jungen Freund! Der hier beigelegte Brief —

(Erst als Göthe das letzte Blatt des Manuscripts umwandte, fiel ihm der an Stein adressirte Brief in die Hände:) —

— der, wie ich Ihnen nun wohl nicht erst zu sagen brauche, an meinen Bruder, der nichts von meinem Dasein ahnt, gerichtet ist, möge von Ihnen sogleich nachdem Sie gegenwärtiges gelesen, bestellt werden. Hauptsächlich aus dem Grunde, um den Bruder auf die plötzliche Nachricht von mir in Zeiten vorzubereiten, übersendete ich ihm den von Ihnen erhaltenen Ring, den Sie, wie Sie sich erinnern werden, durch merkwürdigen Zufall an sich gebracht hatten. Er war ein Geschenk von mir an meine Braut. Fast bereute ich jenen Schritt, denn ich vernahm, daß der Bruder dadurch in die bedenklichste Unruhe, ja fast in Verzweiflung gesetzt wurde, und gleichwohl mocht' ich meinem Entschlusse nicht untreu werden, ich wollt' ihm persönlich nicht wieder begegnen: — denn in seiner

Erinnerung mußte ein freundlicheres Bild von mir leben und dafür wär' ich ihm nun nur als verwittertes Wrack erschienen. Ich war todt für die andern und wollt' es bleiben, bis ich es auch für mich würde.

Ich erwähnte, daß ich mir im Laufe der Zeit eine Art von Beruhigung erworben hatte. Diese wurde kurz nach dem Tode meiner theuern Entschlafenen durch gewisse Kunden, die mir auf besondern Wegen zugingen, wieder gestört und nachdem ich so lange Jahre nichts als ein stiller, einsamer und unbeachteter Klausner gewesen, sah ich mich plötzlich veranlaßt, wieder zu schaffen und zu wirken. In welcher Weise und zu welchem Zwecke dies geschah, werden Sie, denk' ich, durch meinen Bruder und diesen Brief erfahren, denn der Bruder wird das Vertrauen, welches ich Ihnen schenkte, zu achten wissen und ein Gleiches zu Ihnen haben. Er ist für einen Geizigen ausgeschrieen — die Folge wird Ihnen hoffentlich lehren, daß er diesen Ruf nicht verdiente, und ebenso hoff' ich, daß Sie auch mir mein ehemaliges sonderbares Benehmen verzeihen werden, sobald Sie wissen, weshalb ich ein Sonderling war.

Ich wiederhole meine dringende Bitte — es ist die eines Sterbenden, vielleicht schon Todten! — diesen Brief sogleich meinen Bruder zu überbringen und demselben zugleich mitzutheilen, was ich hier

von meinen Erlebnissen niederschrieb. Versteht sich, auf vorsichtige, successive Weise, damit die plötzliche Nachricht nicht üble Folgen hat. Sollte, was schwerlich der Fall sein wird, aber ich muß jede Möglichkeit bedenken, sollte mein Bruder, sobald Sie zu demselben kommen, selbst nicht mehr am Leben sein, so mögen Sie selbst diesen Brief öffnen und den Inhalt meinem Pflegesohne mittheilen, von dem ich überzeugt bin, daß er ganz in meinem Sinne handeln wird." — —

Göthe beeilte sich jetzt, sofort den schon zuvor beabsichtigten Besuch bei Herrn Stein zu machen. Unterwegs überlegte er, wie er seine Nachrichten am füglichsten beginnen könnte, denn er war allerdings deswegen in Verlegenheit.

Dieser sollte er jedoch bald überhoben werden, denn kaum betrat er jenes Haus, als ihm die überraschende und unter gegenwärtigen Verhältnissen ergreifende Nachricht ward, daß Herr Stein am Abend des gestrigen Tages gestorben war. Das beflügelte Gerücht, welches in solchen Fällen besonders die dienenden Personen des Hauses zu seinen Organen macht, hatte unter den wißbegierigen Nachbarn auch schon eine zweite Nachricht, die nicht minder überraschend war, verbreitet: nämlich daß der übermäßig reiche Herr Stein arm, ganz arm gestorben sei, daß er nur mit dem Nachglanze seines frühern Reich-

thums noch zu blenden gewußt und daß es noch gut sein werde, wenn er nicht gar Schulden hinterlassen habe.

Solche und tausend ähnliche und auffallendere Nachrichten hätten Göthen heut noch erreichen können, er würde sich über nichts mehr gewundert haben. Erst später fühlte er lebhafter die Reue, daß er den Einladungen Steins früher nicht gefolgt war.

Obwohl er von dem heut Erlebten so aufgeregt war, daß er im Augenblicke keinen Entschluß fassen konnte, so fühlte er doch, daß es noch ein ziemlich schwieriges Werk sein werde, den Theologen auf gute Art von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Er hatte keine Gelegenheit, diesem sofort Nachricht zukommen zu lassen und daher hielt er es endlich für's Beste, von der Erlaubniß des alten Magisters Gebrauch zu machen und den Brief zu öffnen.

Sobald er seine Wohnung erreicht hatte, schloß er sich, um von niemand gestört zu werden, in seinem Zimmer ein. Er zögerte einige Zeit, eh' er es wagte, das Siegel zu lösen, denn es blieb ihm ein seltsames Gefühl dabei, einen nicht an ihn adressirten Brief zu öffnen; aber er hatte ja die Erlaubniß schwarz auf weiß, und daher erbrach er ihn endlich getrost und las:

„Lieber Bruder!

„Hiermit übersende ich dir 20,000 Thaler," —

(Papiere im Werthe dieser Summe waren allerdings das erste, was Göthen ins Auge fiel, als er den Brief entfaltete) —

„und ich kann mir vorstellen, daß du dich wundern wirst, wie ein armer verschollener, noch dazu verstorbener Mensch diese Summe erwerben konnte, ein Mensch, der gar nichts hatte, als du ihn vor dreißig Jahren das letzte Mal in Königsberg sahest. Ich selber möchte mich darüber wundern, wenn ich das überhaupt noch im Stande wäre. Wie es mir gelungen ist, mich so lange, trotz meines frühzeitigen Todes, am Leben zu erhalten, wirst du vom Ueberbringer dieses Briefes erfahren, den ich wohlbedächtig zu meinem Boten erwählte, weil er mir unter den wenigen mir bekannten Personen (meinen Pflegesohn nicht ausgenommen) als diejenige erschien, welche einen derartigen Auftrag am geschicktesten zu vollbringen wußte. Die Ursache meines Todes wird er dir gleichfalls melden und manch' andere mich betreffende Nachricht kannst du, wenn du noch Neigung und Interesse für den zwei Mal Verstorbenen hast, in einem Packet finden, welches sich in meinem Nachlasse mit deinem Namen bezeich-

net, finden wird*). Wären wir immer verständig genug, so könnte uns kein Teufel jemals das wahre innere Glück rauben — das äußere haben wir minder in unsrer Gewalt, wie unser beiderseitiges Schicksal lehrt: — der Reiche wurde arm und der Arme reich. Zu deiner Beruhigung will ich dir gleich hier noch die Versicherung geben, daß ich weiß (und ich, dein Bruder, bin vielleicht der Einzige, der es gewiß weiß,) daß du nicht der Geizhals warst, als welchen dich Undankbarkeit, Kurzsichtigkeit, böser Wille und vor allem deine eigene beispiellose Bescheidenheit erscheinen ließ. Ich weiß, daß du dein Vermögen nicht für dich verschwendetest — ich weiß, daß du später oft karg erscheinen mußtest, weil deine reiche Habe ja längst allmälig in die Brodschränke und Taschen der Armen gewandert war; daran dachte freilich die böse Welt nicht und die Armen vergaßen es und nannten dich den Geizigen, als die reichen Gaben ausblieben. Aber vergib es Ihnen, und tröste dich über die Verleumdung: — kennt doch Gott den wahren Stand der Sache, kennt ihn doch dein eigen Herz und besonders auch das meine. Ja, ich kenne dich; wie oft wanderten

*) Da wir im Besitze dieser Papiere sind, werden wir den Inhalt derselben vielleicht später einmal ausführlich mittheilen.

nicht auch in meine stille Zelle deine Gaben, ohne daß du ahnen konntest, wem du sie eigentlich schicktest. — Sobald es mir klar wurde, daß deine Habe schmolz und du nicht mehr die Kraft hattest, dem versiegenden Strome wieder Zufluß zu schaffen, da raffte ich all meine Kraft zusammen und beschloß, es koste was es wolle, den Kindern meiner theuern geschiedenen Geliebten ein Erbe zu erschwingen. Ich hoffte dadurch meine alte Thorheit, wenn nicht gut zu machen, doch in Etwas zu entschuldigen. Der Umstand, daß es mir nur gelingen konnte, diesen Zweck, nämlich Geld, auf eine wunderliche Weise zusammenzuscharren, war auch der Grund, weshalb ich mich dir, selbst nach dem Tode der Guten, nie wieder nähern mochte und durfte. Um meinen Plan auszuführen, mußt' ich immer als armer Schmarotzer, als Sonderling, der stets in lächerlichem Lichte erschien, ja (ich will den rechten Ausdruck nur herschreiben) als zudringlicher Bettler in tragikomischem Gewande erscheinen. Und du hättest dich dann doch schämen müssen, eine solche mährchenhafte und mythische Figur als Bruder anzuerkennen. Vergib mir diese Aeußerung; nein, du hättest dich nicht geschämt, und gerade weil ich die Ueberzeugung hatte, durft' ich mich dir um so weniger vorstellen. Genug, die Sache ist nun abgemacht, ich bin wirklich todt, sobald du dies erhältst und wenn die Summe für

eure Verhältnisse auch nicht bedeutend genug ist, so kann sie deinen Kindern doch willkommen sein. Was den Friedrich betrifft, (der am Ende nicht so schlimm ist, als man ihn macht — malen die Menschen doch selbst den Teufel schwärzer als er ist,) so braucht der am Ende weiter nichts von dem Gelde zu bekommen, als hinreicht, um seine Studien anständig zu absolviren, denn viel Geld mag ihm freilich nichts nütz' sein; den größten Theil aber sollte füglich Karoline, das liebe Kind, erhalten. Ich habe darüber meine eigne Ansicht und es wäre mir lieb, wenn es auch die deinige wäre. Ich habe einen Pflegesohn (er hält sich selber bis diesen Augenblick für den ächten), den du schwerlich kennst, mit dem dich jedoch der junge Herr Göthe bekannt machen kann. Er ist ein braver junger Mann und er und deine, oder vielmehr unsre Karoline haben einander lieb; mich freut das und somit kennst du meinen Wunsch. Aber ich plaudere zu viel und mehr, als einem zukommt, dem die Minuten so knapp zugemessen sind, wie mir. So sehr ich dir noch recht viele Jahre auf Erden wünsche, so wirst du mir's doch verzeihen, wenn mir dieser gegenwärtige Abschied durch den Trost erleichtert wird, daß die Trennung keine sehr lange sein kann — und darum will ich auch die Wehmuth zu bekämpfen suchen und dir lieber ein recht freudiges Lebewohl zurufen." ———

Es war Göthen, nachdem er diesen Brief gelesen, doppelt unangenehm, daß sein Nachbar abwesend war, dem er gern sogleich alles mitgetheit hätte, um die Bürde selber los zu werden, die besonders hinsichtlich der anvertrauten Geldsumme lästig für ihn war. Da er vor des Theologen Rückkehr nichts in der Sache zu thun wußte, so schien es ihm das Beste, den Kindern des verstorbenen Stein vorläufig einen Besuch zu machen. Friedrich war ihm seit einiger Zeit völlig aus den Augen gekommen und die Schwester kannte er noch gar nicht.

Am Tage nach dem Begräbnisse des Herrn Stein begab er sich in der angegebenen Absicht nach dessen Wohnung. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, zu erfahren, ob die Entzweiung der Liebenden unheilbar sei, und im entgegengesetzten Falle als Vermittler aufzutreten; eine Rolle, zu welcher er sich durch das vom Magister bewiesene Vertrauen berechtigt glaubte.

4.

Karoline war kein so heiteres lichtbraunes Mädchen wie Annette, sondern eine dunkle ernste Schönheit, deren Glanz, durch die schwarzen Trauerkleider gehoben, Göthen überraschte.

Sie kannte seinen Namen bereits, hatte ihn auch wohl flüchtig gesehen, als er dies Haus zum ersten Male besuchte und wußte, daß der Vater oft vergebens sein Wiederkommen gewünscht hatte.

„O, wenn Sie gewußt hätten," sagte sie, „wie viel dem armen Vater daran lag, Sie zu sprechen, so würden Sie nie gesäumt haben. Sie erinnern sich vielleicht, daß ihm in Ihrer Gegenwart ein Ring zugeschickt wurde?"

Göthe bejahte dies.

„Das Couvert, welches den Ring einschloß," fuhr sie fort, „trug Siegel und Handschrift eines längst todtgeglaubten Bruders. Sie können sich denken, wie den Vater der Anblick dieser Gegenstände ergreifen mußte, und da er Gründe zu haben schien, zu vermuthen, daß Sie Näheres über den Absender jenes Ringes zu sagen im Stande wären, so war sein täglicher Wunsch, Sie zu sehen; aber Sie wichen stets aus."

Göthe fühlte sich beschämt und die Entschuldigung, die er vorzubringen suchte, klang ungeschickt genug. Bei all dem wunderte er sich über das Benehmen Karolinens, die jetzt, unter Verhältnissen, die wohl die härtesten Naturen erweichen könnten, mit einer unbegreiflichen kalten Ruhe zu sprechen schien. Wie konnte hinter diesen dunkeln glühenden Augen ein so eiskalter Geist wohnen? Er wußte

freilich nicht, wie vieles sie in der letzten Zeit erduldet hatte und daß es nur die überwältigende Masse der Leiden war, welche sie jetzt stumpf erscheinen ließ. Er hatte die vielen thränenvollen Nächte nicht gezählt, die sie schlaflos zugebracht hatte, er ahnte nicht, daß sie sich jetzt überdies besondere Mühe gab, immer noch ruhiger und gefühlloser zu erscheinen, als sie es war.

Erst später, als ihm alles dies erklärt worden war, begriff er ihren Zustand und ihr Benehmen, worüber er jetzt nur erstaunen konnte. Als er sich nach dem Bruder erkundigte, sagte sie eben so monoton, fast gleichgiltig:

„Er ist nicht mehr hier und wohin er ist, weiß niemand. Schon vor einigen Wochen entfernte er sich unter dem Vorwande einer kleinen Reise. Als er zur angegebenen Zeit nicht wieder kam, hieß mich der Vater ihm schreiben; aber mein Brief kam uneröffnet von dem Orte mit der Nachricht zurück, daß Friedrich gar nicht dort gewesen. Diese Kunde mag viel zu dem schnellen Tode unsers Vaters beigetragen haben."

Göthe schwieg einige Augenblicke, als überlegte er, wie bei diesem kalten Wesen seine Worte am besten Eingang finden könnten. Dann sagte er:

„Das thut mir unendlich leid! Ich hoffte Ihren Bruder zu finden, weil ich ihm Nachrichten von einiger

Wichtigkeit von einem Freunde zu überbringen habe.“ — Er nannte hier den Theologen und glaubte bei dem Namen desselben doch einige Bewegung in ihren Zügen zu bemerken. Mochte er nun die Ursache ihres Zustandes von selbst ahnen, oder mochte er glauben, ein Wesen von so kaltem Gleichmuth verdiene keine besondern Rücksichten: genug, er fuhr fort zu sprechen, um sie auf die Angelegenheit zu lenken, die ihn die wichtigste dünkte.

„Allerdings könnte ich diese Nachrichten auch Ihnen sogleich mittheilen, nur möchte ich dazu erst die Erlaubniß meines Freundes erwarten, der jetzt nicht in Leipzig ist, aber jede Stunde eintreffen kann. Derselbe ist, wenn ich nicht irre, auch Ihnen persönlich bekannt“ —

Karoline sah ihn jetzt forschend an und dann sagte sie: „Sie sind doch nicht auch der Abgesandte Ihres Freundes an mich? Es würde mir dies weh thun, denn höchst wahrscheinlich würde dann Ihre Botschaft von der Art sein, daß ich Ihnen keine Antwort gewähren könnte und Sie nur bitten müßte, Ihren Freund auf eine früher erhaltene zu verweisen — aber ich bin da voreilig! Er kann mir nichts mehr zu sagen haben, und Sie verzeihen, wenn ich in meiner Vermuthung irrte.“

Es war Göthen lieb, daß sie ihm so, wenn auch nicht ermuthigend, auf halbem Wege entgegen kam

und er gestand geradezu, daß gerade der Punkt, auf den sie zu deuten schien, es sei, über den er zu sprechen wünschte, obwohl er nicht direkt dazu beauftragt sei. Er hatte sich jedoch getäuscht, wenn er hoffte, auf diese Weise Anklang zu finden. Sie bat ihn, gänzlich davon abzubrechen und er erfuhr nur noch, daß sie nach einigen Tagen dieses Haus verlassen und Aufnahme bei einer befreundeten Familie finden werde. Gleichwohl schien sie bemüht, Göthen die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie vor seinem — und einst ihrem — Freunde die höchste Achtung hege und daß nur ganz besondere Umstände im Stande gewesen wären, jenes Verhältniß zu zerreißen, Umstände, von denen auch ihr früherer Freund noch nichts wisse, dem sie indeß vielleicht bald, sobald es ihr rathsam schiene, Alles mittheilen werde, um sich selbst damit zugleich zu rechtfertigen.

Göthe, der die sämmtlichen vom Magister erhaltenen Briefe und Papiere bei sich hatte, überlegte im Stillen, ob er ihr nicht den ganzen Inhalt derselben schon mittheilen dürfe — doch gewann die Ansicht die Oberhand, daß jedenfalls zuvor der Theolog Alles wissen müsse, der dann nach Belieben schalten könnte.

Indem er noch ein Mal andeutete, daß er, auch abgesehn von dem letzterwähnten, noch wichtige Nachrichten habe, bat er sie dringend, ihm, sobald

sie dies Haus verlasse, ihren neuen Aufenthaltsort wissen zu lassen. Dies versprach sie, und er entfernte sich mit einem besondern Eindrucke, den das geheimnißvolle Mädchen auf ihn gemacht hatte und von dessen Charakter er sich selbst noch keine Rechenschaft geben konnte.

Als Göthe nach Hause kam, war der Theolog unvermuthet bereits wieder eingetroffen. Er war um Vieles heiterer gestimmt, hatte so eben einen Brief von seinem Vetter in Dresden, dem Schuster, erhalten, den er, wie er immer gethan, Göthen mittheilte, und dieser las den Brief, wobei er zugleich in eine günstige Stimmung zu gerathen hoffte, um dem Nachbar, der noch kein Sterbenswort von Allem wußte, auf gute Art die verschiedenen Nachrichten hören zu lassen.

Der Brief des Schusters lautete so:

„Werther Herr Vetter!

„Hier schick' ich Euch endlich das lang bestellte Schuhwerk und denke, Ihr werdet dabei nichts zu tadeln finden. Ihr hättet damit noch länger warten müssen, denn ich war ein Bißchen überhäuft mit Arbeit, bis ich mich gezwungen sah, einen Gesellen zu nehmen, was ich sonst nicht gern thue. Meine gute liebe Frau schmält oft, wenn ich in der Nacht noch aufsitze, um Alles zu fördern und meinet, es

könnte nicht schaden, wenn ich lieber einen Gehilfen kommen ließe; aber hol' der Geier die Weiber, nämlich ihr Klugthun! Ich mag keinen Gesellen ins Haus haben, und wenn sich die Frau die Lunge darüber ausredete. Daß ich dies Mal doch einen nehmen mußte, that mir leid genug, aber der Bursch war wenigstens ein braver Kerl, mit dem sich ein Wort reden ließ. Er kam just aus Frankreich wo er in — ja! ich kann die Stadt nicht herschreiben, Ihr seht, daß ich drei Mal angesetzt habe und den Namen nicht zu Stande brachte. Schadet nichts, er kam aus einer Stadt in Frankreich. Dort hatt' er bei einem Meister gearbeitet, der so was man sagt ein Mann in seinem besten Jahren war. Kurz vorher, eh' mein Gesell in sein Haus kam, faßte der Meister den Entschluß, sich zu beweiben, und weil seine viele Arbeit nicht zuließ, daß er erst viel nach Weibern umschauen konnte — Abends war ihm ein Trunk im Wirthshaus unter seines Gleichen das liebste — so ließ er sich von einem Bekannten bereden, seine Herzensangelegenheit ohne Namen und Unterschrift in die Zeitung setzen zu lassen. Er beschrieb darin haarklein, wie er aussah und wie seine Frau aussehn müßte und lud alle Heirathslustigen ein, an einem gewissen Tage und zu gewisser Stunde da und da spazieren zu gehen. So geschah's und es soll dem armen Teufel angst und bange geworden sein,

als er an dem beschriebenen Orte erschien und tausend alte und junge Hexen im besten Staate spazieren sah. Unheimlich wurd' es ihm, wenn er überlegte, daß er der Lockvogel dieser Schaaren sei, oder das Aas um welches sich diese Raben sammelten. In der Verzweiflung redet er endlich die erste die beste an, führt sie aus dem Getümmel und bemerkt, als er das Paradies voll Feen hinter sich hat, daß ihm das Schicksal nicht ganz ungünstig gewesen, denn er hat ein ziemlich artiges Weibchen gefunden. Wenig Tage nachher waren sie verheirathet und mein Gesell kam während der Flitterwochen ins Haus. Die Leute hatten einander ungeheuer lieb und das suchten sie auf alle Weise an den Tag zu legen. Es war dort eine Anstalt gestiftet worden, die sie Lebensversicherungskasse hießen. Das heißt, nicht etwa als ob man dort für gutes Geld das ewige Leben hätte erwerben können — nein, man zahlte nur eine gewisse Summe und für den Fall, daß man starb, erhielt dafür eine Person, die man dazu bestimmte, eine Summe aus der Kasse, die sich zu der eingezahlten wie Kapital zu Zinsen verhielt; gewiß eine schöne Sache, für die überlebenden nämlich, denn der arme Ehemann, der seiner Hälfte die Freude machen will, hat zuletzt doch nur das Zusehen dabei vom Himmel und vielleicht auch das nicht einmal. Genug der Herr Meister und seine

Frau meinten es beide gut mit einander und eins versicherte sich für das andre wechselseitig für ein hübsches Sümmchen. So weit war Alles Freude und Leben, aber nun kommt der Theil der Geschichte, wo der Teufel Unkraut säete. Die Flitterwochen hatten dem Gottseibeiuns ohnehin zu lange gedauert und dafür wollt' er Rache nehmen. Die goldne Zeit schwand und das eherne Zeitalter trat ein. Der liebe Mann und die liebe Frau wurden schlechtweg Mann und Frau und endlich gar Alter und Alte — obwohl sich beide noch für jung genug hielten. Das letztere ging schon aus dem Umstande hervor, daß der Meister sein Auge auf der hübschen jungen Magd im Hause wohlgefällig ruhen ließ, während die Meisterin meinem Gesellen gnadeverheißende Blicke zuwarf. „Wenn der Alte ein Mal weg ist, weiß ich was ich thue" — mit solchem Gedanken schlief die Frau Meisterin Abends ein, während der Meister im Sinne hatte: „bin ich nur erst die Alte los, so soll ein neues Leben angehn." Dabei gedachte jedes an die Versicherungskasse, die beim Tode des andern den goldnen Regen spenden mußte und wenn nun beide am Morgen aus ihren Betten krochen und einander im gemeinsamen hellen Wohngemach begegneten, da sagte etwa die Meisterin, den Meister scheinbar ängstlich besorgt betrachtend: „Aber lieber Mann, ich dächte, du säheſt mir jetzt recht

elend aus — du wirst doch nicht" — den fürchterlichen Schluß des Satzes verschluckte sie, um so mehr als der Meister sie bitterböse unterbrach und sagte: „Was, ich elend aussehn? Wohl bin ich, wie der Fisch im Wasser, daß du's nur weißt!" — Und hatten beide beim zu Bett' gehen am Abend wieder ähnliche Gedanken gehabt, und saßen beide dann mit der Versicherungskasse im Kopfe einander am Morgen wieder gegenüber beim Kaffee, da sagte etwa der Meister: „Aber liebe Frau, ich dächte du sähest auch gar sehr eingefallen aus, wenn du nur nicht" — „Lieber Mann" antwortete sie dann, „ich bin kerngesund! aber du?" — „Ich, Frau, schrie er erboßt dagegen, ich bin wie immer wohl und munter, wenn du nur nicht" — „Ich werde nicht krank, Mann!" erwiederte sie triumphirend. „Brich es nicht so grün ab, Alte!" entgegnete er wieder, und sie darauf: „Still, Alter, und ereifre dich nicht, du hast ohnehin nicht lange mehr zu leben!"

„So beobachteten sie einander jeden Morgen, indem eines wie das andre im Stillen hoffte, im Gesichte der Gegenpart einen Krankheitszug, ein Todeszeichen auszuwittern, um die Segnung der Versichrungskasse in einer neuen Verbindung recht bald genießen zu können. Eines Morgens hatte jedes das Andre recht krank gesehen und jedes hatte im Selbstgefühl der Gesundheit das Andre an den

nahen Tod erinnert. Da trat die Magd in die Stube und kündigte den Dienst auf, weil ihr Dragoner den Abschied hätte und sie nun heirathen könnte. Die Meisterin lächelte schon schadenfroh dabei, als mein Gesell eintrat und dem Meister sagte, daß er wieder wandern werde. Der Meister blickte die Hälfte höhnisch an und beiden schwebte eine giftige Gratulation auf der Zunge, als ein Hausfreund eintrat und die Hiobspost brachte, daß die Unternehmer der Versicherungskasse Schurken wären, bankerott gemacht und bei Nacht und Nebel sich davon gemacht hätten. Da sahen Meister und Meisterin einander eine halbe Minute lang starr an. Dann sagte er, einen Schritt gegen sie tretend: „was meinst du dazu Alte?" — „Und du, Alter?" entgegnete sie. „Ich dächte, Frau" — fuhr er fort — „Hin ist hin, Mann!" sagte sie. „Und wir können uns trösten, liebe Frau!" — „Ja, lieber Mann," ergänzte sie, in seine dargebotene Rechte schlagend, „denn wenn Eins von uns stirbt, so hat es doch noch das liebe Andenken des Andern im Herzen!" „Und für jetzt sind wir ja beide, Gott sei Dank, noch kerngesund!" riefen beide einstimmig, und lieber Mann und liebe Frau umarmten einander zärtlich, während Magd, Gesell und Hausfreund voll Rührung Freudenthränen vergossen. Die Leute sind vielleicht jetzt noch glücklich mit einander, meinte mein

Gesell, der am andern Tage von der Meisterin wirklich gerührten Abschied nahm. —

„Ihr müßt mir's nicht Uebel nehmen, Vetter, daß ich da die lange Geschichte in Euren Brief geschrieben habe. Sie ist eigentlich nur für Euren Herrn Nachbar bestimmt, dem ich seinen letzten Gruß hiermit recht freundlich erwidern lasse. Ihr sagtet mir immer, der junge Herr mache Verse, lustige und traurige — nun dacht' ich, meine Geschichte müßte sich herrlich in einer Komödie ausnehmen und die könnte der Herr Göthe dichten; wenn er Lust hat und das Ding fertig wird, dann komm' ich selber noch ein Mal hinunter nach Leipzig zur Messe und seh' es spielen. Meine Frau läßt grüßen und zwar um so eifriger, damit ich schnell schließe, ehe unser Montag-Nachmittag, der wunderschön blau durchs Fenster sieht, ganz zur Neige geht und wir noch in Räcknitz frische Luft und ein Butterbrod schlucken können. Also lebtwohl, lieber Herr Vetter, und wenn's Eure kurzsichtigen Augen (Gott besser's) zulassen, so erfreut mich recht bald mit einer Antwort." —

„Kannst du den Stoff brauchen?" fragte der Theolog.

„Vielleicht" — sagte Göthe; „aber nicht heute und nicht morgen — ich habe heute noch andern Stoff, nämlich zu Mittheilungen für dich, die ern-

ſter Art ſind. Es iſt manche Veränderung während deiner kurzen Abweſenheit vorgegangen, und Leute, die jetzt nicht mehr ſelber zu dir ſprechen können, haben mich zum Vertrauten gemacht und zum Boten an dich."

„Sollte mein Vater wieder bei dir geweſen ſein" — fragte der Theolog — „oder" —

„Er konnte nicht mehr hierher kommen — und — nun ja, er wird auch nicht wieder kommen — du ſelbſt wirſt ihn nicht wieder ſehen, denk' ich" —

„Oder du weißt es!" rief der Theolog — „o, ſprich es nur aus — ich bin ſchon längſt auf Alles gefaßt. Zögere nicht unnütz — das was ich in den letzten Wochen erfuhr, war genug, um mich nun Alles ertragen zu laſſen."

„Es iſt mir lieb, daß ich dich ſo gefaßt finde!" antwortete Göthe. „Deine Ahnung trügt dich nicht. Ich ſah mich in den letzten Tagen veranlaßt, deinen Vater zu beſuchen, komm' ihn aber nicht ſprechen; dafür erhielt ich dieſe für mich beſtimmte Schrift."

Er gab jenem jetzt den Lebensabriß des Magiſters, den der Theolog, der darin lauter Neuigkeiten fand, haſtig durchlas. Dann berichtete Göthe ausführlicher, wie er den alten Mann gefunden, wie er ferner zu Stein gegangen und was er dort erfahren, und endlich gab er auch den ſchon geöffneten Brief mit der inliegenden Summe. Er hatte ſich

auf einen Gemüthssturm Seitens des Theologen gefaßt gemacht, fand nun aber zu seiner Beruhigung, daß dieser alles weit gefaßter ertrug, als sich hätte erwarten lassen. Nur davon schwieg er, daß er versucht hatte, mit Karolinen über die Herzensangelegenheit des andern zu sprechen.

Wirklich überrascht war der Theolog nur durch die Hinterlassenschaft seines Pflegevaters, über deren Verwendung er jedoch keinen Augenblick in Zweifel stand. Die geringen Habseligkeiten, die der Verstorbene hinterlassen, z. B. das Bild und die Papiere, gedachte er als liebes Andenken sich selbst zuzueignen — die bewußte Summe aber gehörte jemand anderm.

„Er hat ja bereits selber darüber verfügt!“ sagte er, „und Karoline muß das Geld sogleich erhalten. Freilich darf sie nicht errathen von wem und durch wen sie es erhält — wahrscheinlich würde sie die Sache dann falsch deuten und die Summe zurückweisen. Wir müssen ihr es morgen senden und du wirst statt meiner schreiben, weil sie meine Handschrift kennt.“

Göthe war gern bereit hierzu und schrieb, indem er den Absender des Geldes als einen Schuldner ihres Vaters bezeichnete, den Gründe nöthigten, seinen Namen zu verschweigen. Auf diese Weise überschickte man ihr noch am nämlichen Tage die 20,000 Thaler.

5.

Göthe hatte sein Aennchen seit mehrern Tagen nicht gesehen. Nicht als ob er sie über dem während dieser Zeit Erlebten vergessen hätte, er hatte gewiß stündlich an sie gedacht, aber all jene Dinge hatten ihn doch so sehr in Anspruch genommen, daß ihm keine Zeit zu einem Besuche geblieben war.

Heute kam er zum ersten Male wieder und gedachte bei dem lieben Mädchen recht heiter und ruhig einige Stunden zu verplaudern.

Aennchen empfing ihn so freundlich wie immer. „Du hast dich ja mehrere Tage gar nicht sehen lassen!“ sagte sie.

„Ich konnte nicht, mein liebes Mädchen,“ sagte Göthe, „ich hatte den Kopf voll hundert Dinge, die alle besorgt sein wollten und mir keine Minute Ruhe ließen.“

„'s ist am Ende gut, daß du nicht kamst,“ sagte sie dann. „Wir waren gestern und vorgestern auch in Unruhe und Unordnung, das Haus ist von oben bis unten gescheuert worden und es gab kein behagliches Plätzchen. Da hätte sich mein guter Junge nicht wohlbefunden. Und gut ist es auch, daß du heute kommst, denn morgen bekommen wir Fremde und da werd' ich über die Maßen zu thun haben.“

„Freilich, wenn das Haus voll Fremde iſt, liegt am Göthe wenig!“ ſagte er kurz, von einem plötzlichen Mißmuth ergriffen.

„Ei was ſprichſt du da!“ antwortete Aennchen. Ich habe dich doch lieb und bin froh, wenn du da biſt. Sei gut und gib mir einen Kuß!“

Halb widerſtrebend leiſtete er dieſer Aufforderung Folge — Geſtern wär' er alſo unwillkommen geweſen und daß er's Morgen ſein werde, war ihm bereits gemeldet. Nur heute war man ſo freundlich, ihn willkommen zu heißen, weil's heute gerade nichts Wichtiges zu thun gab. Das verſtimmte ihn gewaltig. Er hatte zwar ſeinen Arm um das neben ihm ſitzende und gutmüthig zu ihm aufblickende Aennchen gelegt, aber der Druck ſeiner Hand und ſein Kuß hatte dabei doch etwas Froſtiges und er ſpielte nicht, wie ſonſt gewöhnlich, mit ihren Locken. Hatten ihn nicht ſo viele Leute, alte und ehrwürdige, und junge und ſchöne, zu ihrem Vertrauten gemacht, hatte er nicht eine gar wichtige Rolle geſpielt? und hier wurd' er wie ein ganz gewöhnlicher Menſch empfangen! Es war nur zu offenbar, daß ihn dies kindiſche kleine Mädchen viel zu gering ſchätzte, daß ſie gar nicht erkannte, was in ihm lag; — es war nicht zum Aushalten.

So düſter vor ſich hinſtarrend dachte er im Stillen. Da fühlte er, wie ſie das Köpfchen an ihn

drückte, er blickte nieder und sah in die liebevollen Augen, während Groll und Liebe in ihm kämpften.

„Ach, du bist heute gar nicht gut" — sagte sie schmeichelnd, aber mit besorgtem Blicke. „Ich bitte dich, sage mir nur was du hast?"

Genau wußte er sich eigentlich selber nicht zu sagen, was er hatte. Daß es eine Grille war, wollte er sich selber nicht gestehen; zu Leide hatte sie ihm in der That nichts gethan und wenn er sich einbildete, lässig von ihr empfangen und behandelt zu sein, so strafte sie doch jetzt diese Vermuthung Lügen, da sie sich so innig an den Mürrischen schmiegte.

Der Abend kam und er verschmähte heute, wie er sonst pflegte, sein Abendessen hier einzunehmen. Annette hatt' es ihm selbst, wie immer, bereitet, und sie fühlte sich um so mehr gekränkt, da sie ungewöhnliche Sorgfalt darauf verwendet hatte. Auch den Wein berührte er kaum, als sie das Glas vor ihn hingestellt hatte. Die Thränen waren dem armen Kinde nahe, aber sie hielt sie gewaltsam zurück und liebkoste den ungeberdigen Freund stumm und schweigend. Sie hatte ihn nie so gesehen. —

„Wann seh' ich dich wieder?" fragte sie beim Abschied.

„Du weißt, daß ich täglich zu kommen gewohnt bin, wenn kein unerwartetes Hinderniß eintritt" —

antwortete er — „wozu also die Frage, wann du mich wiedersiehst?“

„Ich mein' es ja gut!“ sagte sie.

„Möchtest mich aber doch morgen nicht gern sehn, wie? weil du da mit Fremden zu thun hast. Was thut man nicht für Fremde! die Nahestehenden mögen sehn, wie sie zurechtkommen.“

Kaum hatt' er so gesprochen, als er sein barsches Wesen schon tief bereute. Er hatte sie innig lieb, und wie sollte er sein Benehmen nun damit zusammenreimen? wie sollt' er sich entschuldigen? Seine Verlegenheit warf sich auf's Neue zum bösen Geiste auf, der ihm einredete, er habe Recht und Annette hab' es um ihn verdient, daß er nicht freundlich sei.

Sie hatte ihn bis in die dunkle Hausflur begleitet. „Uebermorgen“ — sagte sie, noch an seinem Halse hangend, indem sie ihm die Stunde bezeichnete, wo sie ihn erwarten wollte. Flüchtig erwiederte er ihren letzten Kuß und ging fort.

Es war still in den Straßen, aber der Vollmond beleuchtete die hohen Häusermassen. Göthe befand sich viel zu unbehaglich, als daß er sogleich hätte nach Hause gehen mögen und so wandelte er noch lange in der Stadt umher, während er allmälig klarer über sein heutiges Benehmen nachzudenken begann. Zuletzt machte er sich selber die härtesten

Vorwürfe darüber, er fühlte, daß er das arme Kind ganz ohne eigentliche Ursache gequält hatte, und wär' es nicht heute schon zu spät gewesen, so hätt' er sogleich umkehren und sie für Alles um Verzeihung bitten mögen.

Was ihn aber am unmuthigsten stimmte, war die Bemerkung, die er jetzt erst machte, daß es nicht das allererste Mal sei, wo er Annetten ohne Noth betrübte. In den letzten Wochen hatt' er ihr schon einige Mal seine Launen empfinden lassen, selbst aber nicht weiter darauf geachtet, weil er im nächsten Augenblick stets wieder freundlich gewesen, wo denn das Mädchen auch eines harten Wortes nie weiter gedacht hatte.

Er konnte die Zeit nun nicht erwarten, wo er sie ungestört wieder sehen sollte, d. h. übermorgen, denn da wollte er Alles aufbieten, um sie so recht von seiner innigen Liebe zu überzeugen und von diesem Augenblick an sollte die Reihe der goldnen Tage des Friedens wieder beginnen und fortan ohne Unterbrechung fortwähren.

Schon am folgenden Tage ging er, wie gewöhnlich, Mittags in jenes Gasthaus, und wenn sich auch da die Gelegenheit, sie zu sprechen, nicht finden sollte, so hoffte er doch sie wenigstens ein Mal flüchtig sehen und ihr durch einen Blick den Vorschmack der morgenden Herrlichkeit geben zu können.

Aber er sah sie nicht und so verdrießlich dies ihn vielleicht auf's Neue hätte machen können, so bekämpfte er allen Unmuth doch um so leichter, da die Tischgesellschaft heute anziehender und unterhaltender denn je war. Zu den wenigen schon vertrauten Gästen, die täglich hier zusammen kamen, hatte sich heute ein neuer gesellt — Behrisch, der Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau. Wie Göthe überhaupt leicht Bekanntschaften anknüpfte, so erwarb er sich die dieses neuen Ankömmlings, der ihn auf mancherlei Weise anzog, um so schneller. Den wunderlichen Charakter dieses Mannes hier näher mit Worten zu zeichnen, können wir füglich unterlassen, da Göthe im siebenten Buche seines „Wahrheit und Dichtung" dies schon auf eine völlig genügende und erschöpfende Weise gethan hat*).

*) Z. B. in folgender Stelle: „Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge, eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr, die aus Nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affectirt hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas affectirtes in seiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb

Wir dürfen uns daher in der Folge, wo sich ein vertrauter Umgang zwischen ihm und Göthe entspann, auf das eine und andre kleine Ereigniß beschränken, was er veranlaßte oder erlebte, und auch hierbei nur auf diejenigen Vorfälle, die Göthe nicht bereits selber aufgezeichnet hat. —

„Freilich wunderliche Bemerkungen für einen Roman!" denkt hier vielleicht mancher kritische Leser — denn einen Roman oder etwas dem ganz ähnliches stellt denn doch wohl das vorliegende Buch vor. „Man hofft und glaubt außer vielem Neuen und noch nicht Bekannten das Alte und vom Meister bereits Erwähnte so recht ausführlich ausgeschmückt und erläutert zu finden, und sieht sich darin auf fatale Weise getäuscht. Ganze Kapitel kommen vor,

---

er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzuges von verschiedenen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unsern Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente. — Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neuern Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand" u. s. w. —

in denen Göthe nicht einmal in Person zusieht, geschweige denn mithandelt, und handelt er ja ein Mal ein Bißchen mit, so geschiehts auf eine Weise, daß er — eben ganz hätte wegbleiben können."

Das letzte muß der Verfasser dem kritischen Leser nur geradezu ableugnen, denn er erzählt hier in der That nichts, was nicht seinen guten Bezug hätte; und was den Vorwurf im Uebrigen betrifft, so wird er durch den thatsächlichen Umstand vernichtet, daß Göthe in diesem ersten Drittel gegenwärtiger Geschichte allerdings mehr nur ein Zuschauender als eigenmächtig Handelnder sein soll und war. Er ist gegenwärtig noch sehr jung und die Zeit des Selbsthandelns wird bald genug kommen. Was dann seine gegenwärtigen Umgebungen anlangt, insoweit er diese selbst namhaft gemacht hat, so sei hier nochmals wiederholt, daß wir von diesen nur das noch nicht Erzählte berichten wollen. Die bedeutendern Leute jener Periode waren gar wenig einflußreich auf ihn und dies muß selbst von Gellert gelten. Von Gottsched, dem Haupt-Stern am damaligen Himmel der Leipziger schönen Wissenschaft, weiß unser Held selbst wenig mehr zu berichten, als einen komischen Zug bei Gelegenheit eines Besuchs, und wir selber wissen vollends gar nichts Besonderes von ihm. Was die gute Stadt Leipzig damaliger Zeit betrifft, so kann es dieser Dame nur lieb sein,

wenn wir ihre Physiognomie, wie sie sich dazumal zeigte, nicht so ausführlich ausmalen. Ihre Vorstädte nahmen bei weitem den Rang nicht ein, wie heut zu Tage, waren minder ansehnlich und noch nicht so ausgedehnt; der Kern der guten Stadt aber hatte auch nicht das freundlichste Ansehen. Die Stadtgräben waren noch theils mit Wasser gefüllt, die umgebenden Promenaden und Anlagen noch in sehr unvollkommenem Zustande, das Ganze umgaben noch großentheils düstre Ringmauern und schmutzige Zwinger und die Thore, (die mit Einbruch der Dämmerung geschlossen und dem verspäteten Spaziergänger oder Geschäftsmann nur gegen Erlegung eines guten Groschens geöffnet wurden) waren abscheuliche Schwibbogen, die sich eher zu Eingängen für Folterkammern und Burgverließen, als für eine so gerühmte Stadt eignen mochten. Zwei dieser Thore waren damals noch mit starken Thürmen von finsterm gedrungenem Ansehn begleitet, welche kein lockendes Ansehn hatten und der eine führte ohnehin den ominösen Namen Schuldthurm; aber er beherbergte schon längst keine Schuldner mehr, eben so wenig wie das am Naschmarkte beim Burgkeller (jetzt auch nicht mehr) befindliche Spindlerthürmchen, welches ursprünglich für Bankrotteurs bestimmt war und seinen Namen vom ersten, der es in dieser Eigenschaft bewohnen mußte, erhalten hatte.

In Herbſt und Winterabenden hatte nun allerdings dieſe wohlverwahrte Stadt etwas trauliches, wie ſie denn überhaupt zu jeder Jahres- und Tageszeit etwas beſonders eigenthümliches bot und in mancher Hinſicht noch heute bietet. Aber mit dieſer kurzen Erwähnung wollen wir nun Häuſern und Perſonen des damaligen Leipzig genug gethan haben und werden beider nicht mehr umſtändlich gedenken, außer wo es unſre Geſchichte durchaus erfordern ſollte. Wir nähern uns hier ohnehin mit ſtarken Schritten dem dritten Abſchnitte derſelben, wo ſich Göthe in jeder Hinſicht ſchon mehr als das zeigen wird, was er dem kritiſchen Leſer in den vorhergehenden nicht zu ſein ſchien — als die Hauptperſon. Was Annetten betrifft, ſo müſſen wir leider wieder mehrere Monate vorübergehen laſſen, ohne von ihr beſtimmte Ereigniſſe zu erzählen. Es ging ihr übrigens in dieſen Monaten traurig genug. Göthe's Vorſätze hinſichtlich der Behandlung des Mädchens waren nicht feſt; ohne es zu wollen, verletzte er ſie nur immer häufiger und heftiger und ſo wehe ihm ihre häufigen Thränen auch thun mochten, ſo kehrten doch die ſchwachen Stunden, wo er ihre unendliche Güte und Freundlichkeit verkannte und mißbrauchte, oft genug zurück. Entzweiung, Reue, Vergeben und Verſöhnung wechſelten in dieſem Winter (es war der des Jahres 1766—67) immer mit einander ab.

Durch Eifersüchteleien, die gar keinen wahren Grund hatten, verbitterte er Annetten das Leben und was ihn immer quälen oder unangenehm berühren mochte, das gute Mädchen mußt' es stets entgelten. Bisweilen, wiewohl sehr selten, und nur in den äußersten Fällen, wenn er's gar zu toll trieb und ihr seine üble Laune zu grausam empfinden ließ, erwachte auch in ihrem mehr als geduldigen Herzen der Groll — aber so momentan dies auch der Fall sein mochte, Göthe glaubte dann, im Vergessen seines eignen Unrechts, immer erst ein besonderes Recht zu neuen Quälereien zu finden. Wünschte sie zu einer bestimmten Zeit seinen Besuch, so verzögerte er sein Erscheinen absichtlich, um sie zu kränken — berührte ihn eine Unannehmlichkeit, wie sie das Leben täglich bieten kann, so mußte sicher sie es entgelten, statt daß er an ihrem treuen, liebevollen Busen Trost und Erheiterung hätte finden können. Er fand oft einen besondern Genuß darin, sie durch Worte und Benehmen zu beleidigen — ihre harmlosesten Aeußerungen wurden mißdeutet und Alles, was sie that und sprach, einer harten, oft lieblosen Kritik unterworfen. Brach sie dann, nachdem sie lange mit himmlischer Geduld Alles ertragen, zuletzt, von Schmerz überwältigt, in Thränen aus, so ward er wohl gerührt und ließ alle Quälereien und Unarten eine Zeitlang nur sich selber entgelten.

Hatte jedoch der Friede eine Woche gewährt, so ward ihm das Einerlei von neuem zuwider und es war, als trieb ihn ein böser Geist, wieder das alte Spiel zu beginnen, welches ihn selber ärgerte und das er doch nicht lassen konnte.

Die schönen Tage waren längst vorüber, wo er nichts Lieberes kannte, als ihr zuhören, wie sie ihm ein Lied vorsang, oder von ihren kleinen Geschäften und Angelegenheiten plauderte. Die bösen hypochondrischen Grillen, die ihn befangen hielten, hatten den zarten Blüthenstaub gestreift, der sonst dieses Verhältniß schmückte. Manchmal erfaßte ihn wohl, zumal in der Einsamkeit, recht tiefe Wehmuth, wenn er an die seligen Tage des verwichenen Sommers und Herbstes gedachte, und in solchen Augenblicken gelobte er sich selbst, alle Kraft aufzubieten, um fortan jene peinlichen Auftritte zu vermeiden. Und wie leicht dünkte ihn dies alsdann! Aber malte ihm nun die rege Phantasie die schönsten Scenen vor, wo er ganz Liebe und Gefälligkeit war, wo all das düstre wie ein böser Traum hinter ihm lag, so war es eben nur die Phantasie und die Entfernung, die ihn so entzückte — die Gegenwart fand ihn doch wieder undankbar und grillig gegen sie, deren innige Neigung er nicht verdiente.

Ihre Thränen, meist die einzige Waffe, die sie besaß, brachten immer nur für den Augenblick eine

bessere Stimmung in ihm hervor, die bald wieder wechselte — hätte sie seine Quälerei stets mit weniger Geduld ertragen, so würde er vielleicht mehr auf sich geachtet und sich eine Freundin bewahrt haben, deren Verlust ihm sehr schmerzlich fallen mußte.

Ein rücksichtloseres Begegnen war seinem damaligen Wesen jedenfalls heilsamer und wurde auch unwillkürlich von ihm selbst besser anerkannt. Dies bewies sein neuerworbener Bekannter Behrisch, den er bald als seinen Freund betrachtete und der nach Göthes eignem Geständnisse ihm höchst nützlich wurde, da „sein Umgang, wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß (trotz seines sonstigen barocken Wesens), immer im Stillen lehrreich für Göthe, und, weil er dessen unruhiges heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für ihn ganz heilsam war." „Er hatte mich" sagte Göthe später, nachdem sich Behrisch von Leipzig entfernt hatte, „verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut befunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel

ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, ſtörriſches Weſen zurück, welches immer zunahm je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß ſie nicht mit mir zufrieden ſei. Mit der willkürlichſten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß geſtanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es ſei nun im Thun oder Unterlaſſen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle." — Gegenwärtig, wo ſich Göthe dieſen Freund erſt erworben hatte, machte ſich indeß auch der heilſame Einfluß deſſelben ſchon geltend.

Es hatte ein recht peinlicher Auftritt zwiſchen Göthe und Annetten ſtattgefunden. Er war zu eigenſinnig und zu befangen geweſen, um einzuſehen, daß Alles Unrecht auf ſeiner Seite war, und wenn ihn auch ein eigenthümliches ſchmerzendes Gefühl durchzuckte, als ſie plötzlich das Zimmer verließ und nicht wieder kam, ſo war er in dem Augenblicke ſelbſt doch noch viel zu heftig aufgeregt und fühlte ſeine Eitelkeit viel zu ſehr beleidigt, als daß er ſogleich noch einen Schritt zur Verſöhnung hätte thun mögen. Noch am nämlichen Tage wurde er jedoch durch ein Geſpräch mit Behriſch, der in dieſem Falle

selber nicht ahnte, was sein seltsames Gemisch von Ernst und Spaß Gutes wirkte, auf andre Gedanken gebracht. Wieder bereute er tief, was er gethan und beschloß, schon am folgenden Tage Alles gut zu machen.

6.

Behrisch wäre wohl im Stande gewesen, Göthen durch seinen Umgang von allen übrigen Bekannten zu entfernen. Glücklicherweise aber war der neue Freund selber sehr gesellig und so wurden die meisten von jenes Bekannten auch die seinigen. Nur über Annetten mochte Göthe ihn nicht gern sprechen hören — so willkommen ihm die Scherze des wunderlichen Menschen sonst in allen Fällen waren, so beleidigten sie ihn doch in diesem, obwohl Behrisch, der dabei meist keinen andern Zweck, als Zeitvertreib hatte, gerade hier vielleicht die beste Absicht mit seinen Späßen verband. Er verlangte, Göthe solle in der Sache einen bestimmten Charakter annehmen, — entweder stets so freundlich und gefällig gegen das Mädchen sein, wie es sich für einen Liebenden geziemte, oder sich gleich ganz von ihr zurückziehen um, wie sich Behrisch ausdrückte, dem Trödel ein Ende zu machen.

Hinderniſſe, die er nicht zu beſeitigen wußte, hatten Göthe abgehalten, jenes Haus am nächſten Tage zu beſuchen. So unlieb ihm das geweſen, ſo hatte der Umſtand doch nur dazu beigetragen, die Gluth ſeiner Neigung zu mehren. Er begriff nun nicht, wie nur je eine Mißhelligkeit zwiſchen ihm und ihr habe vorkommen können und am allerwenigſten, wie er ſelber die Urſache dazu geworden. Wer erinnerte ſich nicht aus ſeiner ſchönern Zeit eines Augenblickes der Verſöhnung, wo die zerſtreuten Gewitterwolken davon jagten und die lichte Sonne wieder die friſchbethaute Natur überglänzte, nicht mehr ſchwül, ſondern freundlich erquickend!

Göthe nahm es ſich im voraus vor, all' das vergangene Unheil freiwillig auf die eignen Schultern zu nehmen, während er ihre Vergebung erbäte. Nicht das Geringſte ſollte ihr zur Laſt gelegt werden, noch nachträglich wollte er geduldig jeden Vorwurf hören und keinen anders beantworten, als: ja, Liebe, du haſt recht, aber vergib mir!

Er fand Annetten allein. Sie ſaß mit einer Nähterei beſchäftigt am Fenſter. Ach, warum fehlten ihm die geeigneten Worte, um ihr in einem Athemzuge alles zu ſagen, was er empfand.

Er verwünſchte die trockenen Worte, denn ſo liebevoll er's auch ſprechen mochte, ſo kam ihm doch

sein: „Guten Abend, lieb Aennchen!“ gar nicht gut genug für sie vor.

Sonst hatte Annette ihn meist schon erblickt, wenn er noch auf der Straße war. Da hatte sie ihr Nähzeug rasch bei Seite gelegt und hatt' ihn schon auf halber Treppe empfangen. Er war selber heute zu liebevoll, als daß er ihr ruhiges Sitzenbleiben hätte bemerken sollen; ebenso überhörte er ihr kaltes gelassenes „Guten Abend,“ womit sie seinen Gruß erwiederte. Sie blickte dabei nur einmal nach dem Eintretenden auf und fuhr dann fort zu nähen.

Dies fiel Göthen doch auf und er blieb betroffen in der Mitte der Stube stehen. Im nächsten Augenblicke sah sie wieder empor und als sie ihn so stehen sah, stand sie auf, rückte ihm, ohne die Arbeit dabei aus der Hand zu legen, einen Stuhl zurecht und setzte sich dann wieder auf den ihrigen.

Da vermocht' er's nicht mehr zu ertragen. Er fühlte Thränen im Auge, trat hin zu ihr, umarmte sie und suchte ihr einen Kuß auf die schweigenden Lippen zu drücken. Aber sie entzog sich ihm und sagte mit so gleichgiltigem kaltem Tone, daß es Göthen durch die Seele ging: „Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Göthe? Sie sind einige Tage nicht bei uns gewesen — vielleicht bringen Sie mir heut' eine Neuigkeit.“

Sie grollt noch mit mir — dacht' er im Stillen — aber dies wird vorübergehen und ich will ihr nicht böse darüber sein, sie ist doch im Rechte. —

Sonst war's anders gewesen. Sobald sie da die geringste Empfindlichkeit blicken ließ und seine Laune nicht mit vollkommener Geduld ertrug, hatte er sich gleich verletzt gefühlt und aus ihrem Benehmen nur neue Nahrung für seine eigne Verstimmung gesogen. Heute konnte nicht der leiseste Unwille gegen sie in ihm aufkommen, sein einziges Streben blieb, sein altes Unrecht gut zu machen und auch sie wieder heiter zu stimmen.

So auffallend kalt wie heute hatte sie sich zwar noch nie gezeigt, indeß war sie in Folge verletzender Behandlung von seiner Seite doch auch bisweilen schon zu einem ähnlichen Benehmen gebracht worden. Selten hatte er dann viele Bitten und nachgibige Gefälligkeit angewendet, um sie wieder freundlich zu stimmen; das wirksamste Mittel war vielmehr stets gewesen, wenn er sich selber verstimmt und beleidigt zeigte — dies konnte sie nie lange ertragen, sie gab nach und wandte Alles an, um seine gute Laune zurückzurufen. Er wußte selbst nicht, ob er das sonst erprobte Mittel auch heut' in Anwendung bringen sollte — er vermochte dies nicht und hätt' er's vermocht, würd' es wahrscheinlich wenig gefruchtet haben.

Als er endlich im Begriff war, sich auf ernstliche Erörterungen einzulassen und „ein vernünftig Wort mit ihr zu reden," fanden sich zum Unglück noch einige befreundete Personen ein und somit war jede weitere Unterhandlung für dies Mal abgeschnitten. In recht verzweifeltem Zustande nahm er zuletzt Abschied, wobei sie ihm nicht, wie ehemals, das Geleit bis zur Hausthür gab. Hätte sie sich ihm, wie es schon in der letzten Zeit öfter geschehen, beleidigt und grollend gezeigt, so würde er ihr dies verziehen und geduldig auf heiteres Wetter am Horizonte seiner Liebe gewartet haben; aber sie schien ja durchaus nicht erbittert, sie war ihm artig begegnet, ja freundlich — aber nur so artig und freundlich, wie man jedem anständigen Gaste zu begegnen pflegt; sie war ruhig und kalt gewesen bei seinem Empfang und mit einem höflichen Lächeln, wie es gleichfalls jeder Abschied nehmende empfängt, hatte sie ihn entlassen.

Er irrte, ohne zu wissen wohin er ging, aus einer Straße in die andre. Bald war es ihm, als müsse er schmollen und er machte ohnmächtige Versuche, selber gleichgiltig zu werden — und dann fiel ihm wieder das Bewußtsein, daß er an allem schuld sei, wie eine Zentnerlast auf die Brust. Es gewährte ihm eine peinliche Unterhaltung, sich all die einzelnen Fälle vor die Seele zu rufen, wo er ihr

Unrecht gethan hatte und er war in Verzweiflung, wie er's anfangen möchte, um ihr zu beweisen, daß all jene Quälereien ihren Grund am Ende doch auch nur in seiner heftigen Liebe zu ihr gehabt hätten. Sein Zustand ward ihm am Ende unerträglich und um sich für dies Mal davon zu befreien, sah er kein besser Mittel, als — Betäubung. Halb bewußtlos stieg er hinunter in Auerbachs Keller — den er später noch im Faust verewigte — und hier versuchte er's im Weine alles Weh, was sein Herz jetzt belastete, zu ertränken. —

Dritter Abschnitt.

1.

Der Frühling brach an, aber diesmal nicht hoffnungsreich für Göthe; mit den letzten Resten des Winters schmolz auch das, was ihn zeither glücklich gemacht hatte; der junge Frühling sprach ihm diesmal nicht von Hoffnung, sondern gab ihm nur, gleich dem Spätherbste, die Erinnerung an ein entflohenes Schönes; der Frühling, von dessen Erwachen erhoben, ein späterer Dichter rufen konnte: „nun muß sich Alles, Alles wenden!“ sah ihn traurig, mißmuthig, verzweifelnd.

Unzählige Versuche hatte Göthe gemacht, Aennchens erkaltete Neigung wieder zu gewinnen, bis er endlich zu der Ueberzeugung kam, daß er sie wirklich verloren hatte. In diesen Tagen war es auch als er einst zu jenem Baum kam, wo er seinen und ihren Namen eingeschnitten hatte. Aus den noch jungen Zügen des ihrigen war der Saft gedrungen und benetzte seinen Namen mit den Pflanzenthränen. Aber seine Reue kam nun zu spät und es blieb ihm

nichts übrig, als jenes rührende Bild in eine Idylle zu verwandeln.

Tage und Wochen vergingen, wo ihn der Verlust der Zuneigung Annettens so heftig quälte, daß er keinen andern Gedanken, als sie, fassen konnte, daß er zu jedem Geschäft untüchtig war. Er glaubte nicht ohne sie leben zu können und die Ueberzeugung, daß alle Versuche vergebens, daß sie bestimmt für ihn verloren war, machte ihn um so elender.

Der Verkehr mit einem Manne, wie Behrisch, konnte unter diesen Umständen nur heilsam wirken, und wenn dessen Einfälle und das bunte, oft fast unsinnige Geschwätze, welches er gern zum Besten gab, auch die Wunden nicht heilen konnten, so trug alles doch dazu bei, den jungen Unglücklichen wenigstens momentan mit dem Leben zu versöhnen.

Göthe brachte halbe Tage lang seine Zeit bei Behrisch zu und wenn dieser mit dem seiner Leitung anvertrauten jungen Manne spazieren ging, so fehlte auch Göthe und einige seiner Genossen selten. Eines Tages gingen sie nach dem „Kuchengarten," damals einer der wenigen außer der Stadt gelegenen Erholungsorte und zugleich einer der beliebtesten.

„Schlagen Sie Ihre unnützen Gedanken in den Wind, Göthe," sagte Behrisch, als sie miteinander in einer der von jungem Grün überzogenen Lauben des Gartens saßen. „Gerade diese Stätte hier ge-

mahnt mich, wie eitel alle Liebesträume sind. Man kann sich dieselben gefallen lassen, so lange sie uns fröhlich umgaukeln; aber man kehre ihnen entschieden den Rücken, sobald sie uns zu quälen beginnen."

Göthe hatte dem schönen Traume den Rücken nicht gekehrt, der Traum hatte sich von ihm gewendet, und was hätt' er jetzt nicht noch drum geben mögen, hätte sich Alles noch einmal ins alte Gleis bringen lassen.

„Sie fallen in einen trocknen Ton" — sagte er zu Behrisch — „und der steht Ihnen diesmal recht übel, übler als sonst. Schwatzen sie in des Henkers Namen, was Sie wollen, mir soll Alles recht sein — aber berühren Sie nicht einen verletzlichen Punkt, für den Sie doch am allerwenigsten Heilung wissen."

„Ei, über den jungen klugen Herrn!" sagte Behrisch. „Von Heilung wollt' ich eben sprechen — Heilung von Grundaus sollte mein Thema sein, und nun ist der Göthe der Meinung, daß ich davon nichts verstände. Hören Sie mein Recept."

„Unter der Bedingung, daß ich's nicht anzuwenden brauche" — bemerkte Göthe — „Ihre Materia medica mag besondrer Art sein."

„Ich will blos mein eigen Beispiel erzählen, was ich selber erfahren habe. Meine Natur war am Ende stark genug, um sich selber zu helfen und ich brauchte die Heilmittel nicht einmal. Seid still,

Kinder, und hört, wie mir's gegangen ist. Ich sagte, daß dieser Ort hier Erinnerungen in mir erweckt, und diese Erinnerungen will ich euch mittheilen. Meine Geschichte ist lehrreich, wer nur drauf achten will. Mich hat sie wenigstens von der Liebe geheilt, die mir, will's Gott, nichts mehr anhaben soll! — Die Liebe ist nur eine Epidemie, fuhr er fort, die regelmäßig jedes Jahr ihren Umzug durch die Länder der Erde hält. Aber — wie es bei Epidemien meistens der Fall ist — von Jahr zu Jahr wird sie lauer und nur ausnahmsweise rafft sie heut zu Tage noch Individuen hin. Sonst laborirte der Befallene oft jahrelang, ja zeitlebens daran; jetzt verläßt sie die Menschen schneller. Sonst grassirte sie besonders im Frühlinge; jetzt aber befällt sie die Leute oft auch im winterlichen Pelzrocke, ohne sie deßhalb sehr anzugreifen. Glücklicherweise ist sie nicht ansteckend. Das beste Mittel dagegen dürften die Liebeslieder der neuen Dichter, wie — doch still! die Dichter kennt jedermann. Ich wollte euch nur erzählen, wie ich liebekrank war und wie ich geheilt wurde. Es sind einige Jahre seitdem vergangen, aber nie werd' ich jene Nacht vergessen. Wir hatten den Abend hindurch ganz lustig geschwärmt und ich wandelte mit etwas erhitztem Kopfe endlich nach meiner Wohnung. Elf Uhr war unlängst vorüber und doch klingelte und klopfte ich mehrere Minuten

vergebens an der Hausthür — es schien Alles drinnen im tiefsten Schlafe zu liegen.

„Ungeduldig ging ich endlich wieder fort, um noch einige Straßen zu durchwandern. Es war so feierlich still, wie in einem Kaffeehause, wo nicht geborgt wird. Der Vollmond stieg über den nächsten Dächern empor, aber mit sorgenumwölktem Antlitz — er schien meine Empfindungen zu theilen, denn ich dachte bangen Herzens an Rosamunden.

„Ja! an sie dachte ich, die bereits seit einigen Wochen all mein Sinnen und Denken war. Aber auch an ihn dacht' ich dabei, an ihn, der ihr gleich mir huldigte und der leider meine arme Person bedeutend in Schatten zu stellen schien, den sie augenscheinlich vor mir begünstigte und — o! an was Alles dacht' ich nicht! — Offenbar war sie kälter gegen mich, seit sie von Dresden, wo ich sie kennen gelernt hatte, zurückgekehrt war, oder vielmehr seit der verhaßte Ypsilon sich zwischen mich und sie gedrängt hatte.

Herr Ypsilon war freilich ein junger Mann von gefälligem Aeußern — ich muß absichtlich einen so prosaischen Ausdruck brauchen, — überdies galt er für witzig, unterhaltend, freigebig und was weiß der Teufel noch Alles! Täglich war der heillose Mensch um Rosamunden, begleitete sie auf Spaziergängen, war im Concert und im Theater in ihrer Nähe,

brachte selbstgepflückte Veilchensträußchen u. s. w. — Seit er sie kannte, vernachlässigte man mich, benahm man mir mehr und mehr jede Hoffnung — es war zum Rasendwerden! Und nun hört erst die famöse Geschichte, so werdet ihr — wenn ihr mir nicht unterdessen einschlaft oder davon lauft — gewiß beistimmen: ja, das war zum Rasendwerden!

„Gott sei Dank! ich bin es noch nicht so eigentlich geworden, obwohl mir in jener Nacht Alles Schlimme durch den Sinn ging, und ich wäre da wohl, aufgeregt wie ich war, bis an den hellen Morgen durch die Straßen gerannt und am Ende gar wieder in Mißhelligkeiten mit dem Nachtwächter gerathen, hätte mich nicht der kalte Nachtwind gemahnt ein Obdach zu suchen.

„Mein Weg führte mich vor dem Hause eines Mannes vorbei, den ich genau kannte; er war der Besitzer einer Leihbibliothek. Die Hausthür stand hier glücklicherweise noch offen und ich stieg die Treppe hinan. Ich wollte den guten Mann, der, von des Tages Geschäften ermüdet, sanft ruhen mochte, nicht etwa aus dem Schlummer stören. Ein kleines Fenster, welches unmittelbar vom offnen Vorsaal in das Expeditionszimmer führte und welches ich wohl zu öffnen verstand, (ihr braucht deshalb nichts Uebles von mir zu denken!) benutzte ich, um geräuschlos hinein zu kommen, setzte mich drinnen in

einen weichgepolsterten Lehnstuhl und schlief bald ermüdet ein.

„Aber nicht lange mocht' ich geschlafen haben, als mich ein seltsames Geräusch erweckte. Ein matter Lichtschimmer bewegte sich an den Wänden hin und her und draußen verhallten so eben die letzten Schläge der zwölften Stunde. Der Lichtschimmer ward heller und heller, so daß ich nun das ganze Gemach deutlich übersehen konnte.

„Ich saß indeß wie festgebannt in meinem Stuhle und starrte staunend das seltsame Schauspiel an, das sich meinen Blicken darbot.

„Aus allen Winkeln hervor bewegten sich kleine niedliche Gestalten, kaum zwei Spannen hoch, manche in mittelalterlicher Tracht, andere als elegante Modeherren und ebenso Dämchen, alte Weiber, Mamsells und Jungfern, kurz ein so buntes Gewimmel, wie man kaum Mittags auf der Leipziger Promenade im Sonnenschein sieht.

„Während ich, in den seltsamen, grauenhaften und doch artigen Anblick versunken, regungslos zusah, fing es an, leise und gepreßt neben mir zu stöhnen und zu ächzen, etwa wie von Einem, den der Alp drückt. Ich sah neben mir nichts als einen Folianten, nämlich „Zieglers historisches Labyrinth der Zeit." Und während es ängstlicher stöhnte, hört' ich mir deutlich die Worte zuflüstern:

„Oeffne mich, daß mein Geist frei sei! möchte auch dem fröhlichen Tanze einmal beiwohnen, ich armer Vergessener!"

„Die Worte drangen, wie ich deutlich bemerkte, aus dem Folianten.

„Und wer bist du?" frug ich, „und wer sind jene?"

„Das sind," flüsterte es hierauf, „die Geister und Gespenster der Bücher, die da herumstehen. Die halten wie gewöhnlich ihren nächtlichen Ball, und machen sich lustig unter einander. Aber ich kann nicht mit, denn zwei mächtige messingne Klammern halten mich in meinem Pergamentkleide fest. Dem **Theatro Europaeo** dort im Winkel geht's nicht besser, weil sein Geist gebunden ist, und mein Zwillingsbruder, der „historische Schauplatz der Zeit," seufzt auch in der Gefangenschaft."

„So, so!" sagte ich leise und vor Verwunderung wie versteinert. Doch öffnete ich die Klammern des in dicken Staub gehüllten Bandes und alsbald schritt zwischen den Blättern hervor ein stattliches Männchen in bunter altväterischer Tracht, den Degen an der Seite, den Tressenhut auf dem Kopfe, welches sich sofort dem muntern Völkchen anschloß.

„Dieses letztere sang so eben ein derbes Spottlied auf alle Recensenten ohne Ausnahme. Aber daraus entspann sich plötzlich ein heftiger Streit, denn die

Meinungen waren verschieden, und es drohte zu Thätlichkeiten zu kommen. Vergebens suchte ein dicker Mann in buntem Hanswurstkleide, den ich Herr Katalog nennen hörte, den Vermittler zu machen, denn von dem jungen rüstigen Volke wurde die Gegenpartei, nämlich die der Alterschwachen, hart bedrängt.

„O, rief einer von letztern, o wie wollten wir sie darniederschmettern, wären wir unsrer mehr! die Robinsone, Ritter, Räuber, Gespenster, Aventuriers und Mörder hab' ich alle auf meiner Seite, aber die sind zum Unglück sämmtlich ausgeliehen."

„Da fingen die Bände des **Theatri Europaei** wieder an laut zu stöhnen, daß sie von dreifachen Klammern, schweinsledernen Mauern und fingerdickem Staube gehindert wären, herabsteigen.

„Seht, rief der Redner wieder, die handfesten Bursche könnten wir brauchen! dann sei der Himmel den glatten Herrchen dort gnädig! —

„Alsbald machten sie sich an die Arbeit, die Folianten zu öffnen; aber ihren ungeschickten Händen entglitt schon der erste Band und fiel polternd zur Erde. Dennoch wollten sie der Gegenpart endlich allein zu Leibe gehen, schon geriethen sie lärmend aneinander — da donnerte vom Nikolaithurme ein gewaltiges Eins — und zerstoben und verflogen war all der Spuk. —

„Ich fühlte mir an den Kopf, ob ich wache — ich hatte nicht geträumt, sondern dies Alles mit wachenden Augen geschaut. — —

„Aber was kümmerte mich der Geisterspuk! — O Rosa! seufzte ich still für mich, möchtest du mir wieder freundlicher werden, möchtest du deinen harten Sinn erweichen und meiner treuen Neigung allein vertrauen! und möchtest du den fatalen Ypsilon ferner nicht mehr freundlich ansehen, und — ach! —

„Wertheſter, hochzuverehrender Herr! lispelte es leise neben mir, — verlieren ſie doch die Hoffnung nur nicht! Sie werden noch glücklich ſein, glauben Sie das einem alten erfahrenen Manne.

„Ich sah erstaunt um mich und gewahrte nichts, obwohl der Mond hell durch's Fenster schien.

„Ich bin es ja!" flüsterte es weiter, „bin das historische Labyrinth der Zeit; aber weil die Mitternachtstunde vorüber, darf ich Ihnen nicht erscheinen, sondern kann nur aus meiner staubigen Behausung herausſprechen. Ich bin Ihnen Dank schuldig und dafür sollen Sie guten Rath haben. Gehen Sie nur den künftigen Abend hinaus in den Kuchengarten. Da werden Sie unter andrer Gesellschaft auch Ihre Rosamunde sitzen sehen. Grüßen Sie diese im Vorübergehen und einen bedeutsamen Wink, den sie ihr geben, wird sie zu deuten wissen. Sobald es

dunkelt, begeben Sie sich dann in den schattigen Laubgang, der zum Gemüsgarten führt, dort wird sie Ihnen, Sie erwartend, begegnen, und Alles wird nach Wunsch gehen, so wahr ich Labyrinth der Zeit heiße!"

„Ach," sprach ich, „verehrtester Herr Labyrinth! wird, kann das so werden, wie Sie sagen? wie wär' es möglich, daß —

„Verlassen Sie sich auf meine Rede!" flüsterte es: „das Labyrinth der Zeit schürzt zwar viele verwickelte Knoten und bietet manchen Irrweg dar; doch am Ende weiß es Alles zu lösen und zu glücklichem Ziele zu führen. Und gewiß, der Laubgang im Kuchengarten soll kein Irrweg sein. Doch nun gute Nacht und folgen Sie meinem Rathe!" —

Das Labyrinth schwieg und überließ mich meinen Gedanken. —

„Rosa! künftigen Abend im Kuchengarten, im Laubgange, der zum Wirthschaftsgarten führt!" rief ich noch einmal süßträumend und entschlummerte. — — Unruhig schlief ich nun dem Morgen entgegen. Da trat der Bibliothekar ein und grüßte mich freundlich. Er wunderte sich nicht über mein unvermuthetes Hiersein, denn es war nicht das erste Mal. Endlich erzählte ich ihm mein Abenteuer und fürchtete schon ausgelacht zu werden. Aber der Mann schaute mich mit großen Augen an und sagte:

„O, davon weiß ich auch ein Lied zu singen! könnte Ihnen noch manch ähnlichen und schlimmern Spuk erzählen. Aber jetzt vermeid' ich es immer gern, Nachts dies Zimmer zu betreten: ich habe schon gar zu viel Schreckhaftes auf diese Weise erlebt.“ —

„Was mir am wunderbarsten dünkte, war, daß der in der Nacht herabgestürzte Foliant wirklich am Boden lag, der doch, wie sich mein Freund deutlich entsann, gestern noch fest in der Reihe stand. — —

„Ich ging nach Hause und wartete ungeduldig den Abend heran, wo ich mich denn liebeglühend auf den Weg machte und am besagten Orte wirklich die Ersehnte in ansehnlicher Gesellschaft erblickte. Aber auch der verhaßte Ypsilon befand sich unter dieser. Ich that genau, wie mir das Labyrinth befohlen, und der Blick den mir Rosamunde zuwarf, ließ mich Alles Gute hoffen. Was kümmerte mich der ironische, den mir Ypsilon durch die Brillengläser zuwarf! Ich bemerkte eigentlich nur ihren Blick, setzte mich allein an einen einsamen Tisch im Garten und wartete mit klopfendem Herzen das Dunkelwerden ab. Dann begab ich mich in den Laubgang und lief ungeduldig, die Ersehnte zu erspähen, hin und her.

„Sieh, da schwebt ein dunkler Schatten leisen Trittes den Gang mir entgegen — es ist Rosamunde.

„Entschuldigen Sie ja die Freiheit, die ich mir nehme," flüsterte sie kaum hörbar; „aber ich wußte, daß Sie mich erwarteten, und da trieb mich die Sehnsucht Ihnen entgegen."

„Mein süßes Leben!" erwiederte ich, „du machst mich jetzt zum Gotte!"

„Ja" — erwiederte sie etwas lauter, — „um mir diese Stunde frei zu machen und mir Ihre göttliche Unterhaltung zu verschaffen, hab' ich gearbeitet, wahrlich! wie ein Gaul!"

„Wie ein Gaul" — sprach ich leise vor mich hin, etwas erstaunt ob dieser seltsamen Rede, die wie ein Eistropfen auf mein liebeglühendes Herz fiel.

„Ach ja!" fuhr sie fort, „das glauben Sie gar nicht, was man Alles zu thun hat! Gestern hatt' ich noch bis spät in die Nacht zu arbeiten. Da gab's aufzuwaschen und zu scheuern, denn Madam ist so wunderlich! und da sah ich Sie in der Bibliothekstube im Mondschein sitzen und mich so gütig anrufen und einladen — das Herz schlug mir heftig, denn — ach, werther Herr — ich liebe Sie längst heimlich mit unendlicher Inbrunst — — ach! man hat bei Bibliothekars auch gar zu viel zu thun" —

„Wie!" rief ich auf's Höchste staunend — „Rosamunde — doch nein, Sie sind" —

„Freilich! doch Sie wissens ja! Rosa, Bibliothekars Köchin, die aber" —

„Ich glaube, ich stieß einen Angstschrei aus; beschämt ließ ich das arme Wesen stehen und rannte davon. Alle Zweige schienen mir höhnisch zuzuflüstern und der Rosenstrauch, an dem ich im Dunkeln vorüberstreifte, lachte schier überlaut.

„Wie ein gehetzter Hirsch erreichte ich meine Wohnung und warf mich auf's Lager — aber der Schlummer floh mich, und war ich ja im Begriff einzuschlafen, so schreckten mich verworrene Traumbilder wieder auf. — —

„Der Morgen kam.

„Nach langem, unschlüssigem Ueberlegen ermannte ich mich endlich und ging, meiner — ach, konnt' ich auch noch sagen meiner? — Rosamunde einen Morgenbesuch abzustatten. Herzklopfend ging ich; denn, sollte sie etwas vom gestrigen Rendezvous bemerkt haben?

„Ein Bedienter trat mir entgegen und sagte: „ich melde Sie gleich — das Fräulein ist nicht allein."

„Nicht allein? murmelte ich; es war mir ein schlimmes Zeichen. Erst nach einigen Minuten, die meiner Ungeduld Stunden deuchten, erschien das dienstbare Subjekt wieder und überreichte mir ein bleistiftgeschriebenes Briefchen, mit der Bedeutung, Fräulein sei jetzt nicht zu sprechen. —

„Ich ging und las noch unter der Hausflur das Zettelchen, worin sie mir meldete, es verbiete ihr die Sorge für ihren Ruf, Besuche eines Herren anzunehmen, den man mit weiblichen Personen aus den niedersten Ständen auf öffentlichen Orten spazieren gehen und unter dunkeln Lauben Zusammenkünfte halten sehe. Sie bat ferner zu entschuldigen, daß sie unter so bewandten Umständen meine fernere Bekanntschaft vermeiden müsse.

„Ich knirschte vor Wuth und lief zum Hause hinaus. Draußen von der Straße warf ich noch einen Blick nach ihren Fenstern, und sah sie mit Herrn Ypsilon im freundlichsten Gespräche. Wer beschreibt in dem Augenblicke meinen Aerger!

„Aber auch das war vorübergehend.

„Während ich das saubere Briefchen zerpflückte, gewann ich allen Gleichmuth wieder und am Ende freute mich die Geschichte, weil sie so und nicht anders schloß. Hätte nicht z. B. mein vermeinter Nebenbuhler der Bruder Rosamundens sein können, während man mich vor dem allerglücklichsten Ausgange der Sache nur ein Bischen zum Besten haben wollte? aber nein, so alltäglich soll nimmermehr schließen, was Behrisch erlebt und Gott behüte mich vor einer Hochzeit, wobei ich mehr als ein Gast zu bedeuten hätte!

„So war ich meines leidigen Zustandes mit einem Male quitt und ihr jungen Leute könnt' euch an meinem Schicksal spiegeln. Träume sind Schäume, das hat mich die Erfahrung gelehrt, die ihr euch erst noch erwerben müßt; ein Gespenst ist kein Geist und die Liebe ist — ein Gespenst.

„Was ist nicht schon Alles über die Liebe geschrieben worden! Viele haben sie schon längst als ein Uebel und die Toleransten von ihnen wenigstens als ein nothwendiges Uebel (wie Krieg und Donnerwetter, nur in andrer Hinsicht) betrachtet. Wenn wir uns nun auch nicht gerade zu dieser Partei schlagen wollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Liebe für uns arme Sterbliche oft eine wahre Last ist und dankenswerth müssen uns dann die Bemühungen derer erscheinen, die, statt abscheuliche Liebestränke zu brauen, vielmehr Mittel gegen die Liebe lehren. Mir fällt da Daniel Huntius ein, — er war Bischoff zu Avranches, geb. den 8. Febr. 1630, † 1721, — welcher glaubte, daß die Liebe sehr wohl durch Schwitzen und Aderlassen zu heilen sei. Zu heilen! dieser Mann (er war übrigens antiquarischer Schriftsteller) hielt die Liebe demnach auch für eine Krankheit und man muß wenigstens gestehen, daß seine Mittel schon der äußerlich sichtbaren Anwendung zufolge trefflich gewählt waren.

„Denkt euch einen feurigen Liebhaber in der Barbierstube, mit Schröpfköpfen bedeckt (denn das scheint mir noch dienlicher als Aderlassen) — muß er sich, wenn er etwa seitwärts seine Jammergestalt im Spiegel erblickt, nicht im Stillen des Gedankens an die Geliebte schämen? pfui! und nur gar Schwitzen! Fliederthee — die Nachtmütze über die Ohren und tief in die Wolken des Bettes vergraben; — wer in solcher Situation noch Sehnsucht der Liebe fühlen kann, muß wahrhaftig ein ruchloser Freigeist sein; schon der Gedanke ist Entweihung, nicht wahr?

„Uebrigens geht aus Daniels Meinung offenbar hervor, daß er überzeugt war, die Liebe sei im weggehenden Schweiß enthalten. Da sollten nun die Chemiker thuen, was ihres Amtes: sie sollten den Liebestoff als neues Element auffinden und passend benennen, etwa Eroticum, Minna oder so ähnlich. Wer weiß, wozu sich dies Gift nützlich gebrauchen ließe. Wie mancher Arzt würde eine kleine Dosis davon dem Ehemann verschreiben müssen, der die liebe lange Nacht am Spieltisch oder im Weinkeller zubringt — und wie ist's nun, Göthe? gnügt bei Ihnen schon ein Bißchen Schwitzen oder werden Sie auch Blut lassen müssen? Wie wunderliche Schicksale kann dieser Liebestoff nicht haben, wenn er erst in den Apotheken zu bekommen ist! Dieselbe Quantität, deren sich ein Mensch entledigte, um mit kal-

tem Blute ein Weib zu heirathen, die ihm statt der Neigung nur einen Kasten mit blanken Thalern mitbringt, dieselbe Quantität kauft die Frau später in der Apotheke, um damit einen neuen Freund an sich zu fesseln. Vielleicht wird man auch schon den Kindern die Liebe — wie jetzt die Pocken — einimpfen, amit sie später nicht von dieser Pest befallen werden."

Behrisch plauderte noch lange fort und wenn sich auch die Andern an seinem Geschwätz ergötzen mochten, so fand doch Göthe diesmal keinen Gefallen dran; zuletzt hörte er gar nichts mehr davon und die herbsten und beißendsten Neckereien Behrischs, die dieser geradezu gegen ihn vorbrachte, gingen spurlos an ihm vorüber, denn er dachte nur eifriger an Annetten. Er konnte den Gedanken, sie wirklich ganz verloren zu haben, noch immer nicht fassen und doch mußt' er sich sagen, daß dem so sei, daß er bereits alles versucht hatte, was sich versuchen ließ, um das Verhältniß herzustellen, und daß Alles vergeblich gewesen. Und selbst ihr Erkalten konnt' er ihr nicht zum Vorwurf machen — war es doch ein Wunder, daß sie seine Launen so lange ertragen hatte.

Er wüthete jetzt im Stillen gegen sich selbst — der trostloseste Zustand, der sich denken läßt! und er mußte auf Mittel sinnen, um sich diese Bürde wenigstens zu erleichtern.

2.

Als Göthe eines Tages nach Hause kam, fand er den Theologen in großer Aufregung: er schien des Nachbars Heimkehr erwartet zu haben, denn kaum hatte dieser sein Zimmer erreicht, als jener schon hastig erschien und mit den Worten, „was sagst du nun dazu?“ Göthen einen Brief reichte. Der Brief lautete:

„Verehrtester Freund!

„Erst jetzt ist es mir gelungen, Gewißheit darüber zu erlangen, daß Sie es waren, von dem ich vor einiger Zeit ein reiches Geschenk erhielt, und daher bin ich auch heut erst im Stande, Ihnen dasselbe hiermit zurückzustellen. Nehmen Sie zugleich die wiederholte Versicherung meiner unvergänglichen Hochachtung, die ich für Sie hege; zugleich aber werden Sie auch meine dringende Bitte berücksichtigen, mich ferner ganz meiner Einsamkeit zu überlassen. Ich bitte Sie nicht, mich zu vergessen, weil ich dies nicht wünsche — bewahren Sie, wie ich das Ihrige, immer mein Andenken, aber schenken Sie mir auch darin Glauben, daß ich gewiß einen vollgenügenden Grund habe, der mich zwang, unser altes Verhältniß zu zerreißen. Ich hoffe, die Zeit

soll kommen, wo ich Ihnen jenen Grund mittheilen werde, was ich jetzt nicht im Stande bin. Leben Sie wohl. Karoline."

„Nun, du wirst besser darüber urtheilen können, als ich," sagte Göthe, nachdem er gelesen.

„Aber wer kann ihr gesagt haben, daß jene Summe von mir kam? Und soll ich nun in der That Alles unversucht lassen, um mich ihr wieder zu nähern?"

„Ich denke, ja!" antwortete Göthe, „denn es scheint, jeder Versuch würde vergeblich sein. Das Einzige wäre, daß du ihren Grund zu erfahren suchtest, um ihn je nach Befinden beseitigen — oder dich so gut es gehn wird, trösten zu können."

„Es sollte mich freuen, wenn ich Mittel und Wege ausfindig machen könnte, dir in der Angelegenheit behilflich zu sein" — fuhr Göthe nach einer kleinen Pause fort, der sich jetzt um so lieber in die Angelegenheiten andrer zu mengen Lust hatte, als er dadurch mehr von den abgelenkt wurde, was ihn selber im Innern noch schmerzlich beschäftigte. — „Jedenfalls will ich ihren jetzigen Aufenthalt auskundschaften und mit ihr zu sprechen suchen; wenn du es wünschest, könnte dann Alles, was dich betrifft, erörtert werden."

Mit diesem Vorschlage war der Theolog zufrieden und Göthe säumte auch nicht, sogleich in Karo-

linens früherer Wohnung nach ihrem gegenwärtigen Aufenthalt zu fragen. Sie wohnte, wie er jetzt erfuhr und wie sie ihm schon früher angedeutet hatte, bei einer Familie, die zwar selber nicht bemittelt war, aber gegen den verstorbenen Stein manche Verbindlichkeiten haben mochte, die sie veranlaßten, in diesem Falle dem Antriebe ihrer Dankbarkeit zu folgen. Göthe begab sich dorthin und führte sich als Freund des Verstorbenen ein, welcher der Tochter einige Mittheilungen zu machen hätte. Das kurze Gespräch, welches er hier mit Karolinen führen konnte, nahm eine ähnliche Wendung, wie das erste Mal und da sie es jetzt gern abbrechen zu wollen schien, gab sie ihm endlich zu verstehen, daß sie zwar nicht abgeneigt sei, sich in weitere Erörterungen einzulassen, daß hier aber der rechte Ort dazu nicht sei. Sie versprach ihm, sehr bald, vielleicht heute schon, Nachricht zukommen zu lassen, wann und wo sie sich zu näheren Erklärungen verstehen werde und er sah sich daher genöthigt, für diesmal unverrichteter Sache Abschied zu nehmen.

Die Unterhaltung mit Karoline, ja ihre bloße Gegenwart, hatte einen wohlthuenden Einfluß auf ihn und das quälende Andenken an Aennchen war ihm während dieser sogar minder peinlich. So gewiß dies der Fall war, wagte er's doch sich selber nicht zu gestehen und der bloße Gedanke erweckte ihm

schon neue Vorwürfe neben den alten. Er war in der letzten Zeit seltener, wenigstens nicht mehr täglich, in Aennchens Haus gekommen und ihr gleichgiltiges Betragen hatte ihn dann jedesmal auf's Schmerzlichste berührt. Neckereien der Freunde, besonders Behrisch's, veranlaßten ihn, diese Gefühle völlig geheim zu halten und in sich zu verschließen, und so wurden sie ihm nur um desto drückender und er hatte in den letzten Wochen manches thörichte Mittel unbesonnerer Weise angewendet, um das marternde Bewußtsein zu betäuben, welches nach entflohenem Rausche freilich immer um so unangenehmer erwachte. Von besserer Wirkung konnte eine Beschäftigung sein, wie er sie z. B. heute fand, da er für einen Andern in einer Angelegenheit und mit Personen sich zu schaffen machte, die ihm selber interessant waren.

Der Theolog, der seine Geliebte seit langer Zeit nicht einmal gesehen, um so weniger also gesprochen hatte und in welchem bei Empfang des heutigen Briefs die alte Neigung mit doppelter und dreifacher Gluth erwacht war, bestürmte den zurückkehrenden Göthe mit tausend Fragen über Karoline, von denen der letztere eigentlich nicht eine einzige beantworten konnte, und er vermochte den Freund nur auf das Weitere zu vertrösten, was ihm selber verheißen war.

Wirklich schrieb ihm noch heute Karoline, daß sie bereit sei, des andern Morgens ihm die versprochene Unterredung zu gewähren, und sie bezeichnete ihm dabei ein Haus in der Vorstadt, wo er sie bei einer gewissen Frau erwarten sollte. „Es hat mich, sagte sie, viel ungewöhnliches betroffen und Sie selbst sind dabei in gewissem Maße zu bedeutend betheiligt worden, als daß ich mich erst noch kleinlich genug bedenken sollte, wenn ich Ihnen eine Zusammenkunft auf solche Weise gewähre. Ich bin überzeugt, daß Sie mein Vertrauen achten und die ganze Angelegenheit verschweigen vor jedermann, außer vor ihrem Freunde, so weit sie diesen angeht." —

Göthe ging am nächsten Morgen zur bestimmten Zeit, um den angegebenen Ort aufzusuchen. Dies ward ihm nicht schwer und bald befand er sich zu seiner Verwunderung in der Behausung derselben Person, welcher er einst ein werthes schon halbverlornes Kleinod wieder verschafft, derselben, durch welche der alte Herr Stein zu erfahren wünschte, was ihm noch bevorstünde. Die Eigenschaft der Frau als Wahrsagerin war Göthe noch unbekannt, und überhaupt wußt' er nicht sogleich, was er aus ihr machen sollte. Es befremdete ihn, als er bemerkte, daß sie seinen Namen kannte; sie erinnerte ihn selber an die Gefälligkeit, die er ihr einst erwie-

sen, und mit dem Zwecke seines heutigen Kommens war sie auch bereits bekannt.

Das Gemach war sehr dunkel, denn die ohnehin niedern Fenster waren dicht verhangen und erst nachdem sich die Augen des Gastes mit der Dämmerung die hier herrschte, vertraut gemacht hatten, bemerkte er, daß in einer Ecke auf einem kleinen Sopha bereits eine weibliche Gestalt, aber mit verschleiertem Gesicht, saß. Er vermuthete, es sei Karoline, aber die Alte bedeutete ihn, daß er eine fremde Person vor sich sehe und daß die gesuchte Dame erst in einer Stunde erscheinen werde.

„Lassen Sie sich indeß nicht irren," sagte sie, „wenn Sie den weiten Weg nicht zu wiederholen Lust haben — bleiben Sie nur immer hier, Sie stören uns nicht."

Mit diesen Worten lud sie ihn ein, auf dem Sopha neben der Verschleierten Platz zu nehmen und Göthe folgte dieser Einladung, während das Weib sich am andern Ende des Gemachs beschäftigte. Er wagte nicht, seine schweigende Nachbarin anzureden, die kein Lebenszeichen von sich gab, außer dann und wann ein tiefes Athemholen.

Endlich trat die Alte wieder näher und sagte zu der Verschleierten: „Es thut mir leid, daß ich so beschränkt in meiner Wohnung bin — Sie geniren sich vielleicht in fremder Gesellschaft, aber das haben

Sie in der That nicht nöthig, wenigstens nicht vor diesem Herren, den ich genau kenne. Es konnte sich nicht besser treffen, als daß derselbe gerade jetzt erschien — denn ich sagte Ihnen schon daß der Ring erst seine wahre Kraft erhält, wenn er vorher durch die Hand eines solchen jungen Herrn gegangen. Hier ist der eiserne Reif; aber wenn Sie ihm ganz vertrauen wollen, so geht es in der That nicht anders: — Sie müssen mir erlauben, daß ich diesen Herrn bitte, ihn erst an sich zu nehmen und ihnen dann selbigen an den Finger zu stecken."

Göthe wußte nicht was er davon denken sollte, merkte indeß alsbald, daß er sich bei einer weisen Frau befände, die in geheimnißvollen Künsten erfahren sein müßte. Er hätte viel darum gegeben, hätt' er das Gesicht der Nachbarin sehen können, die, wie er begriff, von dem Hokuspokus der Alten Rath und Hilfe erwartete. Sie sagte nicht ja und nicht nein, überhaupt kein Wort, und Göthe nahm demnach sehr bereitwillig den eisernen Ring aus der Hand der Alten an sich.

„Drücken Sie ihn mit einem frommen Wunsche an die Lippen und stecken Sie ihn sodann an den Zeigefinger der rechten Hand dieser Dame."

Göthe begann das Possenspiel so ernst als möglich, er führte den Ring zum Munde und bat dann mit schweigender Geberde um die Hand der Nach-

barin, welche ihm zitternd gereicht ward. Eben war er im Begriff, den Ring auf den niedlichen Finger gleiten zu lassen, als man vor der Thür mehrere rauhe Stimmen vernahm und heftig anpochen hörte. Erwartungsvoll blickten die beiden Gäste nach der Thür, während die Alte erschrocken dorthin eilte.

Sie begab sich hinaus in die Vorhalle und die Lauschenden im Zimmer strengten sich vergebens an, ein deutliches Wort aus dem Gemurmel draußen zu zu verstehen; nur die jammernde und wehklagende Stimme der Alten unterschied sich deutlich.

„Ist es Ihnen gefällig, verehrte Dame?" sagte Göthe jetzt leise, indem er seine Hand mit dem Ringe wieder ausstreckte, denn die feierliche Zauberhandlung war natürlich bei jener Unterbrechung unterblieben.

Die Dame schüttelte den Kopf und sagte mit wunderbar leiser, aber recht angenehmer Stimme: „Nein, nein — die Frau muß wohl dabei anwesend bleiben. — O Gott!" (fuhr sie dann fort, als sich die rauhen Stimmen draußen verstärkten und der Thür wieder näher zu kommen schienen) „O Gott! wär' ich nur unbemerkt hinaus! wenn ich hier gesehn werden sollte" —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Alte erschien wieder. Sie trat vor die beiden hin und sagte mit weinerlicher Stimme: „Ich muß Sie ersuchen, werthe Herrschaften, diesen Platz zu

verlassen. Leider kann ich Ihnen keine bessern Sitze anbieten — halten Sie es meiner Armuth zu Gute — aber ich muß Sie dringend bitten, auf einige Augenblicke hier nebenan in mein Schlafkämmerchen zu treten, — ich bekomme einen fatalen Besuch. Wollen Sie die Güte haben?" setzte sie hinzu, während sie die Thür des Kämmerchens öffnete. Es war, wie der erste Blick lehrte, so eng, daß außer dem Bette der Wirthin kaum noch einige Personen darin stehen konnten.

„Wenn's nicht anders sein kann" — sagte Göthe, der weit mehr Lust zum Eintritt als seine schöne Gefährtin zu haben schien. Die letztere trat zurück, als sie nur einen Blick in das kleine Gemach geworfen hatte und schüttelte wieder mit dem Kopfe, als ihr Göthe höflich einladend die Thür offen hielt.

„Und ich muß Sie doch darum bitten" — sagte die Alte wieder — „und es hat wirklich Eile, denn die Leute draußen werden am Ende ungeduldig. Ich will's Ihnen nur gestehen — der Kaufmann Greif, der Ihnen ja wohl bekannt ist, steht mit den Gerichtspersonen draußen. Ich bin dem Menschen ein kleines Sümmchen schuldig und er will mich soeben deswegen auspfänden lassen. Das Sopha ist das einzige Stück, was die Summe decken kann und das ist der Grund, weßhalb ich Sie bitte, ein wenig in's Nebengemach zu treten."

Göthe stand wartend an der Kammerthür, die Dame zögerte noch, und durch die Thür steckte sich ein rauhes Gerichtsdienergesicht und rief die Wirthin hinaus.

„Die Störung ist recht abscheulich, aber ich finde sie, trotz meines Mitleids für die arme Frau, doch auch komisch," sagte Göthe. „Sie scheint mit ihren Künsten übrigens keine Schätze zu sammeln und vielleicht ist dies gerade ein Grund für ihre Zuverlässigkeit."

„Ach, ich thue wohl sehr Unrecht," sagte die Dame, „daß ich mich überhaupt an sie wendete, und ich möchte vor Scham vergehen, wenn es bekannt würde."

Göthe war im Begriff das arme Kind nach besten Kräften zu trösten, als die Frau wieder erschien und kleinlaut berichtete: die Leute hätten bemerkt, daß vornehmer Besuch da sei und meinten, vielleicht könnte der Herr die kleine Summe erlegen und somit die Auspfändung abwenden. „Ich kann das nicht einmal von Ihnen bitten," setzte die Frau hinzu, „und muß Sie nochmals ersuchen, hier einzutreten, denn die Leute wollen nicht länger warten."

„Das ist recht schlimm!" sagte Göthe, dem die Sache Spaß machte. „So viel Geld führ' ich nicht bei mir und holen kann man keines, denn es liegt uns ja eben Alles daran, den Paß frei zu haben,

bevor wir fort gehen. Aber hier ist meine Uhr, die gewiß vollkommen ausreicht. Geben Sie diese im Beisein der Gerichtspersonen dem edlen Herrn Greif und sagen Sie ihm, sie würde morgen bei ihm eingelöst werden."

Die Frau nahm nach einigen nur aus Höflichkeit gemachten Umständen das Anerbieten an und vermöge jenes Talismans waren Greif und Gerichte bald verschwunden, die Gäste nahmen wieder Platz auf dem Sopha und die Ceremonie mit dem Ringe ward in bester Ordnung zu Ende gebracht.

„Wer ist das Dämchen?" fragte Göthe, als sie endlich hinausgeschlüpft war; denn er glaubte sich nun durch die geliehene Uhr einen doppelten Anspruch auf das Vertrauen der Alten erworben zu haben. Aber diese schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Behüte mich Gott! was glauben Sie von mir? Schweigen können ist bei mir die Hauptsache."

Minute um Minute verrann und Karoline erschien nicht; endlich aber ein Knabe mit einem Zettelchen, worauf sie meldete, daß sie heute abgehalten sei und um Entschuldigung bitten müsse, wenn sie sich genöthigt sehe, die Unterredung zu verschieben. Sobald es möglich sei, werde sie Göthe um seine Gegenwart bitten.

Diese Nachricht war ihm höchst unangenehm. Er hatte sich darauf gefreut, mit ihr zu plaudern

und nun sollte er gehen, unbefriedigt und ohne Nachrichten für den Theologen, der daheim gewiß sehr erwartungsvoll seiner Rückkehr entgegensah.

„Es thut mir um Ihretwillen auch leid," sagte die Alte. „Ich könnte Ihnen vielleicht Alles sagen, was sie von der Dame erfahren werden, aber das geht nicht, so dankbar ich Ihnen auch verpflichtet bin. Ich sage das nur, weil ich auf Ihrem Gesicht viele Fragen sehe, die doch von meiner Seite unbeantwortet bleiben müssen — Fragen Sie mich nichts und haben Sie Geduld." — —

Göthe verließ endlich die schweigsame Wahrsagerin und ging nach Hause.

„Sie hatte nicht Zeit?" sagte der enttäuschte Theolog höchst unmuthig. „Nun, ich möchte fast anrathen, daß wir das nächste Mal auch keine Zeit hätten!"

„Ei, hübsch artig, Vester!" entgegnete Göthe. „Ich lasse auf deine Karoline doch nichts kommen, sie ist bei mir ganz entschuldigt, und wenn nicht in deinem Auftrage, so werd' ich bei nächster Gelegenheit in meinem eignen gehen, das versprech' ich dir. Vertreiben wir uns die Zeit bis dahin so gut es gehen will. Du kennst meinen Behrisch noch nicht, den köstlichsten Burschen von der Welt, und wenn du Lust hast, sollst du ihn heut Abend in Auerbachs Keller kennen lernen, wo wir eine Zusammenkunft

halten werden. Du wirst mich um acht Uhr daran erinnern, denn ich kann mich heute nicht in die Zeit finden, weil meine Uhr bis morgen in das Bereich Greifs gewandert ist — nämlich im Dienste einer schönen Dame, sonst würd' es nimmermehr geschehn sein. Vergiß es nur nicht" — rief er dem Theologen noch nach, als dieser, noch immer mißmuthig und schweigend, sich nach seinem Zimmer entfernte. — —

Am Abend aber erschien der Nachbar wieder, eingedenk des erhaltenen Auftrags, und sagte: „'s ist dreiviertel auf acht Uhr, Göthe."

Göthe erwachte aus bunten Träumen, in die er versunken gewesen. „Acht Uhr bald?" wiederholte er, — „desto besser, dann können wir sogleich aufbrechen, nur trink' erst noch ein Glas Wein mit mir." Mit diesen Worten schenkte er aus einer Flasche zwei Gläser voll und reichte dem Theologen eins. „Ich trinke gern vorher etwas," sagte Göthe, indem er sein Glas hinunterstürzte und sogleich wieder füllte. „Der Behrisch und Consorten machen mich sonst leicht mit ihren Witzen todt; aber wenn ich schon so erwärmt unter sie komme, gebricht mir's nicht an Beredsamkeit."

„Aber lieber Freund," sagte der Theolog, der sein Glas, weniger aus Trinklust als in mechanischer Nachahmung des andern, auch geleert hatte, — „ich

kam nur, um dir, wie du verlangtest, die Stunde zu sagen; in euren Keller aber kann ich unmöglich mitgehen. Wahrscheinlich treibt ihr's dort ein Bißchen toll und du weißt, wie sehr ich mich in meinen Verhältnissen zu hüten habe. Auch macht mir das Nachtschwärmen überhaupt keine Freude — am wenigsten jetzt."

„Am meisten jetzt wird dirs nützlich sein, das spür' ich an mir!" entgegnete Göthe. „Die Lust wird sich finden, wenn du nur erst angefangen hast — und was die Verhältnisse betrifft, so folge meinem Beispiel und vergiß sie. Deine verehrten Gönner und Sittencensoren fragen den Henker darnach, ob du dich wohl oder schlecht befindest, und im Nothfall kannst du dich ja unkenntlich machen. Du schminkst deine bleichen Wangen ein wenig und ich leihe dir einen falschen Schnurrbart, den ich habe — dann will ich sehn, wer den ehrsamen Geistlichen in dir wittern wird."

Die Flasche wurde geleert und das ungewohnte feurige Getränk wandelte des Theologen melancholische Stimmung wenigstens in so weit um, daß er sich entschloß, in der Dämmerung die Wanderung nach Auerbachs Keller mit zu unternehmen. Nur zum falschen Schnurrbart und dergleichen wollt' er sich unter keiner Bedingung verstehen. Göthe freute sich, daß er den Nachbar, der den Jahren nach sein

Hofmeister hätte sein können, so weit brachte, und fröhlichen Muthes gingen beide zur festgesetzten Zeit nach dem Keller.

Die gewöhnliche Gesellschaft war schon dort versammelt und Göthe glaubte den Theologen nicht besser einführen zu können, als wenn er ihn den andern als des verstorbenen Magisters (der allen bekannt war) Sohn vorstellte. „Aber er war eigentlich gar nicht sein Sohn, setzte er hinzu, und ist nun in nicht geringer Verlegenheit über seine Abstammung, weil der Alte darüber gar keine Nachricht hinterlassen hat."

„Das Wahrscheinlichste," sagte Behrisch, „dünkt mich, daß der ehrsame Magister darüber selber nichts Bestimmtes sagen konnte, und gleichwohl mocht' er Bedenken tragen, zu gestehen, wie er eigentlich zu dem Kinde, (ich meine unsern neuen Freund hier, den Theologen,) gekommen sei. Ein Stückchen aus seiner eignen Lebensgeschichte schob er daher dem alten Empedokles unter, weil er sein Erlebtes gern erzählen wollte, nur nicht unter eigenem Namen. Der Ursprung des Kindes läßt sich nicht weiter verfolgen, als bis zu dem Magen jenes Seeungeheuers, des großen Fisches, der eine Rolle in des Magisters trefflichem Epos Empedokles spielt."

„Mein theologischer Freund weiß aber selber von der ganzen Geschichte nichts," sagte Göthe, wäh-

rend der Theolog sehr verlegen da saß, denn er glaubte unter lauter Tollen zu sein, bis ihm allmälig der Wein die Meinung beibrachte, daß es lauter sehr talentvolle und geniale junge Männer seien, die ihm hier die Ehre ihrer Gesellschaft und Unterhaltung vergönnten.

„Wenn er noch nichts davon weiß, desto besser! so will ich ihm die Geschichte erzählen," sagte Behrisch. „Denn ein Theolog sein und nicht aufs Bestimmteste seine Herkunft kennen, das ist ein himmelschreiender Widerspruch. Ein Theolog muß ein durchaus legitimer Mensch sein, er muß beweisen können, daß er nicht hinterm Zaune geboren wurde — ich wundere mich in der That, sehr geehrter und gelehrter Mann, wie Sie es wagen konnten, mit derartiger Ignoranz hierher in unsern Kreis zu kommen, die wir sammt und sonders hübscher Leute Kinder sind."

„Ich bracht' ihn ja mit, Behrisch!" erinnerte Göthe — „und dann bleibt ihm ja überhaupt noch übrig, abgesehn von seinem eignen persönlichen Werthe, hübscher Leute Vater zu werden, was doch wohl mehr sagen will" —

„Was gar nichts sagen will!" entgegnete Behrisch. „Frag' doch unsre Aristokraten: die kümmern sich wenig um die Nachkommenschaft, im Gegentheil, sie sorgen gern dafür, daß sie dieser nicht zu viel

hinterlassen und ersparen ihr die Mühe des Verschwendens — aber auf die Vorfahren halten sie und verfolgen sie so weit rückwärts als möglich, während mancher Plebejer kaum vom Vater, geschweige vom Großvater was weiß, und wie vom Himmel gefallen auf der Erde rumläuft."

„Ei so wollen wir immerhin Plebejer — vom Himmel gefallene Göttersöhne sein!" rief Göthe. „Hier Theolog, stoß an, es gilt deine dunkle Abkunft."

Dem Theologen ward durch Anstoßen, Austrinken und Einschenken bald wahrhaft himmlisch zu Muthe und während Behrisch bemerkte, daß er auf jene dunkle Abkunft, wo nicht volles Licht, doch einigen Schimmer werfen werde, vertieften sich die Augen des Gegenstandes der Erörterung in die beiden Bilder vom Doctor Faust an der Wand, auf das Zechgelag und den Ritt auf dem Fasse. Ihm war außerordentlich wohl zu Muthe (dem Theologen nämlich), die unscheinbaren Bilder gewannen Bewegung und Leben und die Figuren darauf schienen mit zu der lebendigen Gesellschaft zu gehören, unter welcher er selber am Tische saß, während die niedre enge Kellerwölbung zur grünen Rebenlaube wurde, durch welche der blaue Nachthimmel sah und tausend goldne Sterne funkelten.

„Der selige Magister," sagte Behrisch, „hat in seiner Reisegeschichte des Empedokles keineswegs eine reine Erdichtung aufgetischt; die Sache ist fast ganz wahr, nur daß sie nicht vor Jahrtausenden, sondern in unserm Jahrhundert geschah und daß der Erzähler selber eine Hauptperson dabei war. Er hat uns eine Skizze seiner unglücklichen Liebesgeschichte, wo er sich schlimmer als ein Wahnsinniger betragen, schriftlich hinterlassen. Die Verzweiflung trieb ihn hernach eine Zeitlang in der Welt umher, wo er viel närrisches Zeug erlebte. Er witterte später in Göthe den Poeten, noch dazu den künftigen berühmten, und wollte die Gelegenheit benutzen, seine Erlebnisse, wenn auch vorläufig unter fremdem Namen, weitläufig in Versen geschildert zu sehen. Weit schöner würde sich freilich die Sache unter dem Titel ausgenommen haben: Wunderbare und unerhörte, aber wahrhafte Geschichte des weiland Magisters u. s. w. zu Wasser und zu Lande, oder seltsame Reise im Magen eines Seeungeheuers nebst verschiednen andern erstaunlichen Begebnissen. Der Magister war für all seine Bekannten verstorben, d. h. er hatte sich für todt ausgegeben und lebte nur noch unter einem fremden angenommenen Namen, mit welchem er zuletzt wirklich gestorben ist. Schon damals wollte er seinem Leben, dessen er überdrüssig, ein Ende machen und stürzte sich, nachdem er mit einem Kauffahrer

Genua verlassen, eines Abends über Bord ins Meer. Seine Reisegesellschafter mußten ihn für verloren halten, aber das war er nicht, denn er wurde von jenem großen Fische verschlungen, den er in seinem Epos einführte. Der Magen des ungeheuren Wasserbewohners bot wider Erwarten einen nicht so ganz unbequemen Aufenthaltsort, freilich anfangs sehr finster, aber auch das gab sich mit der Zeit. Der Magister lebte nun lange fast nur von Fischen und hatte Langeweile; diese wurde dann und wann durch verschiedene Gegenstände gemindert, welche der Fisch verschlang und zu dem Gelehrten hinuntergelangen ließ, z. B. auch einmal ein Fäßchen Wein. Am meisten wurde er jedoch überrascht, als einst — ob es bei Tag oder Nacht geschah, ließ sich nicht bestimmen — als einst derselbe Säugling, aus welchem in der Folge dieser Theolog hier wurde, hinabkam. Der Kleine schrie gewaltig und der Magister hatte unendliche Mühe, eh' er dem neuen Gesellschafter einigen Geschmack an dem wunderlichen Gemache beibringen konnte, worin er selber sich schon heimisch befand. Bald sollte er jedoch auch noch verständige Gesellschaft bekommen. Es mußte in der Nähe ein Schiffbruch stattgefunden haben, denn außer mancherlei andern Dingen kam auch eine wohlverwahrte Kapsel im Magen an, worin der Magister eine Tabakspfeife, Tabak und ein gutes Feuerzeug nebst

ähnlichen nützlichen Dingen fand. Er rauchte zwar nicht, bewahrte die Sachen aber doch sorgfältig auf, um bei Gelegenheit, wenn die Langeweile zu groß werden sollte, Gebrauch davon zu machen. Vorzüglich freute ihn ein großes Stück Wachskerze, welches die Kapsel enthielt. Noch am nämlichen Tage (oder in der nämlichen Nacht) kam neuer Besuch, aber diesmal ein erwachsener Mensch, welcher mit großer Vehemenz seinen Einzug hielt und sich ganz ungenirt geberdete. Dieser Mann, den der Magister später zum Empedokles gestempelt hat, kam ihm der Stimme nach bekannt vor und der Gelehrte brannte vor Neugier, zu erfahren, wen er vor sich habe. Der Fremde erkannte auch an der Stimme, daß das hier anwesende Kind das seinige sei, welches vor kurzem erst auf dem nun untergegangenen Schiffe geboren worden. Endlich fragte der Magister nach dem Namen des Gefährten und hörte nun, daß derselbe ein ehemaliger Gastwirth aus Königsberg war, der mit seiner Frau nach Amerika auswanderte und nun unterwegs so vom Unglück heimgesucht worden war. Der Magister dankte jetzt im Stillen dem Himmel für dieses Unglück, denn jener Gastwirth, das wußt' er, hatte noch einen nun längst fälligen Wechsel von ihm in Händen gehabt, und an einem Orte, wie dem gegenwärtigen, konnte doch wohl kein Wechselrecht gelten; auch war das Papier hoffentlich längst in

der Fluth untergegangen. Wenigstens war dem Magister alle Besorgniß entschwunden, und da er sich gerade auf seine Wachskerze besann, zündete er diese in seinem Uebermuthe an. Schade daß er keine Abbildung von der wunderlichen Wölbung aufbewahrt hat, welche nun beleuchtet erschien, jedenfalls durfte sie sich mit der gegenwärtigen messen, wie uns der Theolog bezeugen könnte, wenn er damals im Magen bereits verständige Augen gehabt hätte. Der Magister hatte oben einen Haken befestigt, woran er die nach und nach gesammelten Effekten aufgehangen hatte; nun aber hielt er sich die Kerze vor's Gesicht und fragte den andern lächelnd: Sie kennen mich wohl noch? — Der Gastwirth schien gar nicht überrascht; O ja, sagte er ganz ruhig, während er seine Brieftasche vorsuchte und den Wechsel hervorzog, den er nun dem Magister präsentirte. Sie werden, setzte er hinzu, die Sache hoffentlich gleich in Ordnung bringen, Herr Magister! Ich kann unmöglich länger Nachsicht haben, meine übrige Baarschaft ist im Meere versunken, und auf der Reise braucht man Geld, das wissen Sie wohl. — Der Magister hatte kein Geld und die Forderung des alten Gläubigers kam ihm wie ein Blitz aus heiterm Himmel; er bewunderte die Frechheit, die dazu gehört, in einem Fischmagen, Gott weiß in welchem Meere, einen Wechsel zu präsentiren. Der Gastwirth deutete

schweigend, als errathe er des andern Gedanken, auf die Worte: „nach Aller Orten Wechselrecht." — Aber hat dieser Fischmagen, sagte der Magister, hat dieser Magen, der freilich auch, wie ich nicht in Abrede stellen will, ein Ort ist, hat er aber auch überhaupt ein Wechselrecht? Der Gastwirth behauptete steif und fest: ja! und der Magister sagte endlich, er wolle die Schuld gar nicht läugnen, nur könnte er den Wechsel im Augenblick nicht zahlen und der Herr Gastwirth möge ihn noch einige Zeit aufbewahren. Uebrigens möge er bedenken, daß er, der Magister, hier der Wirth, jener aber der Gast sei; die Rechnung für Obdach und Beköstigung des Vaters und Kindes werde ohnehin groß genug werden und den Betrag des Wechsels am Ende weit übersteigen. Dagegen konnte der Fremde nichts einwenden und man kam endlich überein, daß der Gastwirth gegen freie Unterhaltung bis an's Ende der Fahrt den Wechsel zurückgebe, übrigens aber sich auch noch des vorhandenen Tabaks bedienen dürfte. Nun war der Friede hergestellt und nachdem man eine Mahlzeit von Fischen gehalten, auch den Rest des Weinfäßchens ausgetrunken, stopfte sich der Gastwirth die erste Pfeife. — Ich dächte, sagte der Magister, nachdem die Pfeife angebrannt war, wir sparten unser Licht für nöthige Fälle! und damit löschte er die Kerze aus. Der Raucher aber erfüllte die lebendi-

gen Wände des Gemachs mit tüchtigen Wolken, welche ihren Ausweg nach oben zu ſuchen begannen, und das war gut, denn der ungewohnte Dampf beläſtigte die andern beiden Bewohner ſchon. Dieſe hätten indeß vielleicht noch Alles ertragen — wiewohl der Theologe hier, der damals noch ungetaufter Heide war, wie beſeſſen ſchrie; — aber der Tabaksrauch fiel niemand ſo ſehr zur Laſt, als dem ſchwimmenden Hauſe, dem Fiſche, welcher ſich bald ganz ungeberdig anzuſtellen begann. Ueberdies hatte er ſo eben erſt eine ſtarke Portion kleine Fiſche und Seegewürme zu ſich genommen, wovon der Magiſter das tauglichſte ſammelte zur eignen Beköſtigung, denn nur den gröbern Fiſchen und dem Gewürm geſtattete man freien Durchzug durch den Magen. Wie geſagt, in Folge der ſtarken Mahlzeit wurde dem Fiſche von der Tabakspfeife in ſeinem Innern gewaltig übel, wie man ſchon an ſeinen heftigen Bewegungen merkte. Endlich konnt' er nicht mehr an ſich halten — Magiſter, Theolog in spe und Gaſtwirth wurden zuſammengeſchüttelt und der letztere fuhr plötzlich wieder aus dem Magen nach dem Schlunde des Fiſches empor. Der Magiſter merkte, daß dies in Folge eines Erbrechens geſchehn ſein müſſe, und da es nun wieder etwas ruhiger ward, auch der Raucher beſeitigt war, ſo hoffte er, die Uebelkeit müſſe vorbei ſein. Aber nach kurzem ging

der Sturm wieder los — die Nerven des Fisches waren zu heftig angegriffen — und diesmal wurden beide zusammen, Magister und Theolog, ausgespieen. Dem Gelehrten war dies keineswegs recht, denn er hatte sich da unten ganz wohl befunden: im Fischmagen herrschte doch glückliche Freiheit, da gab's keine polizeilichen Maßregeln und Scherereien und selbst der Inhaber eines Wechsels ließ vernünftig mit sich reden, während dem Hungrigen, wenn auch nicht gebratene Tauben, doch rohe Fische unentgeltlich in's Maul flogen. Jetzt sah er sich nebst seinem jungen Zöglinge vom Fische auf eine trockene Sandbank ausgespieen, von wo man in der Ferne grüne liebliche Bäume erblickte. Das sah freilich aus, wie gerettet, aber wer stand dafür, daß dies kein civilisirtes Land sei, wo ihnen beim ersten Schritte ein strenger Polizeibeamter entgegen treten und nach dem Passe fragen konnte? Einen Paß hatte der Magister zwar noch bei sich, obwohl etwas vom Seewasser durchweicht: aber im Fischmagen war der doch nicht visirt worden und lautete überhaupt nach ganz andern Gegenden. Wehmüthig schaute der Magister, während er noch jene Gedanken hatte, dem Fische nach, der jetzt, hohe Wasserstrahlen emporschießend, frei, erleichtert im Innern und frisch sein weites Element durchzog und endlich verschwand. Es hilft uns nichts, mein kleiner Schreihals, sagte

der Magister, indem er nun den Kleinen auf den Arm nahm, wir müssen's schon wagen und nach jenen Bäumen wandern. Aus dem Regen in die Traufe, d. h. vom Pferd auf den Esel, oder vielmehr aus dem freiheitgesegneten Fischmagen in die Unannehmlichkeit trocknen Landes sind wir jedenfalls gekommen. Entweder wir treffen Kannibalen, die uns beide mit Haut und Haar auffressen, und zwar dich kleinen Leckerbissen zuerst, oder wir kommen unter civilisirte Leute, die, da wir ohne Legitimation sind, dich in's Findelhaus und mich in's Zuchthaus stecken. Ja, ja! wir müssen's dennoch drauf wagen, denn ich fange an in der frischen Seeluft zu hungern. — Er wanderte nun die Sandbank aufwärts und gelangte bald unter die Bäume auf einen recht anmuthigen Pfad, der auf ein Haus hinführte, dessen Gibel ein einladendes Wirthsschild zeigte. Der Anblick eines Wirthshauses mußte den Magister nach dem ewigen Einerlei roher Fische mit seliger Wärme durchströmen — freilich, dacht' er, hab' ich kein Geld und es kennt mich hier schwerlich jemand — aber, dacht' er weiter, desto besser, gerade weil mich niemand kennt, so nehm' ich mir kein Blatt vor's Maul und borge frisch weg, einen Milchbrei für den Wurm da und Brot und Schinken nebst einer halben Flasche Landwein für mich. Gesagt, gethan und er trat in's Haus. Da kam ihm gottvergnügt sein Reise-

fährte, der Königsberger Gastwirth entgegen, der rauchte die frischgestopfte Pfeife wieder, begrüßte den Magister aufs freudigste und sagte: Wohl uns, Brüderchen, daß wir hierher gekommen sind, denn das ist die Insel der Glückseligen. „Sollte uns der wackere Fisch auf jenes fabelhafte Eiland ausgespieen haben?“ fragte der Magister ungläubig. Ei ja, zum Henker, antwortete der Wirth, und zwar gerade auf dem rechten Flecke. Hier sind wir im Lande wo Milch, Wein und Honig fließt. — Aber ich als Fremder — bemerkte der Magister — mit unvisirtem Passe — die wohllöbliche Behörde wird mich vermuthlich als Vagabunden behandeln und ich werde im Lande der Glückseligen nur Brod und Wasser bekommen. — Mit Nichten, entgegnete der Andre — von einem Passe ist hier gar keine Rede, der wird nicht verlangt; und damit Ihr seht, wie gut man hier Aufnahme findet, so kommt nur gleich mit mir herein. Der Magister folgte der Aufforderung gern und man gelangte in einen freundlichen Keller, wo weidlich getrunken und gesungen wurde, denn es saßen viel fröhliche Gäste auf den Bänken. Während eine junge Frau, augenscheinlich die Wirthin, dem Magister das Kind abnahm und den kleinen Schreier in einer Wiege zur Ruhe brachte, zündete der Königsberger seine Pfeife wieder an und zwar mittelst jenes Wechsels, woraus er Fidibus

gemacht hatte — denn im Lande der Glückſeligen, ſagt' er, darfs keine fälligen Wechſel mehr geben. — Und nun ſetz' dich her zu uns, iß und trink und ſei fröhlich! hieß es, und das ließ ſich der Herr Magiſter nicht zweimal ſagen. Er trank einen Schoppen nach dem andern und ließ ſich immer wieder einen neuen füllen. Lieber Herr Wirth! ſagt' er endlich beim elften — ich habe keine Münze bei mir und — nun Sie verſtehen wohl ſchon — Gewiß, gewiß, ſagte der Wirth recht freundlich, trinken Sie nur; wenn Sie kein Geld haben, wird geborgt, all die Herren hier borgen, und ich ſchreibe an. Mit dieſen Worten ſtieg der Mann in den Kamin und ſchrieb viele Schoppen, denn er ſchrieb alles in der Eſſe an, das war ſein Hauptbuch. — Ja, ſagte der Königsberger zu dem heitern Magiſter — hier ſind wir alle gute Freunde und die ganze Welt verſöhnt ſich. Auch der Magiſter ſang jetzt ein Liedchen und die andern ſtimmten ein; es war betitelt:

„Freundſchaft beim Wein."

„O ja, ganz recht" — fiel hier der Theolog dem Erzähler (Behriſch) ins Wort: „das Liedchen hatte mein Vater gemacht, ich kenn' es von früher her und kann es noch ſingen." Und das that er wirklich wie folgt, während die andern den Chor immer mitſangen:

„Es zog ein Jäger zu jagen aus
Ein Hirschlein oder zwei,
Und wie er kommt zum Winzerhaus
Sieht er ein stolz Geweih.
Herr Wirth, weil wir beisammen jetzt,
Noch Eins zu guter Letzt!

Und sein Geschoß schon legt' er an
Wohl auf das edle Thier, —
Doch, gleich als wär's ihm angethan,
Die Hand erstarrt' ihm schier.
Herr Wirth, weil wir beisammen jetzt,
Noch Eins zu guter Letzt!

Der Hirsch sah ihn so traulich an
Und naschte die Trauben mit Lust:
Dem Jäger hatt' er's angethan,
Sich keiner Furcht bewußt.
Herr Wirth, weil wir beisammen jetzt,
Noch Eins zu guter Letzt!

Der warf die Büchse hin und sprach:
Beim Wein willkommen mir!
Nie stell' ich lust'gen Zechern nach,
Kein Leides thu' ich dir.
Herr Wirth, weil wir beisammen jetzt,
Noch Eins zu guter Letzt!

Den Hirsch und Jäger macht der Wein
Zu guten Freunden da —
Das müßt' ein großes Wunder sein
Denkt, wer's nicht selber sah! —
Herr Wirth, weil wir beisammen jetzt,
Noch Eins zu guter Letzt!"

„Und noch Eins zu guter Letzt — Ihr Herren!“ sagte Behrisch, „das ist mein Vorschlag, und dann brechen wir für diesmal auf, denn wir sind hier zwar an guter Stätte aber noch bei weitem nicht im Lande der Glückseligen, wo die Langmuth der Wirthe unerschöpflich ist.“

„Aber des Magisters ferneres Schicksal“ —

„Vielleicht sind' ich Gelegenheit,“ unterbrach Behrisch die Andern, welche eine Fortsetzung wünschten, „euch später noch andere Kapitel aus dem Leben dieses närrischen Kauzes vorzutragen, den ich genauer kannte, als ihr glaubt. Das jetzige Kapitel ist am Ende. Der Magister saß nämlich in Auerbachs Keller und während er trank und trank erlebte er in seiner Phantasie jene Reise im Fischmagen — ob zum erstenmal oder zum zweiten, nachdem er sie früher wirklich gemacht, weiß ich nicht; genug er war eben bis zu jenem Liede gekommen, welches er vor sich hinsummte, und wähnte sich wirklich auf der glücklichen Insel — wie er sich dabei soweit vergessen konnte, daß er dort das große wohl in Ordnung gehaltene Buch des Wirths für einen Kamin hielt, das begreif' ich jetzt ebenso wenig, wie er damals, als ihn der Wirth aus allen Phantasien riß, indem er ihm zeigte, daß alle genossenen Schoppen schwarz auf weiß im Buche, nicht aber weiß auf schwarz im Schornstein ständen. Er soll es recht übel empfun-

den haben, als er sich aus dem Lande der Glückseligen in die wohlcivilisirte Stadt Leipzig entrückt sah."

„Den armen Mann müssen übrigens schwere Sorgen noch an diese Welt fesseln — sein Geist geht um!" sagte ein Andrer aus der Gesellschaft. Er hinterließ, wie sich denken läßt, wenig außer seinen armseligen Kleidern, auf welche der wohlbekannte Greif, einer kleinen Forderung wegen, Beschlag legte. Sie wurden versteigert und es erstand sie ein armer Teufel, der in seinem Dachstübchen mir gegenüber wohnt. Ich kann jenes Stübchen genau übersehen und sah auch die besagten Kleider an einigen Nägeln hängen, während der neue Besitzer nicht daheim war. Ich blickte neulich einmal um die Mittagszeit dorthin und so wie es zwölf Uhr schlug stiegen die einzelnen Kleidungsstücke von den Nägeln, fügten sich an einander und so wandelten die leeren Gewänder als Gestalt, an welcher nur Gesicht und Hände fehlten, im Gemache auf und ab."

Göthe hatte sich bei Greifs Erwähnung einen großen Knoten in's Taschentuch geknüpft, um am andern Tage seiner Uhr zu gedenken.

Nüchtern würde den Theologen bei Anhörung der Geschichte geschaudert haben, jetzt aber lächelte er darüber, als einen Spaß, vorausgesetzt, daß er überhaupt noch deutlich wußte, wovon die Rede war.

„Gehen Geister auch um Mittag um?“ fragte ein Dritter.

„Sonderlinge wie der Magister binden sich nie an bestimmte Zeit, wenn sie nicht wollen,“ sagte Behrisch und der Erzähler fügte hinzu:

„Ich war neugierig geworden und gab in der nächsten Mitternacht Achtung. Zum Glück hatte der Bewohner des Gemachs die Kleider noch hängen lassen wie zuvor. Mit Schlag zwölf strengte ich meine Augen an — der Vollmond schien hell in das Gemach und ich sah den Inhaber desselben in seinem Bett liegen. Ebenso sah ich aber auch, wie die Kleider wieder von der Wand kamen, sich zur Gestalt formten und ihre Runde im Zimmer begannen. Ich sah, wie endlich der Schlafende erwachte, wie er erst emporfuhr und dann von Entsetzen ergriffen wieder zurücksank, während ihm die Angst wahrscheinlich alle Glieder fesselte, daß er ruhig zusehen mußte, wie die Kleider des Magisters ihr Wesen trieben. Endlich scholl Eins vom Thurme und im Nu hing jedes Stück wieder an seinem Nagel. Dies geschah erst vorgestern. Gleich am nächsten Morgen ging ich hinüber zu dem Menschen, um mich noch näher über das Phänomen zu befragen. Ich traf den Mann, wie er, noch bleich vor Schrecken und Entsetzen, im Begriff war, die Kleider auf dem Heerde zu verbrennen; doch ließ er sich überreden und übergab sie mir

gegen Erstattung des mäßigen Kaufpreises. Heut in der Dämmerung hab' ich die einzelnen Stücke nun an verschiedenen Stellen des Marktes sicher niedergelegt und da es jetzt bald zwölf Uhr und eine mondhelle Nacht ist, so dürften wir uns wohl auf den Markt verfügen und der Dinge harren, die da kommen werden."

„Sollen wir nicht lieber warten, daß die Kleidergestalt uns hier im Keller ihren Besuch macht?" sagte Göthe. „Dem berühmten Orte, wo Faust Wunder that, wird ein so wunderliches Gespenst doch gewiß den Vorzug geben vor jeder andern Stätte, zumal da die Nacht kalt ist" —

Aber nur der Theolog und Behrisch waren noch da; die andern hatten sich bereits hinausbegeben und da vom Rathhausthurme soeben die zwölfte Stunde schlug, so machten sich auch die drei Zurückgebliebenen auf den Weg.

Der Markt lag im hellsten Mondlichte vor ihnen — keine Magistergestalt zeigte sich, wohl aber andere seltsame riesenhafte übermenschliche Gestalten, die im hellen Mondenschein einen wunderlichen Tanz hielten.

„Was ist das?" fragte Göthe die Begleiter, während man nur zögernd vorwärts ging. Die langbeinigen, wohl zehn Fuß hohen Gestalten tanzten und sprangen in ihren kurzen spanischen Män-

teln immer fort — ein von Entsetzen ergriffener Nachtwächter war nach dem Rathhause gerannt, von wo jetzt die Rathsdiener, wie es ehemals in Leipzig bei Volksaufläufen und in ähnlichen Fällen üblich, in Harnischen, Pickelhauben und mit eisenbeschlagenen Stangen*) herauskamen, um dem Spuk zu Leibe zu gehen. Aber beim Nahen der Gefahr schrumpften die Riesen plötzlich zu gewöhnlichen Menschen zusammen und zerstreuten sich laut lachend nach allen Seiten. — Man überzeugte sich bald, daß es die vorausgegangenen Freunde aus dem Keller gewesen, welche, die Arme hoch überm Kopf emporstreckend und Hut und Mantel darauf tragend, die Riesen zu Wege gebracht hatten.

Behrisch mußte sich nun noch bequemen, den Theologen am rechten Arm zu führen, während ihn Göthe unterm linken stützte, denn der arme Mensch war jetzt nicht mehr im Stande das Gleichgewicht zu erhalten, die kühle Nachtluft vollendete, was im Keller begonnen worden und zum erstenmal in seinem Leben kam der Theolog nach Hause, ohne zu wissen wie und wann. —

*) Noch 1830 in Gebrauch!

3.

Göthe erzählt selber im siebenten Buche seiner „Dichtung und Wahrheit:“ „Meine äußern Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme — eine würdige ältere Freundin des jungen Mannes, zwar wohlmeinend aber doch nicht besonders ersprießlich für ihn — war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann (Hofrath Böhme, an den Göthe von Frankfurt aus besonders empfohlen worden) konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden sein; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer, mit seltsamen Perücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch diese Possen meine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogner als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber,“ heißt es am angegebenen Orte weiter, „war es ein Unglück, daß Gellert sich nicht der Gewalt bedienen

wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit den Beichtvater zu machen, und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen; deßwegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen? Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben."

Diese Stellen mögen hier angeführt sein, um zu zeigen wie wenig Göthe in den damaligen literarischen und gelehrten „Notabilitäten" Leipzigs Stütz- und Haltpunkte finden konnte. Zwar las Gellert auch seine Moral von Zeit zu Zeit bei bedeutendem Zulaufe öffentlich ab — aber auch hierbei veranlaßte mehr sein berühmter Name das Zuströmen der Zuhörer und am Ende folgte man mehr als seiner Moral solchen Aussprüchen, wie dem jenes Franzosen, der bei Gelegenheit einer derartigen Vorlesung sagte: Laissez le faire, il nous forme des dupes. „Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran,

wo Göthen alle Autorität verschwinden und er selbst an den größten und besten Individuen, die er gekannt oder sich gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte."

Um so willkommener mußte ihm gerade um diese Zeit ein Freund wie Behrisch erscheinen, der belehrend und unterhaltend zugleich und jedenfalls förderlich für ihn war. Unter der Bedingung, daß Göthe nichts drucken lassen wolle, besorgte Behrisch eine schöne Abschrift seiner Gedichte; und der junge Dichter freute sich, bei seinen täglichen Besuchen immer etwas neues fertig zu finden.

Auch heute besuchte er Behrisch, den er sehr ernst mit Durchlesung eines langen Briefes beschäftigt fand. Beim Eintreten des Gastes faltete er das Papier langsam zusammen und sagte, indem er Göthe mit komischem Pathos scharf anblickte: „Was halten Sie von mir, junger Mann!"

„Das hab' ich ja tausend und mehrmals gesagt," antwortete Göthe. „Von außen kommen Sie mir vor wie ein alter Franzose, aber ich weiß, daß ein recht ehrlicher deutscher Kauz unter dieser Hülle steckt."

„Possen!" murmelte Behrisch, indem er den Brief auf seinen Schreibtisch warf. Und dann fuhr er fort: „Was habt ihr Leute für Begriffe! hundertmal hab' ich euch gezeigt, wie etwa ein alter Franzos aussehen muß" —

„Ganz recht! das sagt' ich eben, und Sie zeigen mir's noch jetzt."

„Thorheit ohne Ende" eiferte Behrisch. „Wie er aussehen müßte zeigt' ich, um zu beweisen, daß ich gerade das Gegentheil bin. 's ist ebenso, als ob ich hintreten und Ihnen sagen wollte, Sie sehen wie ein junger Kalmücke. Aber gut damit jetzt. Wenn ich frage, wofür Sie mich halten, weiß ich schon, daß ich eine schiefe Antwort erhalten werde, die weit vom Ziele trifft. Aber ich bin ein Märtyrer, das soll heißen, ein Mensch, der für das Gute leidet, was er gethan hat."

„Meinetwegen!" sagte Göthe, „ich will Sie für einen Heiligen obendrein halten, wenn's nicht anders sein kann. — Haben Sie die letzten sechs Lieder hübsch säuberlich geschrieben, Bester?" setzte er noch hinzu, während er einen Stuhl an's Klavier rückte und zu klimpern begann.

„Aber Mensch, was soll draus werden!" sagte Behrisch. „Da bin ich im Begriff, ihm mein Märtyrthum auseinander zu setzen, und statt zuzuhören kehrt er mir den Rücken, spricht von Liedern und klimpert."

„Ei, ich höre ja Alles, nur frisch zu!" damit drehte sich Göthe auf dem Stuhle herum und machte ein sehr aufmerksames Gesicht.

„Sie haben einen Prolog gedichtet, worin Sie die Poesie des Professor Clodius*) lächerlich machten."

„Ja," sagte Göthe; „und Sie erinnern sich doch der schönen Ode an den Kuchenbäcker Händel, die ich im Kuchengarten an die Wand schrieb und die eine ähnliche Huldigung für unsern guten Professor ausspricht?"

„Schlimm genug, hätten Sie's nur dabei bewenden lassen; aber nun muß ich dafür leiden. All' unsre Bekannten wissen, daß Sie das Zeug nur aus Rache machten, weil Ehrn Clodius Ihnen ein schönes Hochzeitcarmen verleidete. Der verteufelte Prolog ist nun von Ihrem Freunde Horn ausgedehnt und in neuer Gestalt unter die Leute gebracht worden — er hat böses Blut erregt und Alles wird auf mich gewälzt. Wodurch hab' ich das verdient? Hab' ich Sie nicht manche schöne Stunde Menschen kennen gelehrt, wenn wir am Fenster lagen?"

„O ja! wir haben die Vorübergehenden immer Spießruthen laufen lassen — mit der Menschenkenntniß dabei mocht' es nun freilich so so aussehen."

„Hab' ich nicht Ihre Verse in ein würdiges Gewand gebracht, mit chinesischer Tusche auf's trefflichste Papier?"

---

*) C. A. Clodius, geb. 1738 zu Annaberg, gest. 1784 als Professor der Dichtkunst in Leipzig.

„Wenn die Sache nur mehr gefördert worden wäre!“

„Hab' ich nicht manche schöne Stunde im Weinhaus mit Ihnen unnütz vergeudet?“

„Und werden Sie nicht noch manche künftige Stunde dort mit uns zubringen, z. B. heut' Abend?“

„Hab' ich Sie nicht in allen Dingen mores gelehrt.“

„Leider nur mit geringem Erfolg.“

„Hab' ich nicht Alles aufgeboten, Sie über eine gewisse abtrünnige Annette zu trösten?“

Hier schwieg Göthe und ein ernster Schatten flog über sein Gesicht. Jener aber fuhr fort: „Hab' ich Sie dafür nicht durch die artigsten Bekanntschaften entschädigt?“

Das war in der That der Fall. Behrisch hatte seine jungen Freunde bei einigen Damen eingeführt, denen auch Göthe bereits mehrere Besuche gemacht hatte.

„Was machen unsre Freundinnen?“ fragte er. „Ich denke, wir könnten diesen Nachmittag einmal hingehen?“

„Hab' ich nicht alles dies gethan und noch mehr?“ wiederholte Behrisch. „Und was ist die Folge? ich muß für alle diese Wohlthaten zum Märtyrer werden.“

„Eine schöne Märtyrschaft,“ sagte Göthe. „Sie

haben sich doch bei all den Geschichten selber recht wohl befunden. Und worin besteht denn das Leiden?"

„Soll gleich an den Tag kommen!" antwortete Behrisch, der jetzt den seiner Leitung anbefohlenen jungen Grafen aus dem Nebenzimmer rief und sodann den weggelegten Brief wieder zur Hand nahm und entfaltete.

„Da hab' ich eine Epistel aus Dresden erhalten" — begann er — „woraus ich euch, meine Kinder, einige Stellen vortragen muß, damit ihr's recht sonnenklar einseht, wie der Redliche leiden muß. Hier steht z. B.: — Alles dies" (nämlich Dinge, die unbedeutender sind und ich daher übergehe) „Alles dies hat leider, ich muß gestehen, nicht dazu beigetragen, die Erwartungen zu bestätigen, die ich hegte, als ich Ihnen als Führer meines Sohnes mein Zutrauen schenkte."

„Das ist derb, aber wenigstens deutlich gesprochen!" sagte Göthe. „Hätt' ihm Ihr altehrwürdiges Ansehen vor Augen geschwebt, so würde sich der Herr Graf wohl ein wenig glimpflicher ausgedrückt haben."

„Ferner kommt hier eine weitläufige Erwähnung der ganzen Polemik gegen den Professor Clodius, woran ich doch eigentlich unschuldig bin wie ein neugeboren Lamm. Weiter heißt es: Auch kann es mir nicht gefallen, wenn Sie in Begleitung meines

Sohnes Ihre Spaziergänge zu oft an solche öffentliche Orte richten, die der letztere selten oder nie, am wenigsten aber in dergleichen ungebundener Gesellschaft besuchen sollte, wie es öfter geschehen. Insbesondere muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie einen gewissen Göthe, der mir als ein junger Mann von ziemlich lockern Sitten geschildert worden, fern von meinem Sohne halten mögen" —

„Ei der Teufel!" rief Göthe, „wie komm' ich zu der Ehre?"

„Genug," schloß Behrisch, das Schreiben zusammenfaltend, „in diesem Tone lautet der Brief von A bis Z. Ich hab' Ihnen, lieber Graf, wohl eigentlich nichts davon mittheilen sollen, aber ich bin deswegen offen, damit Sie mir selber gestehen mögen, daß der Brief nur in Folge von Verleumdungen entstanden sein kann."

„Gut, gut, er ist gelesen und die Sache abgemacht," fiel Göthe ein. „Aber wie steht es, Behrisch, wir besuchen heut die Damen?"

„Damit ich bald eine ähnliche Epistel erhalte? nicht wahr? Sie haben doch eben gehört, wie viel es geschlagen hat!"

„Nichts hab' ich gehört — aber den Henker auch! Sie erinnern mich an den Stundenschlag und dabei denk' ich meiner Uhr, die ich aus des Greifen Klauen

erlösen muß. Adieu, ihr Herrn! Wir sehen uns Nachmittags."

Göthe begab sich jetzt nach jenem Hause, wohin wir schon früher den jungen Herrn Stein begleiteten, welcher seitdem nichts mehr von sich sehen und hören ließ — nach dem Hause, wo Herr Greif seinen Sitz noch immer aufgeschlagen hatte. Aber auch hier waren Veränderungen vorgegangen. Die kaufmännischen Geschäfte und mit diesen zugleich sein Geschäftslokal im Hofe hatte Herr Greif seit einiger Zeit aufgegeben, vielleicht, weil ihm dies Alles nicht einträglich genug war, oder auch weil er bei vorgerücktem Alter es vorzog, sich nur noch mit solchen Geschäften zu befassen, die er auf seiner Stube abmachen konnte. Er war jetzt das geworden, was die akademische Jugend in ihrer Sprache einen „Pumpier" zu nennen pflegt, hatte sich also gewissermaßen degradirt, schien sich indeß in diesem Geschäftskreise wohler denn früher zu befinden, wo er daneben noch seine Firma als Kaufmann führte. Göthe war bis diesen Augenblick noch nicht in den Fall gekommen, die Hilfe eines solchen Mannes in Anspruch zu nehmen und auch der heutige Besuch geschah ja nur in Folge eines Opfers, welches er ziemlich leichtsinnig einer fremden Person gebracht hatte.

Mühsam arbeitete er sich die unbequemen düstern Treppen empor, bis er an jene Pforte gelangte, wo

es dem jungen Stein so viel Schwierigkeit machte, Einlaß zu erhalten. Jetzt war das anders geworden; man hatte nicht erst nöthig, die Klingel in Bewegung zu setzen, denn die Thür, welche jetzt im Laufe des Tages von unzähligen Personen passirt wurde, stand bereits offen und schon von außen konnte der Eintretende bemerken, daß es eine geräuschvolle Scene sei, welcher er sich hier nahe. Die ganze Oertlichkeit war übrigens noch ganz in demselben Zustande, wie früher beschrieben, nur fast noch überfüllter von den manichfaltigsten Gegenständen, unter denen jetzt auch Kleidungsstücke eine bedeutende Rolle spielten.

Herr Greif, der marmorkalte, sich immer gleiche Mann, war bereits von drei oder vier Personen, wovon zwei Studiosi, umgeben, welche eine bedeutende Beredsamkeit verschwendeten, um ihre verschiednen Zwecke zu erreichen, während Greif nur einige wenige Wörter und Redensarten dagegen setzte, welche sich immer wiederholten. Es war für Göthe im Augenblick nicht möglich bei diesem Stimmengewirr sein Anliegen geltend zu machen und sonach mußte er sich inzwischen damit begnügen, theils die hier gehäuften Schätze mit den Augen zu mustern, theils den Verhandlungen, die geflogen wurden, zu lauschen.

„Aber, Herr Greif, beim Satan!" sagte der eine Student, „ich komme nun zum dritten Male — soll

ich mir auf den verwetterten Treppen die Schwindsucht an den Hals laufen, und immer vergebens kommen? Einen Thaler haben Sie mir noch versprochen."

„Sollen ihn haben — freilich hab' ichs versprochen. Aber Sie sind zu früh gekommen — hier sind acht Groschen einstweilen — morgen — oder heut Abend schon das Uebrige."

Der Student warf ihm das dargereichte Achtgroschenstück vor die Füße. „Der Bettel hilft mir nichts — Alles muß ich gleich haben."

„Thut mir leid!" erwiederte Herr Greif, das verschmähte Geldstück wieder aufhebend — „Aber kann ichs aus den Aermeln schütteln? ich habe jetzt nicht mehr, denn das letzte nimmt, wie Sie sehen, bereits dieser Herr in Anspruch."

Der andere erwähnte Herr, auch ein Student, hatte unterdessen seinen Ueberrock abgelegt und empfahl mit glänzenden Worten Herrn Greif die vortrefflichen Eigenschaften seiner Weste, indem er sich von hinten und vorn präsentirte.

„Bequem können Sie auf dies Prachtstück die zwei Thaler leihen, Greif!" sagte er. Aber Greif bewies keine Neigung und machte herzlich schlecht, was jener bis in den Himmel erhob. „Nicht ganz modisch," sagte er, „nicht lang genug und nicht jedermanns Geschmack."

„Nun, zum Henker, was hilft alles Reden!“ rief nun der Student, der sich vielleicht schon eine Viertelstunde heiser gesprochen hatte. „Wollen Sie die zwei Thaler nicht leihen, so verkaufe ich die Weste lieber gleich und Sie zahlen die zwei Thaler auf Abschlag jetzt — das übrige Morgen früh.“

„Lieber Gott, ich kaufe das Ding auch nicht einmal gern — entschlösse ich mich auch dazu, könnt' ich doch nur einen Thaler sechszehn Groschen geben — zwei Thaler ist meine ganze Kasse, und den andern Herrn muß ich doch auch befriedigen.“

„Aber bedenken Sie nur.“

Greif hatte bereits durch langes Reden die geldbedürftigen Leute müd' und mürbe gemacht. „Ich kann nicht anders,“ sagte er, „habe blos zwei Thaler — acht Groschen bekommt dieser Herr — und so ungern ich auch einen Thaler sechszehn Groschen für die Weste gebe, will ich's Ihnen doch einmal aus besondrer Gefälligkeit thun, 's ist nichts zu verdienen dabei.“

Mit diesen Worten machte sich Herr Greif, als wär' ihm der ganze Handel höchst gleichgiltig, ja lästig, mit einem Packet beschriebener Papiere zu schaffen.

„Na zum Teufel, so geben Sie wenigstens die acht Groschen her!“ sagte der Eine; „Und hier ist die Weste für das Sündengeld!“ der Andre. Wäh-

rend dieser das besagte Kleidungsstück ablegte, den Rock wieder anzog und sorgfältig zuknöpfte, um den Mangel unsichtbar zu machen, suchte Greif höchst mühsam aus allen Taschen und Winkeln die besagten Gelder zusammen, nach deren Empfang sich die beiden lachend und fluchend entfernten.

„Schlechte Geschäfte das!“ sagte Greif, indem er sich an den dritten Gast, einen schlichten Bürgersmann, wendete, der jetzt, durch den sichtlichen Geldmangel noch schüchterner und trauriger gemacht, als er's ohnehin sein mochte, seinen vielleicht einzigen und wertheſten Schatz, einige sorgfältig eingewickelte silberne Löffel, aus der Tasche zog und dem Wucherer reichte.

„Gibt zu viel dergleichen jetzt, kann wenig drauf geben!“ sagte Greif, der mit innerm Wohlgefallen und äußerer Kälte das dargebotene Pfand betrachtete. Ein ähnlicher Wortwechsel wie oben fand statt, nur kürzer, weil der arme Bürger, dem es vielleicht schon eine, sein Philistergewissen schwerbelastende Sünde deuchte, daß er überhaupt hier in diesem Raume stand, nicht so beredsam wie die akademischen Bürger war. Endlich ward man über das Darlehn einig, Greif holte das Geld aus einem Kasten, welcher noch Thaler in Hüll' und Fülle zu enthalten schien, und reichte dann dem Manne — zwei Drittel des Verabredeten.

Da half kein Proteſtiren. Der Pumpier wandte ſeine Taſchen um, in deren jeder, für ſolche Fälle ſchon eingerichtet, ſich nichts als kleine Kupfermünze befand und der Bürger mußte ſich begnügen und ſchlich ſeufzend, noch einen wehmüthigen Blick nach jenem Geldkaſten werfend, hinaus — vielleicht, um Brod für ein Haus voll Kinder zu kaufen, während die Studioſen im nächſten Weinhauſe Greifs Kargheit in die Unterwelt verwünſchten.

Göthe war im Begriff, jetzt ſein Anliegen zu nennen, als ein neuer Gaſt erſchien, welchem Greif, der ſeine Leute ſchon zu beurtheilen verſtand, den Vorzug gab, indem er jenen um einen Augenblick Geduld erſuchte. Der neue Ankömmling war, wie ſich ſofort zeigte, ein kauflustiger, der geſonnen war, wofern Herr Greif damit verſehn ſei, eine hübſche Weſte an ſich zu bringen.

Die vom Studenten veräußerte ward alsbald wieder an's Tageslicht gebracht und für den fünffachen Betrag des Einkaufpreiſes feil geboten. Eine Viertelſtunde vorher war dies Kleid kaum des Anſehens werth geweſen und in den wenigen Minuten hatte es nun, wie aus Greifs glühender Schilderung hervorging, alle Tugenden einer höchſt vorzüglichen Weſte im vollſten Maaße erworben. So ſehr nahm das geringfügigſte an Werth und Bedeutung zu,

wenn es sich erst in Greifs Besitze befand, denn seine Hände besaßen einen eignen Zauber.

Ehe dieser Handel jedoch zu Stande kommen konnte, ward er auf eine besondere Weise unterbrochen. Es erschienen nämlich plötzlich zwei Gerichtsdiener, welche Herren Greif eröffneten, daß gegründeter Verdacht vorhanden sei, die Uhr, die er Tags zuvor als Pfand empfangen, sei eine gestohlene, und sie, die Gerichtsdiener, hätten dem zufolge Ordre, besagte Uhr in Empfang zu nehmen und beim Gericht niederzulegen, bis die Sache näher ermittelt sei.

Vor solchen Gästen wußte Herr Greif keine Ausflüchte zu machen und Göthe fühlte sich an die Stirn, um zu wissen ob er träume oder nicht, als er jetzt seine eigne Uhr den Gerichtspersonen übergeben sah. Im nächsten Augenblicke faßte er sich jedoch und sagte: „diese Uhr, ihr Leute, ist mein rechtmäßiges Eigenthum und ich kam so eben hierher, um sie einzulösen."

„So?" sagte der eine der Gerichtsdiener. „Sie waren es, der die Uhr ablieferte? nun, das ist uns um so willkommener, so werden Sie uns ohne Umstände folgen."

Göthe fühlte sich auf's tiefste empört. Er erklärte, daß er Student sei, der mit diesen Gerichten nichts zu schaffen habe, verlangte hartnäckig sofortige Zurückgabe der Uhr — aber alles fruchtete nichts.

Zwar begnügten sich jene jetzt damit, ihn nach seiner Wohnung zu fragen, doch wollten sie unter keiner Bedingung das Corpus delicti aus den Händen geben. Einige Papiere, welche Göthe vorzeigte, hatten sie überzeugt, daß er allerdings der sei, wofür er sich ausgab und sie gaben nun die tröstliche Erklärung, daß ja die Sache bald ermittelt, und er, wofern Alles in Ordnung, bald genug zu seinem Eigenthum kommen werde.

In diesem Augenblicke zeigten sich abermals im Vorgemache zwei Gestalten und kaum wurden die Gerichtsdiener die neuen Gäste gewahr, als sie, jene beiseite drängend, hastig hinausstürzten und über Hals und Kopf die alten Treppen hinabpolterten.

Es mochte schwer zu unterscheiden sein, auf welcher Seite nun Staunen und Verwunderung größer war, bei Göthe und Greif oder bei den neuen Ankömmlingen — denn diese waren dieselben zwei Gerichtsdiener oder es gab hier zwei ganz gleiche Paare dieser Leute; so schien es wenigstens Göthe. Greif hatte jedoch schärfere Augen und schalt sich selber wegen seiner vorigen Verblendung und Uebereilung; die jetzt angekommenen kannte er sehr wohl und sah nunmehr ein, daß die weggegangenen blos ein Paar verkappte Spitzbuben gewesen sein konnten, welche Kostüm und Gesichter der ächten, jetzt eingetretenen Gerichtsleute auf das täuschendste nachge-

macht hatten. Die letztern hatten ein ähnliches Geschäft bei Greif abzumachen und es blieb ihnen daher jetzt keine Zeit, den Dieben nachzueilen. So sah sich Greif um zehn Thaler, Göthe um seine Uhr gebracht. Der letztere entfernte sich endlich mit der wenig tröstenden Versicherung der Andern, daß man der Sache schon auf die Spur kommen werde. —

Als er nach Hause kam fand er auf seinem Tische ein Briefchen und auf demselben lag seine Uhr. In dem Papiere stand, daß ein Paar Freunde in Folge einer Wette die Maskerade unternommen hätten, daß sie sich ihm aber vorläufig, um nicht selbst Anlaß zur Entdeckung zu geben, nicht nennen wollten.

Göthe sann und sann und ging die ganze Reihe seiner Bekannten durch, vermochte aber doch keinen darunter ausfindig zu machen, der in einer der Gerichtsdienerhüllen gesteckt haben konnte. Wer sie auch waren, sie hatten ihre Rollen meisterhaft gespielt; aber Göthe, der nicht Lust hatte, wenn auch auf so ganz indirekte Weise, der Schuldner des Herrn Greif zu sein, sandte diesem noch am nämlichen Tage den Betrag zu — gewiß, sobald sie es erfuhren, zum Leidwesen der Maskirten, die so ihr schönes Werk nur halb gelungen nennen konnten.

4.

Fröhliche Zusammenkünfte mit den Freunden, derblustige, oft fast wüste Scenen und dazwischen wieder gemüthliche Stunden, — wo schon manches der kleinen Lieder entstand, welche die göthischen Gedichtsammlungen zieren, — erfüllten jetzt die Tage, welche eilend entschwanden. Den Verlust Aennchens hatte Göthe noch immer nicht verschmerzt — war doch das unruhigere Leben, welches er seitdem führte, nur eine Folge davon: es sollte ein Mittel sein, die trüben Gedanken, die sich seiner sonst bemeisterten, zu zerstreuen; er wollte sich dadurch betäuben, um der melancholischen Stimmung zu entgehen. Freilich schwebte ihr Bild oft gerade im fröhlichsten Kreise, beim Becherklang, ihm vor, und er fand es lächelnd, und hoffte, am nächsten Tage das alles wieder gut zu machen und ins alte Gleis zu bringen. Aber das waren Hoffnungen des Rausches, und wenn er sie des andern Tages sah, wie sie zwar lächelte, aber nicht für ihn oder doch mit ganz anderer Miene denn ehemals, dann war Alles vorüber — er mußte wieder andere Zerstreuung suchen, die denn in der That allmälig zur Folge hatte, daß er jenes einst so liebe Haus seltner besuchte und sich zuletzt ernstliche Mühe gab, mit Gleichmuth an ein Wesen zu denken, welches keine Liebe für ihn hatte.

„Lernen Sie auf meine Weise verständig sein,“ sagte Behrisch zu ihm, dann werden Sie Alles ruhig ertragen und sich recht wohl befinden. Wer so ganz harmlos mit Liebe, Glaube, Treue und einem zum Ueberſprudeln vollen und dabei unbewachten Herzen in die Welt unter die Menſchen tritt, der wird dort ſtehen wie ein verlorner Poſten. Aber freilich, das muß ſich erſt mit der Zeit geben; um ſo nach meiner Weiſe (nicht etwa wie die Philiſter) verſtändig zu ſein, dazu gehört auch Erfahrung und die haben Sie nun einmal noch nicht.“

„Und was iſt dieſe Erfahrung, worin beſteht, wie erwirbt man ſie?“

„Man erwirbt ſie durch Leiden am beſten — ein volles Herz kann ſie allein durch Leiden erwerben,“ antwortete Behriſch.

„Und was iſt Erfahrung?“ wiederholte Göthe.

Aber nun war Behriſch „des trocknen Ton's ſchon ſatt,“ und er begann nach ſeiner Weiſe tolles Zeug zu ſchwatzen, daß Göthe kaum wußte, ob er lachen oder verzweifeln ſolle.

„Nur keine weinerliche Sentimentalität!“ ſagte Behriſch dann, „die wollt' ich Ihnen gern mit anderem überflüſſigen Zeuge abgewöhnen und deßhalb macht' ich Sie unter anderen auch mit meinen lieben luſtigen Freundinnen vorm Thore bekannt. Wahrlich die einzigen vernünftigen Geſchöpfe in dieſer

Stadt! Ich möchte vorschlagen, daß wir heute hingingen, nur weiß ich nicht, was ich dann mit unserm Grafen anfange" —

„Ei, er geht mit!" fiel Göthe rasch ein. „Kann er was besseres thun? er lernt da die Sentimentalität verachten und erwirbt köstliche Erfahrung" —

„Meinetwegen!" sagte Behrisch. „Ich brauche mich nicht Lügen strafen zu lassen, und er mag mitgehen."

„Auch den Theologen bring' ich" —

„Nein!" entgegnete Behrisch eifrig. „Den gewiß nicht, wenigstens heute nicht, denn ich geb' Ihnen mein Wort drauf, Sie würden einen bösen Nebenbuhler an ihm finden."

„Doch nicht bei der hübschen braunen Wilhelmine?" fragte Göthe lachend. „Dummes Zeug, wo denken Sie hin! und wenn auch! ich wollte fröhlich drein blicken, denn nicht wahr, ich würde doch so in meiner Erfahrung zunehmen?"

„Aber er darf nicht mit, weil ich gewiß weiß, daß Sie doch kein fröhlich Gesicht dazu machen würden — Sie sollen mir das morgen selber eingestehen. Uebrigens ist der Theolog ein Schelm, Sie werden etwas von ihm hören, was Sie wundern soll."

„Das wäre!" sagte Göthe. Aber Behrisch ließ sich jetzt auf keine weitere Erörterung ein, und jener schied mit dem Versprechen, sich zur bestimmten Stunde einzufinden. —

Die erwähnten Mädchen waren drei Schwestern, eine schon über die dreißig hinaus, die andern noch sehr jung, alle aber recht hübsch. Sie hatten keine Aeltern mehr und lebten von dem kleinen ererbten Vermögen, wozu auch das kleine Haus und der Garten gehörte, wo sie wohnten.

Schon der Umstand, daß drei so junge muntere Wesen ohne Aufsicht und Leitung einer ältern Person lebten, während sie ihr idillisches Leben auf möglichst heitere Art genossen und ihren Garten keineswegs streng klösterlich verschlossen hielten, gab jenem Ungethüm, welches man die böse Welt zu nennen pflegt, Anlaß, den Kopf zu schütteln, wenn der drei Schwestern gedacht wurde; dagegen konnten die wenigen Freundinnen und Freunde, welche jenen Garten besuchten, die Liebenswürdigkeit der drei harmlosen Bewohnerinnen nicht genug rühmen. „Eine grüne Oase mitten in der Leipziger Wüste," „ein kleines Arkadien" und ähnliche Ausdrücke waren es, womit die Wohlgesinnten jene Stätte belegten, während die Böswilligen sie ein „Sodom und Gomorrha" und eine „Pflanzschule des Satans" hießen. Aber im Garten selbst hörte man nur Klänge der Lust und Freude und die Stimme der bösen Welt drang nicht bis hinein.

Am Garten vorüber führte ein belebter Spazierweg nach einem nahen Dorfe und am Spalier be-

fand sich da eine grüne Laube, von wo man alle Vorübergehenden bequem beobachten konnte, ohne daß man nöthig hatte, sich selbst ihren Blicken preiszugeben. Die Sünde war wohl nicht groß, wenn die drei hübschen Kinder an schönen langen Sommernachmittagen hier, während sie ihren Kaffee tranken oder irgend eine häusliche Beschäftigung vornahmen, die Vorbeiwandelnden ein Bischen „durchhechelten" oder Spießruthen laufen ließen. Lieber Gott! die Kunst, die hohe himmlische, muß sich ja kritisiren lassen, warum dann nicht auch der Kopfputz einer Bürgerdame, die altmodischen Rockschöße des Herrn Gemahls oder ihre unartigen Rangen, die beiherliefen. Brauchten sich die Leute, die vorübergingen, wofern sie nur ein gutes Gewissen hatten, drum zu kümmern, wenn es hinter der grünen dichtverwachsenen Wand der Laube lachte und kicherte? die guten Kinder konnten doch in der freundlichen belaubten Natur, wo rings alles blühte und prangte, keine geistlichen Lieder singen!

Das ist freilich wahr, laut und munter ging's immer im Garten zu, von der Zeit, wo der Schnee schmolz und die Knospen hervorbrachen, bis zu den Tagen, wo die Wege sich mit falbem Laube bedeckten und die ersten Flocken fielen. Und wenn man am Nachmittage auch gemüthlich und still fröhlich gewesen war, so war dies nur ein Zeichen, daß hier

spät Abends im Mondschein erst ein rechtes Leben angehen sollte.

Am größten war aber jedenfalls die Freude, wenn man vorn die Gartenthür aufgehen hörte und Behrisch um die Ecke hervortrat. Zu den Spielen im Garten, die größere Bewegung erforderten, z. B. „Kämmerchen vermiethen" und dergleichen, regte er zwar weniger an, wiewohl er nie etwas verdarb, aber um so ergötzlicher war er, wenn er sich hinsetzte und während ihn die andern umgaben, seine tausend Possen und Schwänke trieb, worin er unerschöpflich blieb, sobald er einmal recht aufgelegt war. Bisweilen blieb er auch wohl ruhig und in scheinbar höchst ernstem, vernünftigem Gespräche bei der ältern Schwester und in Gesellschaft irgend eines andern minder beweglichen Gastes sitzen und unterhielt diese aufs erbaulichste, während von entgegengesetzter Seite des Gartens das Lachen und der Jubel des jungen Volkes herüberscholl oder man durch die Zweige unweit die Schaukel in Bewegung sah, die sich bis zum Ueberschlagen hoch in die Luft erheben mußte. Ja bisweilen fühlte er sich so gefesselt, daß er bis in die späte Nacht hier blieb, so daß ihm die Freundinnen erst gegen Morgen die Gartenthür aufschließen mußten.

Behrisch hatte nun auch, wie schon erwähnt, mehrere seiner jungen akademischen Freunde hier ein-

geführt, und Wirthinnen wie Gäste waren gar wohl zufrieden mit einander. Eine Art der Geselligkeit, wie sie Göthe schon früher in Frankfurt, aber seitdem nicht wieder gefunden hatte, bot sich hier in erhöhetem neuem Reize und er nennt es seine schönsten Stunden, die er in diesem Kreise zubrachte, schön, wenn die kleine Gesellschaft in der Laube oder einem ähnlichen geeigneten Orte in köstlichster Unterhaltung bei einander saß, und ebenso schön oder schöner wenn er mit einer der Schwestern in ernsterem Gespräche allein durch einen abgelegenen Gartenpfad wandelte, während sich die andern gleichfalls paarweise in der oder jener Richtung abgesondert ergingen.

Als sich Göthe zur verabredeten Stunde bei Behrisch einfand, fand er diesen und den Grafen bereits seiner harrend und der Hofmeister sagte: „recht gut, daß Sie mir folgten und Ihren Theologen zu Hause ließen."

„Mein war die Schuld nicht," erwiederte Göthe, „ich habe mir trotz dem strengen Befehle des Gegentheils alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn zu der Partie zu bereden; aber da war Alles vergebens. Er scheint es mir nie vergeben zu können, daß ich ihn an jenem Gelag in Auerbachs Keller theilnehmen ließ. Er glaubt steif und fest, daß ich ihn nur mitgenommen habe, um den andern eine bequeme Zielscheibe ihrer wohlfeilen Witze zu bieten und macht jedesmal ein finstres Gesicht, wenn ich ihn

daran erinnere. Freilich hat der arme Mensch am nächsten Morgen nach jener Nacht auch entsetzlich leiden müssen und ich konnt' ihm blos Geduld und einen Tag Fasten empfehlen."

„Er wär' uns auch heut' nichts nütz gewesen," bemerkte Behrisch; „daß er übrigens seine Theilnahme an der Partie freiwillig verweigerte, wundert mich nicht, er hat wahrscheinlich was Andres vor, wovon er sich bessere Unterhaltung verspricht, als ihm unser Arkadien bieten könnte. Man kann auch anderwärts den Schäfer spielen. Und nun kommt, Kinder! jede Minute, die wir hier vergeuden, verlieren wir dort und unsre lieben Mädchen schelten, wenn wir zu spät kommen."

Behrisch kleidete sich viel zu knapp und nett, als daß er die vier Flaschen voll des köstlichsten Inhalts, die auf dem Tische bereit standen, in die Taschen seines Rockes hätte versenken können; es verstand sich daher außer Göthe ein vierter so eben hinzukommender Freund dazu und so ausgerüstet wandelten sie hinaus nach der entlegenen Gasse, wo sie bald zu der wohlbekannten Gartenthür eintraten.

Heute saßen die Mädchen noch recht still unter dem Kastanienschatten auf einer Bank vorm Hause und zu Göthe's höchlicher Ueberraschung befand sich unter ihnen Karoline.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Goethe's Studentenjahre.

Novellistische Schilderungen

aus

dem Leben des Dichters.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1816.
Kößling'sche Buchhandlung.

Vierter Abschnitt.

1.

Seit einiger Zeit hatte sich der Theolog sehr zurückgezogen gehalten, ja, es hatte den Anschein, als gebe er sich Mühe, Göthe überall möglichst aus dem Wege zu gehen. Er hatte so eben einen Brief von seinem Verwandten, dem Dresdner Schuhmacher, erhalten, der noch immer für ihn arbeitete und dann jede Sendung mit einem Schreiben begleitete. „Ihr klagt mir viel zu sehr über die Verschlimmerung eures Augenlichts," schrieb er; „freilich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es mißlich ist, wenn ein Gelehrter am Ende kaum noch sein eigenes Geschriebenes lesen kann — aber das werdet ihr ja nicht so sehr nöthig haben, wenn ihr nur erst in einem Aemtchen sitzt. Und dann müßt ihr so rasch als möglich eine Frau nehmen, die wird schon zusehen, wo ihr zu blind seid, Vetter! Ihr denkt vielleicht da: der Mensch hat gut reden mit seinen Falkenaugen! Die hab' ich, das muß wahr sein, und ich kann noch spät abends bei der Lampe in meiner Mustersammlung

lesen, als wär' ich zwanzig Jahr jünger — seht ihr! ohne zu schreiben hab' ich das dickleibige Buch, die Mustersammlung nenn' ich's, selber gemacht. Wo mir ein Stück gedrucktes Papier unter die Hand kommt, seh' ich gleich zu, ob was Erbauliches oder Schnurriges darauf steht, und ist das der Fall, so heft' ich gleich das Blatt an mein Buch, was nun im Laufe der Jahre schon hübsch stark geworden ist. Lange Geschichten gibt's freilich nicht drin, kaum fängt man eine an (was eigentlich auch nicht geht, weil die meisten Anfänge fehlen) so ist man auch schon beim Ende. Aber das ist ganz gut, es spannt die Neugier um so mehr und dann ist's ein wahrer Triumph, wenn einem der Zufall einmal doch noch eine Fortsetzung in die Hände spielt. Uebrigens passen auch die bunt und kraus zusammengefügten Stücke manchmal so wunderlich zu einander, als wären sie aus einem Gusse. Soll mir einer ein ähnliches Buch zeigen! Ihr sollt' es seiner Zeit von mir erben, Vetter, und so viel Licht wird euch wohl noch übrig bleiben, um es in euren Winterabenden lesen zu können, und ich denke noch brav zu sammeln, daß ich's vor meinem Ende vielleicht noch auf so viele Bände bringe, wie mein berühmter Nürnberger College Hans Sachs. Noch neuerdings hatt' ich einen harten Streit mit meiner Frau, die sich nicht zufrieden geben wollte, als ich ein paar Macu-

laturbogen gefaltet und aufgeſchnitten hatte, die ſie zum Kuchenbacken hatte benutzen wollen. Aber wieder auf euch zu kommen! Nehmt ſo bald als nur möglich eine Frau, damit euch die Grillen — nämlich die, welche euch jetzt plagen — vergehen. Ihr ſchriebt mir, euer vorzüglichſtes Bedenken dabei wäre, daß ihr fürchtet, ihr könntet mit der Zeit gänzlich erblinden, und das, nebſt allem beifolgenden Elend, wolltet ihr wohl allein ertragen, nicht aber mit empfinden laſſen von denen, die euch lieb ſind. Das iſt, mit Erlaubniß zu ſprechen, dummes Zeug, Vetter! Erſtens wißt ihr ja noch nicht, ob ſich's nicht bald ganz und gar mit euch beſſern kann, und dann müßt ihr doch jedenfalls einmal etwas wagen. Wer nicht durch Wagen erwarb, iſt ein erbärmlicher Beſitzer. Ich habe ähnliche thörichte Gedanken gehabt, eh' ich meine Frau nahm, aber ich war bald mit dem dummen Zeug fertig, machte mich friſch ins Leben und hab' es nie bereut. Mein ganzes Streben ging dabei immer darauf, ſo zu leben, daß die Meinen, wenn ich todt bin und ſie an mich denken, nicht Urſache haben ſollen, Thränen zu vergießen, denn das iſt mir von je ein odiöſer Gedanke geweſen. Sie ſollen wohl bedauern, daß ich nicht mehr bei ihnen bin, aber immer ſollen ſie ſich doch nur mit fröhlichen, lachenden Geſichtern an den närriſchen Kauz erinnern, der einmal hier unter ihnen ſein Weſen

getrieben hat. Ich sprach davon neuerdings einmal mit meiner Frau, die mir aber widersprach, weil sie ja dann gar nicht wüßte, wo sie mit ihrem großen Thränenvorrathe hin sollte. Für Weiberthränen, sagt' ich, wird es wohl immer noch was geben, und wenn nur ein Lieblingstopf zerbräche oder die Fleischtaxe erhöhet würde — aber über mich, Weib, sollst du nur fröhlich sein, jetzt und nachher, das verlang' ich! — Sei nur still — sagte sie darauf — jetzt leben wir noch beide und will's Gott noch recht lange. Sie ist eine brave Frau, das muß ich gestehen, wiewohl ich mich sonst über Alles, was mein Haus betrifft, nicht gegen andere ausspreche — ihr seid eine Ausnahme. Ich bin darin überhaupt ein Sonderling und früher noch mehr als jetzt. Schon als ich Hochzeit machte, war mir's ein fataler Gedanke, daß ich mich an meinem schönsten Tage von einem Haufen fremder oder wenigstens halbfremder Menschen sollte belagern und stören lassen. Die Frau bestand aber auf ein bischen Spektakel, sonst hätt' ich gern Alles ganz gemüthlich in der Stille abgemacht. Wir schlossen aber dennoch einen besondern Vertrag: ich gab meine Zustimmung zu dem für Vettern, Muhmen und die Eitelkeit der Frau berechneten Spektakelstück, aber es mußte acht Tage vor der wirklichen Hochzeit gefeiert werden. Dann erst als Saus und Braus völlig verschollen, begannen wir unser

gemüthliches Leben und zwar zu meiner Genugthuung ohne jene fatale Einleitung. Aber auch das war eine Grille, deren ich jetzt nicht mehr fähig wäre — aber zum Henker! ich hab' euch zum Herzen reden wollen und schwatze nichts, als alte langweilige Geschichten von mir. Lebt wohl, Vetter, und grüßt mir euren muntern Nachbar."

Die Augen des Theologen waren allerdings vom Lesen dieses mit äußerst blasser Tinte geschriebenen Briefes sehr angestrengt worden, aber er dachte jetzt selber nicht daran und lächelte nur vor sich hin über die besorgliche Ermahnung des gutmüthigen Vetters, deren er jetzt gar nicht mehr bedurfte. Das neu übersandte Schuhwerk dieses Mannes hatte, bei all seiner sonstigen Vollkommenheit, doch einen Uebelstand: es duftete gewaltig nach der Werkstätte, aus der es gekommen. Morgen wollte der Besitzer darin einen Besuch machen und und deßhalb hielt er's für gut, selbiges schon heute gehörig auszulüften, und trat daher einen Spaziergang durch Wald und Feld an.

Er war lange nicht so vergnügt gewesen, wie heute und tausend schöne Bilder gaukelten ihm vor dem geistigen Auge, welches um so heller sah, je dunkler sein äußeres war. — Es war schon finster geworden, als ihn sein Rückweg nach der Stadt an einer Gartenhecke vorüberführte. Sein Schritt wurde langsamer, je mehr er sich der Stadt näherte, denn

er gedachte nun wieder ernstlich einer Eröffnung, die er schon seit vielen Tagen Göthen hatte machen wollen, was er aber immer nicht vermocht hatte. Heut oder morgen mußt' es endlich geschehen, weil er die Last nicht mehr auf dem Herzen tragen wollte und gleichwohl war ihm vor dem Augenblick bange.

Da hört' er dicht neben sich hinter der Gartenwand zwei Stimmen, die ihm ganz bekannt waren, obwohl er in der Dunkelheit niemand zu sehen vermochte — einige abgebrochne Laute, die er verstand, veranlaßten ihn, still zu stehen und zu lauschen, denn er wußte gewiß, daß es Göthe und Karoline waren, die sich in seiner Nähe befanden. Aber die Stimmen wurden nun wieder so leise, während sich von der andern Seite einige andere fröhlich lachend näherten, daß er einsah, es ließe sich hier nichts mehr hören. Indeß hatt' er schon genug gehört, wie er glaubte, und es war ein seltsam gemischtes Gefühl, womit er seinen Weg fortsetzte. Das Herz ward ihm leichter bei der Entdeckung, die er gemacht zu haben glaubte, und auf der andern Seite erwachte doch auch ein schmerzlicher Nachklang früherer schöner Stunden, eine Art Eifersucht, die er mit aller Macht zu bekämpfen strebte. So eilte er seiner Wohnung zu. — —

„Ich wunderte mich," erzählte Karoline Göthen in der Gartenlaube, wo beide einsam Platz genom-

men hatten, während die andern auf der andern Seite des Gartens ihr Wesen trieben, „ich wunderte mich im Anfange außerordentlich, als ich bemerkte, daß mein Vater, der verständige, hellsehende Mann, mit der alten Frau im Verkehr stand. Er suchte den Zweck ihres Besuchs vor mir zwar geheim zu halten und stellte sie als eine Arme vor, die sich ihr Almosen bei ihm hole, aber die Alte unterrichtete mich bald von freien Stücken über das, was sie bei uns zu thun hatte und bot mir bereitwillig ihre Dienste an. Der Umstand, daß hier der Vater, vor dem ich stets die größte Achtung zu hegen gewohnt war, daß er hier mit dem Beispiele voranging, mag dazu beigetragen haben, daß ich das Anerbieten des Weibes annahm. Nun ist nicht zu leugnen, daß sie vielerlei zu sagen wußte, was zu unserm Staunen sich nachher bestätigte und so kam es endlich, daß ich ein ziemliches Vertrauen in ihre Aussagen setzte. Erst später hab' ich erfahren, daß sie tausend Mittel und Wege kennt, hinter Familiengeheimnisse zu kommen, die sie dann geschickt zu benutzen weiß. Genug, sie sagte mir, daß meinem Verhältnisse zu Ihrem Freunde Unheil drohe, und daß ich das sonst unvermeidliche nur abwenden könnte, wenn ich jenes Verhältniß sofort abbräche. Ich drang lange vergebens in sie, mir Näheres zu sagen. Sie wich immer aus, ermahnte mich nur wiederholt, ihrem

Rathe zu folgen, indem sie mir drohendes Unglück ahnen ließ, und so erfüllte sie mein Herz mit einer Bangigkeit, ja Angst, die um zu furchtbarer ward, als ich ihren Grund eigentlich gar nicht kannte. Immer erneuerte ich meine Aufforderung zu deutlicher Erklärung, und erst als sie einsah, daß ich ohne diese ihrem Rathe nicht folgen würde, entdeckte sie mir, — aber unter dem feierlichen Versprechen, so lange mein Vater lebte, niemand etwas davon wissen zu lassen — daß mein Freund mein Bruder sei."

„Und Sie glaubten es?" fragte Göthe.

„Glauben?" antwortete sie. „Die Frau vermochte mir die ganze Sachlage so ausführlich aus einander zu setzen, daß von Zweifeln keine Rede mehr sein konnte."

„Und dies also war der alleinige Grund, weßhalb Sie sich von meinem Freunde entfernten? der einzige Grund?"

„Waren noch andre nöthig?" fragte sie erstaunt.

„Ich dankte," fuhr sie gleich darauf fort, „der Alten, obwohl mit blutendem Herzen, unendlich für ihre Nachricht, die mich von einem furchtbaren Abgrunde entfernte. Und wie viel traurige Tage hat mir jene Nachricht bereitet!"

„Aber die Trauer vergeht und das blutende Herzchen heilt, nicht wahr Karoline?" sagte er, ihre

Hand drückend, während sie schweigend den Druck erwiederte. Dann sagte er weiter: „das ist nun Alles vorbei und abgethan und es läßt sich ein Wort über die Sache reden. So kann ich Ihnen nun auch sagen, daß sich die kluge Frau in diesem Falle doch nicht gehörig unterrichtet hatte. Es war kein wahres Wort an ihrer Nachricht. Der Theolog ist nicht Ihr Bruder und Ihre ganze Verwandtschaft mit ihm schreibt sich von Adam her. Sie sind recht arg betrogen worden, armes Kind!" setzte er hinzu und erklärte der Staunenden dann die eigentliche Lage der Dinge, wie er sie aus des Magisters Papieren kannte.

Sie hörte ihm mit großer Bewegung zu; aber als er geendet und ihr die Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit des Gesagten eingeflößt hatte, schwieg sie, unfähig ein Wort hervorzubringen, und Göthe bereute fast, ihr so unverholen und rasch jene Mittheilung gemacht zu haben. Aber zum Glück kamen jetzt die übrigen Gartengenossen herbei und machten durch ihr Erscheinen eine weitere Verfolgung des angeregten Themas unmöglich. —

Der Umstand, daß er Karolinen an diesem Orte und in dieser Gesellschaft traf, hatte Göthen ungemein überrascht, so lieb ihm übrigens auch dies unerwartete Begegnen gewesen war. Nur ihretwegen schien Behrisch die Gegenwart des Theologen verbo-

ten zu haben, weil er sonst von der Zusammenkunft Unheil fürchtete. Ging es doch dem eifersüchtigen Gottesgelahrten in der That beinahe wie den Kindern, die ein verschmähtes, vergessenes oder verlornes Spielzeug leicht verschmerzen und erst dann wieder drum weinen, wenn sie's in der Hand eines andern erblicken.

Karoline hatte Göthen über all ihre kleinen Verhältnisse, Schicksale und Erlebnisse aufgeklärt, welche freilich sämmtlich mit ihrem frühern Leben der äußern Erscheinung nach sehr kontrastirten; — aber es schien, daß auch sie vergessen lernte; verstand sie dafür doch auch, wieder zu gewinnen! Vom verschollenen Bruder hatte man noch immer nichts vernommen und sie selbst lebte jetzt eine Art Stillleben, welches nur durch die seit kurzem begonnenen und fortgesetzten Besuche im Garten der neuerworbenen Freundinnen einige Abwechslung erhielt. Viel lieber hätte sie Göthe doch an einem andern Orte wieder getroffen, als hier, aber er liebte sie, und so vergaß er nach der ersten Ueberraschung auch diesen Umstand.

Der Vollmond durchströmte mit seinem Schimmer den Garten und bis zu ziemlich später Stunde schallte fröhliches Lachen hier durch die Zweige und es währte lange, eh' man sich trennte, denn die Bowle, gefüllt mit dem Inhalte der von Behrisch

besorgten Flaschen, hatte die Heiterkeit heute noch über das gewöhnliche Maaß gesteigert. Aber die Stunden flohen, und nachdem Göthe seine junge Freundin endlich zu ihrer Wohnung geleitet hatte, beeilte er sich, um die Genossen versprochenermaßen noch in dem gewöhnlichen Weinhause aufzusuchen, wo man eine Nachfeier des fröhlichen Abends hielt, wenn es nicht eher eine Vorfeier des nächsten Tages heißen konnte, weil sie allerdings in den ersten Morgenstunden stattfand. —

2.

Am nächsten Vormittag spielte jener berüchtigte Zustand, welchen die Sprache der jungen akademischen Bürger mit dem ominösen Namen „Katzenjammer" bezeichnet hat, eine große Rolle bei Göthe. Man unterscheidet bekanntlich moralischen und physischen Katzenjammer, welche beide nur allzuhäufig Hand in Hand gehen, außer bei ganz argen Sündern, die es auch am Ende so weit bringen, daß sie keinen von beiden mehr haben. Diesmal war es allein der physische, der Göthen recht unangenehm an die letzte Nacht erinnerte. Er hatt' es schon versucht, das Bette zu verlassen, aber bei dieser Bewe-

gung fuhr ihm ein so unheimliches drückendes Gefühl durch den Kopf, daß er diesen lieber wieder auf's Kissen sinken ließ, um, bessere Zeit erwartend, das Aufstehen noch anstehen zu lassen. Viele schöne Bilder zogen dabei dem Geiste vorüber, Bilder von dem gestern Erlebten, was hier nicht ganz so ausführlich geschildert worden ist, wie es erlebt wurde. Die Scenen im Garten, überselige Augenblicke in der Laube, wo das dunkle dichte Laub nicht einmal den Mondenschein eindringen ließ — dann die fröhlichen Spiele in Gemeinschaft mit den Uebrigen in den mondbeglänzten Pfaden, all das bunte Sommernachtstreiben! Und dann das Geleit der jungen Freundin nach deren Wohnung: ja auch die letztere selbst schwebte dem halbwachen Träumer noch deutlich vor und er sah noch alles, auch den kleinsten Gegenstand, den er dort erblickt hatte. Jungfrauen- und Junggesellenwohnungen haben immer etwas Rührendes für den fremden Beschauer, vorausgesetzt, daß dieser gefühlvoll und gemüthvoll genug ist. Obwohl Göthe diesmal nicht allein, sondern in Gesellschaft der Bewohnerin solch eine bescheidene Wohnung betrat, verfehlte diese jenen rührenden Eindruck doch nicht auf ihn — vielleicht dachte er später gerade hieran, als er die Scenen in Gretchens Gemach dichtete. Schon in dem Alleinsein und in dem stillen abgeschiedenen Schaffen des Bewohners solcher

Zellen liegt das Rührende, besonders wenn damit, wie in den meisten jungfräulichen Wohnungen, eine fast herrnhutische Einfachheit und Reinlichkeit und strenge Ordnung verbunden ist. — Aber der böse Katzenjammer gab neue Stiche, welche die idillischen Bilder verdrängten und die mehr verworrenen, wilden und tobenden aus dem Weinhause vor den Geist citirten. Endlich wurde Alles ein wirres Chaos, die lieblichen Phantasien waren rein verschwunden und der Satan hetzte die in den gequälten Kopf gebannten Weingeister zum wüthendsten Tumulte an. Mit einem Worte: es war Göthen herzlich schlecht zu Muthe und ein recht fester tiefer Schlaf wär' ihm das liebste gewesen, aber der kam nicht.

Statt des Schlafes trat endlich der Theolog in die Stube und an's Bette.

„So spät noch?" fragte dieser verwundert.

„Mir ist greulich zu Muthe," erwiederte Göthe, dem jedes Wort schwer wurde; und er hätt' es überhaupt sparen können, denn sein bleiches Gesicht sagte dem Nachbar ohnehin, daß er keinen lebenslustigen vor sich habe.

„Dich muß ich bewundern," sagte Göthe nach einer Pause, „daß du nach solch' einer Nacht so wohl und munter sein kannst — seit wann hast du diese Uebung erworben?"

„Du irrst," entgegnete jener. „Ich war die Nacht nicht bei euch."

„Was? dann hab' ich geträumt!" fuhr Göthe fort. „Aber Freund, bitte, ein Glas kaltes Wasser! dann will ich versuchen, aufzustehen."

Der Theolog reichte dem Patienten das verlangte, bat ihn aber sehr, doch noch liegen zu bleiben, bis ihm besser würde. Es war dem Nachbar eigentlich ganz gelegen, daß er Göthen nur bei halber Besinnung und im Bette fand. Er hatte halb und halb ein böses Gewissen und war gekommen, um zu beichten; mit einem Menschen, der im Bette liegt läßt sich nun weit leichter und bequemer verhandeln, man ist nicht so durchaus genöthigt, ihm immer in die Augen zu sehen und des Gegners Lage überhaupt gibt dem Andern schon großen Vortheil.

„Daß ich dich gerade so unwohl und also schlecht aufgelegt treffe, ist mir recht unlieb!" sagte der Theolog, der gar nicht wußte, wie er seine Worte anbringen sollte.

„Mir ist's selber nicht lieb," antwortete Göthe; „wenn du aber eine fröhliche Botschaft hast, so sprich sie nur schnell aus, das wird mir vielleicht den Kopf leichter machen. Was mich betrifft, so kann ich dir eine Auskunft geben, welche dich noch vor wenigen Wochen geschmerzt haben würde, — aber

du scheinst ja in der letzten Zeit die Gedanken an Karoline ganz aufgegeben zu haben."

„Hast du mir von ihr etwas zu sagen?"

„Nun ja freilich! nämlich daß sie fast eben so wenig jetzt an dich denkt, wie du an sie — ihr Herz beherbergt jetzt jemand anders" —

„Und das bist du?" sagte der Theolog, der hier bestätigt sah, was er schon gestern erfahren. Wie lieb war ihm aber das offene Geständniß Göthes, welches ihn ermuthigte, eben so offen zu sein, und er sagte daher: „Ich habe eine ähnliche Nachricht für dich — sie würde dich vor einiger Zeit noch rasend gemacht haben; aber jetzt bist du ja kalt gegen Annette geworden und es wird dich wenig kümmern, daß sie jetzt einen andern liebt."

Das hatte sich Göthe seit längerer Zeit denken können; nun er's aber als gewiß ausgesprochen hörte, wurmte ihn die Nachricht doch, und das ganze Verhältniß, die lange Reihe glücklicher Tage, die er mit ihr erlebt, trat ihm vor die Seele. Jeder gegenwärtige Genuß läßt gewöhnlich auch die Dornen seiner Rosen fühlen, aber es ist das eigenthümliche der Erinnerung an vergangene Freuden, daß der Seele da nur das Süße deutlich vorschwebt, während alles Herbe tief in den Hintergrund getreten ist.

Das Wort des Theologen ließ ihn auch den unangenehmen physischen Zustand, worin er sich jetzt

befand, vergessen, während es dagegen einen Mißmuth besonderer Art in ihm erweckte. Er erhob sich rasch von seinem Lager und fragte heftig genug, um den andern auf's Neue einzuschüchtern, „aber wen liebt sie jetzt?"

Der arme Theolog war zweifelhaft, ob er sich als den Glücklichen oder als den Unglücklichen nennen sollte, aber nennen mußte er sich doch, und das that er mit einer wahrhaften Armensündermiene.

„Du?" fragte Göthe. „Ei, wer Teufel hätte das errathen sollen! Das muß sich närrisch gemacht haben! ich glaube du wirst noch flott auf deine alten Tage. Aber fürchte nur nichts; ein Liebhaber mit so demüthigem bänglichem Gesichte taugt nichts — das Schicksal will einmal, daß wir beide mit einander aufheben sollen, gut!"

„Und wir bleiben trotz all der Geschichten Freunde?"

„Ja, ganz gewiß! wir werden uns doch nicht um die Mädchen entzweien! das wär' übel."

„Nun, so will ich dir denn auch gestehen und ausführlich erzählen, wie eigentlich Alles gekommen ist" —

„Guter Theolog, diese Beichte erspare dir und mir! mag's gekommen sein, wie es will, es soll uns weiter nicht kümmern, wenigstens mich nicht. 's ist Alles vergessen, total vorbei. Aber jetzt will ich

mich ankleiden und ausgehen und liebe du nur dein Aennchen ganz ungestört."

Der Theolog, der dieses gleichmüthige Entsagen vielleicht für trügerisch hielt, zögerte, indem er nicht wußte, ob er gehen oder noch Weiteres erwarten sollte. Ein kleiner Sturm wär' ihm sogar willkommen gewesen, dann hätt' er doch gewußt, woran er wäre.

Während Göthe mit Ankleiden beschäftigt war und der Andere noch unentschlossen dastand, trat eilfertiger, als es sonst in seiner Art war, Behrisch ein. „Guten Morgen, Kinder!" sagte er. „Ihr werdet mich nicht lange mehr bei euch haben und mein graues Gewand wird sich mit einem schwarzen Trauerrocke vertauschen müssen. So eben hab' ich mein Urtheil in erster Instanz erhalten, werde aber keineswegs appelliren."

„Dein Urtheil, in welcher Sache?" fragten die andern.

„Nun, weil ich mir die Mühe genommen, außer dem mir obliegenden Berufe, der Erziehung und Leitung unsers jungen Grafen, auch noch andre Leutchen ein bischen zu rüffeln und gleichsam aus dem Groben herauszuarbeiten, wie z. B. den Herrn Göthe, aus diesem Grunde und weil ich es gethan, sendet mir der gräfliche Herr Vater nun alles Ernstes den Absagebrief. Ich hab' ihn in der Tasche

und ihr könnt ihn lesen. In den höflichsten und verbindlichsten Ausdrücken von der Welt, mit den auserlesensten, wunderschön gedrechselten Phrasen sagt er mir, wenn ich's in gemeine Sprache übersetze und kurz zusammenfasse, daß ich, statt der Leiter — der Verleiter, Verführer seines Sohnes sei, daß ich diesen jungen Mann weniger zum Guten, zum Fleiß und Gottes Wort, als vielmehr zum Schlechten, zum Müssiggang und zu meinem, Göthes und des Satans Wort angehalten habe. Alles dies schließt ein Wink — dessen scharfe Ecken freilich auch mit Baumwolle umwickelt sind und der auch so gut ist wie ein direkter Befehl, — daß ich meine zeitherige Stellung aufzugeben habe. Ich lasse mir's nicht zweimal sagen."

„Aber was sollen wir armen Verlassenen in dieser Baalsstadt anfangen, wenn Behrisch nicht mehr unter uns ist?" sagte Göthe.

„Mein Geist soll unter euch weilen und er wird es auch, dafür hab' ich auch Sorge getragen" — antwortete Behrisch, der um so weniger Bedenken trug, dem Wunsche des Grafen, der seiner auf „glimpfliche" Art los zu werden suchte, entgegen zu kommen, als er bereits eine vortheilhaftere Stellung im Hinterhalte hatte, die ihm nicht mehr entgehen konnte. Er sollte nämlich Erzieher des Erbprinzen

von Dessau werden, was kurz nachher auch in der That der Fall war. —

„Eine Freundin weniger, ein Freund weniger, und zwar gleich an einem Morgen — wo will das noch hinaus?“ sagte Göthe, als er einige Minuten später seine Wohnung verließ, um Karolinen zu besuchen, mit der er noch heute tausend Dinge besprechen wollte. „Gut, daß ich noch eine Freundin habe, die es auch verdient, daß ich sie warm halte. Ich bin doch noch immer glücklich genug!“

Er hatte sich, trotz des stürmischen Zustandes, worin er sich gestern befunden, die entlegene Wohnung der neuen Freundin recht wohl gemerkt. Sie war in einem Gebäude der Vorstadt. Die Straße die dahin führte, hatte das Geschick noch nicht mit dem Segen des Pflasters beglückt und ein sehr unsauberes Bächlein, dem jedes Haus seinen Tribut zusendete, floß da entlang. Ein weiter, unreinlicher, und von sehr unscheinbaren Gebäuden unregelmäßig umgebener Hofraum nahm Göthen auf; er mußte selbigen quer durchschreiten, um an eine alterschwache erdfarbige Thür zu gelangen, die nur noch in einer Angel hing; hinter dieser lud eine sogenannte Treppe jeden zum Emporsteigen ein, der dazu verwegen und vorwitzig genug war. Göthe war's und er klomm empor, wobei er sich — weil die Stufen keine Rückwände hatten, sondern frei wie Leitersprossen stan-

den — mehrmals schmerzlich an die Beine stieß. Dennoch legte er zwei solcher Treppen wie im Fluge zurück und nun stand er oben und fand zu seinem Schmerze eine verschlossene Thür — also war sie schon ausgegangen. — Vielleicht kommt sie bald wieder, dacht' er, und daher streckte er seine Rechte hinter den Balken neben der Thür, wohin sie, das wußte er schon, den Stubenschlüssel zu verbergen pflegte. Er fand ihn und schloß auf. Ganz ohne Bedenken — er brauchte dabei das Mißfallen der lieben Freundin nicht zu fürchten, denn beide hatten sich bereits von überflüssigen Ceremonien emancipirt und mißbilligende Perücken standen nicht dabei, als er eintrat. Es konnte also von Bedenken gar keine Rede sein.

Mit denselben Empfindungen, mit denen er sich heute nach dem Erwachen an diese Behausung erinnert hatte, beschritt er jetzt den nämlichen Raum. Man betrat zuerst ein winzig kleines Vorgemach, welches zugleich und hauptsächlich als Küche diente. Neben dem kleinen Herde lag noch in größter Ordnung aufgeschichtet ein geringer Vorrath sauber gespaltenen Holzes; die wenigen Geräthschaften sämmtlich reinlich und jedes an seinem bestimmten Platze. Er ging in das Stübchen, dessen nächste Aussicht über schlechte Dächer und Viehställe ging und nur in der Ferne die grünen, jetzt schon zur Hälfte herbst-

lich vergelbten Baumwipfel eines großen Gartens zeigte. Das Zimmerchen selber kam ihm jedoch ganz anders als gestern vor. Es fand nicht mehr ganz dieselbe trauliche Ordnung statt, auch etwas leerer kam es Göthen vor und ein großes Glas, welches einen Laubfrosch beherbergte, war ganz gewiß nicht mehr da. Er setzte sich nun recht nachdenklich auf den Stuhl am Fensterchen und blickte hinaus. Aber es verging wohl eine Stunde und sie kam immer noch nicht. Er wollte nicht so lange vergebens gewartet haben und zögerte daher von Minute zu Minute, ohne daß er sich zum Gehen entschließen konnte. Noch einmal musterte er die ganze Wohnung, ja er öffnete jetzt sogar die Thür des kleinen Schlafgemachs und da sah er zu seinem Staunen die leere Bettstelle — was sollte das bedeuten? So viel sah er ein, daß alles weitere Warten hier wohl zu nichts führen dürfte; er verließ daher die Gemächer, schloß zu und legte den Schlüssel wieder an seine verborgene Stelle. Dann stieg er die halsbrecherische Treppe hinunter um dort bei der hochbetagten Frau, von welcher Karoline ihre Wohnung gemiethet hatte, Erkundigung einzuziehen.

Diese Frau kramte in einem Körbchen und förderte aus demselben ein Briefchen zu Tage, dessen Aufschrift sie zu entziffern strebte.

Göthe nannte seinen Namen.

„Nun, dann ist's ja richtig," fuhr sie fort, indem sie ihm den Brief überreichte. „Hier, das hat mir die liebe Dame heute für Sie gegeben. Es wird wohl Alles darin stehen, was Sie wissen müssen und ich kann Ihnen ohnehin nichts weiter sagen, als daß die Dame fort ist." —

Schon die dritte Ueberraschung diesen Vormittag, sagte Göthe bei sich selbst, während er sich die letzte Treppe nach dem Hofe hinabarbeitete. Dort angekommen ließ ihn seine Ungeduld aber auch sogleich den Brief öffnen, der folgenden Inhalts war:

„Theurer Freund!

Was werden Sie zu meinem so plötzlichen ungeahnten Verschwinden sagen? ach, ich selber ahnte gestern noch nichts davon und es hat mir Thränen gekostet, mich so schnell von einem Orte losreißen zu müssen, der mir noch durch die Stunden des letzten Abends so theuer werden sollte. Diese Stunden werd' ich nie vergessen, so wie ich Sie nie vergessen werde. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, auch jetzt, da ich Abschied nehme, ohne Ihnen mein Ziel und meinen künftigen Aufenthalt zu nennen. Es geschieht dies aus andern Gründen, als aus Mangel an Vertrauen, den Sie mir nie zum Vorwurf machen

können. Es bot sich mir heute eine günstige Gelegenheit mich von hier zu entfernen, die ich nach kurzer Ueberlegung zu benutzen beschloß, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich Anderen bei längerem Weilen nur zur Last fallen könnte, ohne selbst dabei zu gewinnen. Sie dürfen mich nicht mißverstehen — und ich brauche um Ihre stete wohlwollende Gesinnung gegen mich nicht ferner zu bitten, weil mir diese gewiß ist, da ich Sie zur Genüge kenne und weiß, daß ich auch von Ihnen gekannt bin. Verzeihen Sie meinen räthselhaften Abschied und erlauben Sie, daß ich für glücklichere Zeit auf ein fröhliches Wiedersehen hoffe. In unwandelbarer Neigung die Ihrige

Karoline."

Was Göthe empfand, nachdem er diesen Brief hastig durchgelesen, bedarf keiner Schilderung. Sogleich kehrte er um und begab sich noch einmal zu der alten Hauswirthin der verschwundenen Freundin, wo er vergebens Bitten und Ueberredung verschwendete, um Näheres zu erfahren. Wahrscheinlich wußte die Frau selber nicht mehr als er und so sah er sich am Ende genöthigt, sie zu verlassen. Er ging, kaum eines Gedanken fähig und wie vernichtet im Innern. Die wenigen Bekannten der Ver-

schwundenen, die Mädchen im Garten, Behrisch u. s. w. hatten ebenfalls keinen Rath und theilten nur sein Staunen.

3.

Es hatte sich jetzt Alles vereinigt, um Göthen mehr und mehr in eine mißmuthige Stimmung gerathen zu lassen, deren er, trotz des widersprechenden äußern Anscheins, in der letzten Zeit nie ganz ledig geworden war. Behrisch hatte nun Leipzig wirklich verlassen, und war seinem neuen Berufe gefolgt — gut mochte es für Göthe sein, daß dieser Freund auf solche Weise in Zeiten von ihm entfernt wurde, so schmerzlich er jetzt auch den Verlust desselben empfinden mochte; denn war ein derartiger Umgang für einen gewissen Zeitraum auch von unberechenbarem Nutzen für den jungen Mann, so würde doch eine längere Fortsetzung dieses Umgangs das gestiftete Gute wenigstens zum Theil wieder vernichtet haben; ein solcher Charakter gleicht dem Gewürz, welches nur in mäßiger Anwendung ersprießlich ist, aber im Ueberflusse verderblich wirkt. Dies vermochte Göthe damals nicht einzusehen und er war über Behrischs Weggang eben so trostlos, wie über

den Verluſt der Freundinnen. Er ſah für den Augenblick wieder kein Heil für ſich, außer in einer gefährlichen Betäubung, worin er zu vergeſſen hoffte, was er verloren und es begann von neuem eine Periode wie jene, unmittelbar nach dem Bruch mit Annette, die er ſelbſt andeutet, indem er ſagte: „ich ſuchte meinen Fehler ſelbſt an mir zu rächen, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun — eine Tollheit, die ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen hat, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an dieſem (Aennchens) Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich nicht hier das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hilfreich erwieſen."

Die übeln Folgen jener Lebensweiſe ließen, wie die Folge zeigt, in der That nicht lange auf ſich warten, wenn auch das letztgenannte Heilmittel und überhaupt eine größere Hinnäherung zu der Kunſt und ernſtheitern Beſchäftigungen unſern Helden noch bald genug zu vernünftigerm Lebensgenuſſe zurückführte.

Es war Göthe zum Bedürfniß geworden, immer einen Bekannten oder Freund zu haben, dem er ſich beſonders anſchloß und mit dem er in täglichem Verkehr ſtehen konnte. Ein ſolcher Freund fehlte ihm

jetzt und er ließ es sich daher angelegen sein, die schmerzlich empfundene Lücke wieder auszufüllen. So gelang es ihm z. B. auch die Bekanntschaft eines Offiziers zu machen, welcher sich auf Urlaub in Leipzig aufhielt. Er war ein „wohlwollender, erfahrner Mann, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben hatte." Göthe liebte überhaupt Umgang mit ältern Personen und da er, trotz seiner Jugend, glücklich genug war, immer Leute zu finden, die bei reiferen Jahren und gründlicherer Erfahrung sich doch gern mit ihm befassen mochten, so war ihm jene Neigung äußerst nutzenbringend. Göthe erzählt unter anderm auch, wie er in den neuen Freund drang, ihm zu erklären, was Erfahrung sei. Schon früher hatte er, da ihm von ältern Bekannten Mangel an Erfahrung vorgeworfen wurde, dieselbe Frage an Behrisch gerichtet und dieser hatte ihm zuletzt, ganz seinem Charakter gemäß, geantwortet: „die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse u. s. w. u. s. w." Dem weiter in ihn dringenden und über die Possen verzweifelten Göthe hatte er dann ferner gesagt, „daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neusten und größten Schriftstellern gelernt, welche uns aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen

und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könnte.“ Der Offizier, der viel mit Göthe verkehrte und ihm auf Spaziergängen Gesellschaft leistete, gab dem Jünglinge einen kurzen Abriß seines vielbewegten, interessanten Lebens, gab ihm Schilderungen vom letzten Kriege, erzählte ihm von den Herrlichkeiten Augusts des Starken und des Grafen Brühl und wie der Held Friedrich wie ein Wetter zerstörend unter all die Pracht gefahren war. Als sich Göthe über jenen unsinnigen Genuß des Glücks erstaunt und über das sodann erfolgte Unglück betrübt zeigte, bedeutete ihn jener, „wie man von einem erfahrenen Manne geradezu verlange, daß er über keines von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle. Dabei bezeigte dann Göthe Lust, noch eine Weile lieber in seiner bisherigen Unerfahrenheit zu beharren, worin ihn jener bestärkte und recht angelegentlich bat, er möchte sich, bis auf Weiteres, immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen immer so viel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich ihm aufdringen sollten. Bei solcher Gelegenheit erzählte ihm nun Göthe auch jene possenhaften Phrasen Behrischs. Der Offizier schüttelte dazu lächelnd den Kopf und sagte: Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es

fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließ sich vielleicht ein Versuch machen." — Als Göthe in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heitern Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft."

Schon das Ergebniß der Erzählungen, die der Offizier zuvor zum Besten gab, war nichts anderes gewesen, „als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsre besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menschen halte." Der gute Mann mochte wohl das Trostlose fühlen, welches seine Worte auf den Jüngling haben mochten, und gutmüthig, wiewohl gewiß auch im Ernste, fügte er daher hinzu: „er selbst habe diese Grillen noch nicht ganz aufgegeben, und befinde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich."

Nachher ward er plötzlich schweigsam, als wär' er in alte Erinnernngen versunken und Göthe wagte vor der Hand keine neue Frage, denn er hatte Takt

und natürlichen Anstand genug, um bei all seiner Lebhaftigkeit nie zudringlich zu werden.

Nach einer Pause begann der Offizier wieder zu reden. „Glauben Sie, lieber junger Freund, man erwirbt Erfahrung selten auf angenehme Weise, es gilt meist herbes, schmerzliches Lehrgeld. Freilich meint gewöhnlich jeder, der das Schwabenjahr zurückgelegt hat, auch Erfahrung zu besitzen, aber das ist nicht wahr. Die Jahre an und für sich geben keine Erfahrung und der Umstand, daß einer so und so viel tausend Pfund Brod mehr gegessen hat als ein andrer, ein junger Mensch, will gar nichts sagen. Ich habe Greise genug gekannt, die bettelarm an Erfahrung waren und dagegen kannt' ich recht erfahrne Leute, die noch eine Strecke vom dreißigsten Jahre entfernt waren. Aber die Erfahrung, zerstörender als die Zeit, vernichtet unsre glänzendsten Illusionen, unsre herrlichsten Hoffnungen und man muß sehr reich an Liebe und ernstem gutem Willen sein, wenn sich letztere nicht durch die Erfahrung erschöpfen und aufzehren sollen. Darum sprach ich selber von meinem „Wenigen" Glaube und Liebe — denn die alte Gluth ist mir doch vernichtet worden, so gut ich es auch meinen mag."

„Ich war jung," fuhr er fort, „und so reich an Illusionen, als es die Jugend nur sein kann. Aber all meine weitaussehenden jugendlichen Pläne traten

eine Zeitlang in den Hintergrund, als sich die Liebe meiner bemeisterte. Sehr früh heirathete ich, nachdem ich kurz zuvor mein väterliches Gut übernommen. Ich fühlte mich damals sehr glücklich, nur konnte bei meinem feurigen Gemüth dies Glück keinen langen Bestand haben, denn in dem ruhigen häuslichen Zustande, in welchem ich jetzt leben mußte, erwachten die alten Träume, der alte Thatendrang mit neuer Macht und ich mußte mich am Ende um so unbehaglicher fühlen, als ich es doch nicht über mich gewinnen konnte, mein gutes und von mir wahrhaft und innig geliebtes Weib mit einem Geständniß dessen zu beunruhigen, was mir das Glück ihres Besitzes verleidete, nach welchem ich gleichwohl zuvor so eifrig getrachtet und dessen Erlangung ich mit Bekämpfung mancher Schwierigkeiten und bedeutender Hindernisse bewirkt hatte. Ich nahm mir fest vor, sie nichts von meinem Unbehagen empfinden zu lassen, ich machte nach wie vor die glücklichste Miene von der Welt, lächelte in den Fesseln, die ich mir in jugendlichem Unbedacht angelegt, während ich mich im Stillen durch die Sehnsucht nach einem andern regern und thatenvollern Leben abhärmte. Wie schwer lasteten nun die einst freiwillig und freudig gewählten Ketten auf mir, wenn ich, wie es fast täglich geschah, in meinen Träumereien von großer Zukunft geschwelgt hatte und plötz-

lich durch die Wirklichkeit daraus erweckt wurde. Wie ein Sünder kam ich mir vor und mein Gewissen machte mir Vorwürfe, wenn ich mein Weib liebevoll umarmte und gleichwohl dabei dachte, daß Alles noch anders hätte kommen sollen, und daß mein Leben und Streben nun doch ein verfehltes sei. Da brach plötzlich der Krieg wieder aus, Alles gerieth in Aufregung und mein Unglück wurde vollständig. Während sie Großthaten verrichten, dachte ich, während die Völker auf den Schlachtfeldern ringen und die ganze weite Welt in Aufruhr geräth, sollst du in dem sogenannten häuslichen ruhigen Glück auf dem Winkel sitzen, der Kriegslärm und das Rauschen gepflückter Lorbeern soll nur wie aus der Ferne und höhnend zu dir dringen, du sollst in feiger Ruhe zuschauen und dich nicht mit in das herrliche Getümmel stürzen dürfen! Ich gerieth in Verzweiflung bei solchen Gedanken und vermochte mich bald nicht mehr zu verstellen. Die innere Unruhe, die sich nicht mehr bergen ließ, erregte die Aufmerksamkeit meiner Frau und sie drang wiederholt in mich, ihr zu entdecken, was mich in diesen Zustand versetzte. Nach langem Schwanken und Zögern gestand ich ihr endlich meine unbezähmbare Sehnsucht, und so ungern sie es auch thun mochte, sie sah sich zuletzt genöthigt, nachzugeben. Ich nahm Kriegsdienste. Da war ich nun auf ein Feld gerathen,

wohin ich mich lange und leidenschaftlich gesehnt hatte und ich sollte weiter nichts darauf ärnten als die Erkenntniß, daß es wiederum eine bloße Illusion gewesen war, die mich dahin geführt hatte. Während ich mich fern von der Heimat auf dem blutigen Schlachtfeld bewegte, wurde mein Gut von den Feinden verwüstet, meine Habe vernichtet; ich lag schwer verwundet darnieder, als ich die Kunde von der bedrängten Lage und Erkrankung meiner Frau erhielt. Kaum war ich so weit genesen, um das Lager verlassen zu können, da ereilte mich die vernichtende Nachricht von ihrem Tode. All' dieses Unglück hätt' ich, wo nicht verhüten, doch mildern können, wenn ich daheim geblieben und meine nächsten Pflichten erfüllt hätte. Ach, in jenen Augenblicken fühlte ich mich von allen eitlen Illusionen geheilt, aber ich fühlte mich auch elend. Mit Gleichmuth, mit dem Gleichmuthe der Verzweiflung wohnte ich nun den folgenden Kriegsscenen bis zum Schlusse des Hubertusburger Friedens bei. Mein Vermögen war vernichtet, an Erstattung nicht zu denken, und ich selbst stand nun vereinzelt, vereinsamt in der Welt. Es hat lange gewährt, bis ich die Ruhe errungen habe, die Sie jetzt an mir bemerken mögen, aber es ist auch eine schwer errungene Ruhe. Das Liebste, das Theuerste hab' ich opfern müssen; was ich hoffte und wünschte zerfloß in Luft und was ich besaß, ging

verloren. Das iſt unſer Unglück, daß wir das Glück immer ferne ſuchen, daß unſer Blick über all' das Herrliche, was uns oft nahe liegt, ja was wir unſer nennen, hinausſchweift, und ſehnend nach Luftgebilden ſchweift, die entſchwinden, wenn wir ihnen nachjagen, wenn wir ſie zu ereilen wähnen."

„Aber ſind Alle ſo unglücklich und muß es immer ſo ſein?" fragte Göthe.

„Alle Sehnſucht, alles Streben, was über das Nächſte geht," antwortete der Offizier, „muß ſolche Enttäuſchungen erfahren. Nur wer mit dem engen Leben zufrieden, kann davon frei ſein; die Andern erleben Enttäuſchung auf Enttäuſchung und das Ergebniß, die traurige Frucht vieler Enttäuſchungen, die ein verſtändiger Geiſt am Ende ärntet, nennt man eben Erfahrung. Je erfahrner, um ſo weniger Täuſchungen ausgeſetzt. Wer das Leben recht genießen will, Freund, ſoll nur keine Minuten und Stunden zählen oder nach Jahren rechnen: — unſer iſt der Augenblick und — die Ewigkeit."

4.

Göthe hatte seit einiger Zeit Zeichenunterricht bei Oeser genommen und der Einfluß dieses Mannes, so wie manch' andrer Kenner und Liebhaber der Kunst äußerte sich sehr wohlthätig auf die Geschmacksbildung des Jünglings, der, je weniger er die eigentlichen Zwecke seines Aufenthalts in Leipzig im Auge behalten hatte, um so eifriger seinen besondern Liebhabereien nachging. Noch spät erinnerte er sich stets mit Liebe an die auf solche Weise verlebten Stunden: Personen und Localitäten blieben ihm stets lebhaft gegenwärtig — so besonders Oeser und dessen Wohnung; dieser hatte, als Director der Zeichenacademie, einen Theil des Schlosses Pleißenburg inne, wo eine enge, hohe Wendeltreppe zunächst nach einem langen düstern Gange führte, zu dessen rechter Seite sich Korn- und Vorrathsböden befanden, während hinter der Linken die Zimmer des Directors lagen, in welche man jedoch erst am Ende jenes Ganges den Eintritt fand. Ein Fremder, der zum erstenmale diese Räume besuchte, mußte überrascht sein, wenn er, nachdem er den langen dunklen Gang zurückgelegt hatte, die Reihe freundlicher Zimmer fand, die er hier am wenigsten vermuthete, und wenn derartige Räumlichkeiten schon an und für sich viel An-

ziehendes für ein junges Gemüth haben, so mußte dies um so mehr der Fall sein, als hier die Kunst durch einen ihrer völlig würdigen Priester gepflegt ward. Göthe schildert mit besonderer Liebe die Eindrücke, die ihm hier wurden, seine kleinen künstlerischen Versuche und die Personen, mit denen er bei solcher Gelegenheit in Berührung kam. Auch sein poetisches Talent fand dabei Nahrung, indem ihm die Zeichnungen, Skizzen u. s. w. die er zu sehen bekam, Stoff zu manchem kleinen Gedichte gaben. Der Namen Winkelmann, Lessing, gedenkt er mit Rücksicht auf jene Zeit besonders, und vorzüglich bezeichnet er das Erscheinen von Lessings Laokoon als epochemachend auch im Kreise seiner nächsten Umgebungen. Bezeichnend für jene Zeit, was die neue Richtung des Geschmacks betraf, ist auch der von Oeser gemalte Theatervorhang, wo bekanntlich die Figur Shaksspeares auf originelle Weise auftrat — „ein Mann in leichter Jacke ging zwischen den beiden (um Aristophanes und Sophokles versammelten) Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel des Ruhms los."

Bei so manichfacher Anregung ward endlich das Verlangen in Göthe geweckt, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken und er entschloß sich daher bald, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen. „Ich hielt," sagt er, „meinen Vorsatz vor

Jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte und, wie ich meinte, mich von niemand wollte irre machen lassen. Außer diesem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine so einfache Sache verwickelter."

Er hatte nämlich von Haus aus eine Abneigung, in einem Gasthause zu wohnen, und glücklicherweise fiel ihm ein Ausweg ein. Er entdeckte seinem Freunde, dem Kandidaten, den gefaßten Entschluß, und bat diesen um einen Brief an seinen Vetter, den Schuhmacher in Dresden.

Der gute Theolog hatte dazu wenig Lust. Erstens fürchtete er, obwohl er den guten Humor seines Dresdner Verwandten zur Gnüge kannte, denselben doch vielleicht mit dem vornehmen Gaste in Verlegenheit zu setzen, und sodann that er jetzt auch lieber alles andre, als schreiben, denn seinen immer schwächer werdenden Augen that jeder Buchstabe weh. Aber außer Göthe's Zureden war es auch sein Verhältniß mit Aennchen, was ihn zum Schreiben des verlangten Briefs am Ende doch vermochte; er wollte den jungen Freund nicht gern umsonst bitten lassen, weil ihm höchst überflüssiger Weise sein überzartes Gewissen immer noch zu sagen schien, daß er eine Art von Treubruch gegen jenen geübt habe.

Höchſt mühſelig brachte er den Brief zu Stande und Göthe, der ſeine übrigen kleinen Vorbereitungen bereits getroffen hatte, nahm Abſchied und ſaß nach wenigen Minuten im Reiſewagen. Jetzt, Dank der Dampfgelegenheit! nur wenige Stunden von Leipzig entfernt, war Dresden damals für den Unbemittelten noch eine fremde Region, denn dreizehn Meilen dehnte ſich der Weg bis dorthin. Ein Leipziger Bürger, der Dresden ſelber in Perſon beſucht und beſehn hatte, konnte in Geſellſchaft der andern, auf dem Burgkeller u. ſ. w., ſchon ein Wort mitſprechen, denn er war doch immer ein gereifter Mann, hatte die Reſidenz geſehn mit ihren Läufern und Heiducken, wußte was eine lange Brücke über die Elbe ſagen will und dergleichen mehr, der zwiſchen hier und dort liegenden Wunder gar nicht zu gedenken, z. B. der gefährlichen Wurzner Fähre, wo das Waſſer der Poſt nicht ſelten an Haut und Haar ging und wo nun freilich auch zwei feſte Brücken gebaut ſind. Alle dieſe Herrlichkeiten ſollte Göthe nun auch genießen, der in der „gelben Kutſche" die bedeutende Tour unternahm. Leider haben wir von derſelben auch nicht den Schatten eines Abenteuers zu berichten, was wohl weniger an der Reiſegeſellſchaft lag (denn unter dem, was ſich auf Landſtraßen bewegt, gibt es ja ſonſt immer reißende Wölfe in Schafsfellen), als vielmehr an Göthe ſelber, welcher von

den erwarteten und heißersehnten Kunstherrlichkeiten so sehr eingenommen war, daß er vorläufig für nichts andres Sinn hatte, auf nichts Achtung gab und am Ende der Fahrt gewiß nicht einmal mußte, wie seine Reisegefährten ausgesehn hatten und ob sie dem oder jenem Geschlechte angehörten. „Erst der Schuster und dann die Gemäldegallerie," so lautete für jetzt sein Katechismus, dessen Inhalt allein sich erfüllen mußte und sollte; an allem andern lag ja so viel wie gar nichts.

Angekommen in der Stadt des Kunstheils gab es zuerst also nichts zu thun, als, laut angegebener Adresse, die Wohnung des Schuhmachers aufzusuchen, und diese ließ sich glücklicherweise bald finden. Sie lag in der Vorstadt, in einem zwar hochgebauten aber dennoch unansehnlichen Hause, und zwar nicht nach vorn zu, mit Aussicht auf die todte einförmige Straße, sondern hinten hinaus, wo sich vor den Fenstern ein weiter, gartenähnlicher Hofraum breitete, dessen Hintergrund ähnliche Gebäude bildeten, von ähnlichen, d. h. armen Leuten bewohnt, wo die für nächsten Sonntag bestimmte Wäsche mit ihren Löchern oder frischgebesserten Mängeln vor den Fenstern trocknete. Diese und ähnliche kleine Besonderheiten zeigten sich später; vorläufig mußte sich natürlich Göthes Blick auf die vier Pfähle des Gastfreundes in spe beschränken — eine Schusterwerk-

ſtätte, wie ſie ſein ſoll und wegen deren Beſchaffenheit wir zwar auf kein Converſationlexicon und auf keine Raffs-Naturgeſchichte verweiſen können, die aber in der That vollkommen war, was altes und neues Leder, Weichwanne, Pfriemen, Glaskugel mit Galgen, Maaß, Draht, Schemel u. ſ. w. anlangt, und beſonders auch hinſichtlich des Meiſters und der Meiſterin (aus denen jetzt die ganze Hausgenoſſenſchaft beſtand) ſo wie des Nimbus oder Schuhwerkduftes, der die letzern in beſter Qualität umfloß. —

Da ſtand nun Göthe, grüßte ſo freundlich er konnte und überreichte den Brief, den Talisman oder die Springwurzel, deren Zauberkraft ihm das Schuſterherz öffnen ſollte.

Es iſt dem Schreiber dieſer Blätter tröſtlich und erfreulich, ja ein wahrer Triumph, hier wieder einmal wenigſtens theilweiſe Göthes Worte, wie dieſer ſie ſpäter ſelber dictirt hat, in Anwendung bringen zu können, und das ſoll denn auch, ſo viel thunlich, geſchehen.

Es währte einige Zeit, ehe der Schuſter ſeine Brille gehörig zurecht geſetzt und dann die mit halbblinden Augen geſchriebene theologiſche Handſchrift entziffert hatte. Dann ließ er die Hand mit dem Brief auf die übereinandergelegten Knie ſinken, ſchob mit der andern Hand die Brille auf die Stirn zurück,

und während Göthe, zwar offenen freien Blickes, aber doch fast wie ein Bittsteller vor ihm stand, sagte er:

„Ich sehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Christ seid.“

„Wie das, Meister?“ versetzte Göthe.

„Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr jener fort, „man nennt jemand so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“

Göthe bat um Aufklärung und jener sagte weiter:

„Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön und diese Nachahmung des Herrn ist löblich; Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Darin hatte der Mann nur freilich ganz recht, aber Göthe wollte es ja nicht anders haben und die Meisterin, die sich geschmeichelt fühlte, einen solchen Gast erhalten zu sollen, ärgerte sich im Stillen ein Bißchen, daß der Gemahl die eigene Häuslichkeit herabzusetzen strebte. Gleichwohl war sie allerdings

in einiger Verlegenheit, „wie ſie einen ſolchen Gaſt unterbringen und bewirthen ſolle.“ Aber der Schuhmacher war ein rechter Meiſter, der Kobolde nicht nur citiren, ſondern auch wieder bannen konnte, und ſeine wenn auch mitunter etwas hausbackenen, doch immer geſunden und ſchnurrigen Einfälle ſcheuchten alle Verlegenheit noch leichter, als dies Göthes Beutel that, welchen derſelbe der Hausfrau überreichte, um ſich des Inhalts beliebig zu bedienen.

„Ei, den Henker auch!“ ſagte der Schuhmacher, als er dies bemerkte, „ein Handwerk nährt ſeinen Mann und ſchafft auch allenfalls noch für einen zweiten und dritten Vorrath in den Brotſchrank — glauben Sie das, Herr, des Handwerks goldner Boden fehlt auch bei uns nicht, wenn das Gold auch nicht ſo ſehr funkelt und glänzt.“

„Nun,“ ſagte Göthe begütigend, „wär's auch nur, um das Waſſer in Wein zu verwandeln, ſo wird doch jedenfalls, da heut zu Tage keine Wunder mehr geſchehen, ein ſolch probates Hausmittel nicht am unrechten Orte ſein.“

„Laß den Herrn nur machen“ — ſagte die Meiſterin — „wir werden ſchon zufrieden mit einander ſein und der Herr wird zuletzt ſagen, daß wir unſerm Hauſe keine Schande gemacht haben.“

Göthe blieb nun da und ſprach, während die Frau in ihrem Gebiete doppelt und dreifach be-

schäftigt war, mit dem immer arbeitenden Meister ein Langes und Breites über tausend Gegenstände — der Jüngling hatte die glückliche Gabe, sich in die Anschauungsweise Andrer, auch minder Gebildeter, leicht versetzen zu können, während er auch solche Unterhaltung lehrreich für sich selbst zu machen wußte. So verbrachte er einen recht heitern Abend und der Schuhmacher mußte ihm Skizzen seines Wanderlebens vortragen — einfache Erzählungen, geschmückt nur durch die Späße und originellen Einfälle dieses Naturphilosophen.

Am nächsten Vormittag wurden nun zum erstenmale die Räume der Gemäldegallerie durchwandert — es war ein recht wohlthuender Wechsel zwischen Schusterwerkstätte und Kunsttempel. Einer nähern Schilderung des Eindrucks, welchen der letztere auf Göthe machte, enthalten wir uns füglich; aber wie jene Schätze auf ihn wirkten, zeigte sich schon, als er wieder beim Schuster eintrat, um das Mittagsmahl einzunehmen: — „er traute seinen Augen kaum: denn er glaubte ein Bild von Ostade vor sich zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Gallerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah er hier in der Wirklichkeit."

Auch für eine Abwechslung andrer Art sollte gesorgt werden. Göthe kam auf der Gallerie mit einem jungen Mann ins Gespräch, der einer Gesandtschaft anzugehören schien. Dieser lud ihn ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft versammeln und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Göthe kam bei Zeiten an den bestimmten Ort, wo er indeß eine ziemliche Weile warten mußte, ehe sich die übrige Gesellschaft einfand. Endlich erschienen die Gäste und auch der neue Bekannte, durch welchen Göthe den übrigen vorgestellt wurde. Dies geschah im allgemeinen; nur einem der anwesenden, einem jungen Manne, der ein fabelhaftes Quantum Selbstgefälligkeit aber nicht minder Freundlichkeit im Gesichte trug, wurde der Gast aus Leipzig einzeln und insbesondere vorgestellt: und zwar von Seiten des Vorstellenden mit einem Ernste und einer Würde, worüber Göthe erstaunt sein würde, hätte er nicht im nämlichen Augenblicke bemerkt, daß der Schalk hinter dem feierlichen Wesen lauerte. Bei Tische gaben sich die Meisten offenbar Mühe, jenem jungen Herrn ihre besondere Verehrung eifrigst an den Tag zu legen. Er wurde nicht ein einzigmal roth vor Bescheidenheit und Verlegenheit — in letztere schien er nun einmal nicht gerathen zu können und die

erstere ist ein viel zu gemeines Gefühl für einen gebildeten jungen Mann, der bereits seit ein paar Jahren die Kinderschuh ausgezogen hat und sieben Meilen über das Weichbild seiner Heimat gekommen ist. Der gegenwärtige Herr wurde auch nicht roth vor Freude und Stolz über die ihm gebrachten Huldigungen — rothwerden ziemt überhaupt nur für Leute, die noch den Flegeljahren angehören und in diesen standen schon damals nur die jugendlichen Personen, zu denen unser Herrchen bei Leibe nicht gehören mochte. Heut zu Tage gibt's nur noch ausnahmsweise Jugendliche — in er Regel nur Kinder und Alte, die gemüthlichen Flegeljahre werden zur Fabel und nur Flegelei stirbt nicht aus. Es ist dies eins von den tausend Problemen der Neuzeit.

Das im Bewußtsein seines Werthes strahlende Gesicht des Gefeierten verdunkelte sich erst dann, als sich das Gespräch der Gesellschaft auf einen andern Gegenstand zu wenden schien, er wollte nun einmal die Aufmersamkeit allein in Anspruch nehmen. Einer der Anwesenden zog nämlich ein Papier aus der Tasche, worauf ein Gedicht stand, welches er bei einem Freunde abgeschrieben hatte, weil es gar zu trefflich war. Leider kannte man den Verfasser der schönen Verse nicht, welche an eine geliebte Dame gerichtet waren. Der Inhaber bat die schon etwas bezechte Gesellschaft, das Poem vortragen zu dürfen und

erhielt die Erlaubniß gern. Er las und mußte hinter jeder Strophe eine Pause machen, um den Zuhörern Zeit zu Ausbrüchen ihrer Verwunderung zu geben, während die meisten an unterdrücktem Lachen fast zu ersticken drohten. Endlich war das halb verrückte Machwerk zu Ende gelesen und allgemein sprach sich das Bedauern aus, daß man den Verfasser nicht namentlich kenne. Da öffnete der junge Herr, der am andächtigsten unter allen zugehört hatte, den Mund und beglückte die Andern mit der Nachricht, daß er selber der Dichter sei — das Vorgelesene war eins der kleinen Kunstwerke, wie er sie täglich zu Dutzenden aus dem Aermel schütteln könnte, wenn er Lust und vor allem Zeit dazu hätte.

Nun brach ein so lauter Beifallssturm los, daß die Lachlustigen unter dem Lärmen ihr Herz ungestört erleichtern konnten. Man bestürmte ferner den Helden um Auskunft wegen der Dame — aber er machte ein geheimnißvolles Gesicht, obwohl er nicht läugnete, daß sie seine Geliebte sei.

„Sie muß die ausgezeichnetste ihres Geschlechts sein, die die Aufmerksamkeit eines so trefflichen Mannes zu fesseln vermag," sagte Göthe's Bekannter, „und wir müssen sie leben lassen, füllen Sie Ihre Gläser, meine Herrn!"

Ein tobendes Vivat erscholl alsbald und die Gläser klangen an einander.

„Diese Gläser sind durch ein solches Lebehoch geheiligt und geweiht und ehe wir dulden, daß sie noch einem gemeinen Trunke dienen, zerbrechen wir sie!“ fuhr jener fort und alsbald warf jeder sein Glas hinter sich an Decke und Wand.

Göthe hatte natürlich längst eingesehn, daß der Zweck der fröhlichen Gesellschaft kein andrer war, als sich über den eingebildeten aber beschränkten Burschen lustig zu machen und er hatte sich daher gehörig in Acht genommen, daß man ihn nicht zum Gefährten jenes ersehen möchte.

Ein Exceß wie der mit den zerbrochenen Gläsern war zugleich Signal und Anfang zu völliger Ungebundenheit und die allgemeine Zielscheibe des immer derber werdenden Scherzes war wirklich so sehr beschränkt, um nichts zu merken. Dies mißfiel Göthen. Einen offenbaren Dummkopf zu hänseln erfordert so wenig Kunst, als einen Blinden stolpern zu lassen — und da sich nun, je mehr der Wein wirkte, Thorheit auf immer größere Thorheit häufte, nahm Göthe eine günstige Gelegenheit wahr, um sich aus dem Chaos zu retten und entfernte sich. Es war nah an Mitternacht, als er seine Wohnung erreichte, wo er die Thüren unverschlossen fand, während schon Alles zu Bette war. „Eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn sein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schal-

ken erblickte, von dem er sich nicht los machen konnte, so daß es ihm allen Schlaf vertrieb."

Während sich Göthe nun so an den Dresdner Kunstschätzen labte, einige neue werthvolle Bekanntschaften machte und mit dem Schuster disputirte, der ein Universalgenie war — Naturphilosoph, Darsteller lebender Bilder, neues Schuhwerk schaffend und Wunden des alten heilend — während all dem dachte man auch in Leipzig noch an Göthen. Von der Kuppel der Frauenkirche hatte er soeben die Stadt überschaut, von welcher viele Gebäude vom letzten Bombardement noch in Schutt lagen, und der Führer auf jenem Thurme hatte bedenklich laconisch gesagt: das hat der Feind gethan! — Göthe ging von da nach seinem Quartier und fand einen Brief vom Theologen. Der ängstliche Mensch zog es immer vor, das, was er zu sagen hatte, lieber mühsam zu schreiben — nur keine mündliche, peinliche Eröffnung! Er entdeckte Göthen, daß vor zwei Tagen seine förmliche Verlobung mit Aennchen stattgefunden habe, und diese Entdeckung hatte er sich viele Worte kosten lassen, die Einleitung, eh' er zur Sache kam, nahm allein eine große Seite ein. War nun für Göthe die ganze Angelegenheit auch längst abgethan gewesen, so wurmte ihn dennoch das Ganze jetzt und er vermochte den Rest von Eifersucht, den er empfand, nicht so leichthin abzuschütteln. Gut,

daß sein Dresdner Aufenthalt ohnehin zu Ende war — der Brief würde ihm alles vergällt haben, wie er ihm die letzten wenigen Stunden vergällte, die er noch bei seinem ehrlichen Schuster zuzubringen hatte. Ja dieser letztere sprach ihn gar nicht mehr so an, wie im Anfang, wie aus den Worten hervorgeht, womit er noch zuletzt seiner gedenkt: „er war geistreich und manichfaltig genug und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist, und von Andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.“ Das letztere heißt, Göthe war generös und bezahlte sie gut, aber hauptsächlich nur aus dem Grunde, um dem Freund Theologen und dessen Verwandtschaft durchaus nichts schuldig zu sein. — —

5.

Die Tage verfloſſen jetzt äußerlich ziemlich gleichmäßig, es ward ein ruhigeres Leben geführt, und und wenn auch kleine Exceſſe, wie ſie in den vorhergehenden Capiteln hier und da vorkamen, nicht völlig ausblieben, ſo übte man ſie doch mehr im Stillen und bemühte ſich auf alle Weiſe, den ſtrengen ſittenrichterlichen Umgebungen, die ihre Beobachteraugen immer ſcharf offen hielten, kein Aergerniß zu geben. Auch machte ſich ein bedächtigeres Leben um ſo mehr zur Pflicht, als ſich ſchon einige Symptome zeigten, daß die Geſundheit einigermaßen erſchüttert und jedenfalls Vorſicht rathſam ſei.

Alle äußern Verhältniſſe waren von der Art, um gleichmäßigen und geregelten Lebensgang zu begünſtigen und vorzüglich trug dazu bei die Bekanntſchaft mit der Familie Breitkopf, mit dem Kupferſtecher Stock und andern mehr oder minder namhaften Perſonen. Alles dies jedoch hat Göthe ſelber ſchon ausführlich und genügend berichtet und wir haben uns hauptſächlich nur an das zu halten, was Wahrheit und Dichtung kärglich oder gar nicht erwähnt — zum Theil vielleicht aus Gründen, die wir höchſtens ahnen können. Der Titel Wahrheit und Dichtung iſt überhaupt ein ſo zweideutiger, wie

nur einer; — das gleicht einem Fuchsbau, wo mehr als ein Ausgang offen gelassen ist. Aber du lieber Gott, was verlangt man auch von einer Erzählung! ist doch unser trockenes Leben nicht einmal Dichtung und Wahrheit, sondern nur Dichtung und Lüge! —

Es vereinigte sich gar viel, um Göthe's körperlichen Organismus in Unordnung zu bringen und somit auch den geistigen — schweres Blut, düstre melancholische Stimmung und folglich ein höchst unbehaglicher Zustand waren die nächsten Erscheinungen.

So recht verstimmt und voll hypochondrischer Grillen, die aufs höchste gestiegen waren, saß Göthe an einem — nur für ihn nicht — schönen Tage auf seinem Zimmer und blätterte in dem von Behrisch abgeschriebenen Liederbuche. Sein Blick fiel zufällig auf folgende in besserer Stimmung einst geschriebene Verse:

Es führt den besten Lebenslauf
Die Tanne, schlank und kühn:
Sie strebt so frei zum Himmel auf,
Gradaus und immergrün.

Mag auch im Bergwald jeder Baum
Sich um den Vorrang mühn —
Sie wächst zum freien Aetherraum
Gradaus und immergrün.

O, könnt' ich wie die Tanne sein
Und auch so fröhlich blühn:
Bei Winterſturm und Sonnenſchein
Gradaus und immergrün!

Ach, das ſtimmte ſo wenig mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zuſammen! Er ſeufzte tief und ſchlug mehrere Blätter um, wo ihm ein andres, auch ſchon halb vergeſſenes Gedicht in's Auge fiel:

Träume nur von ſtolzer Kraft,
Die nichts Fremdes meiſtern kann —
Ach! du träumteſt keinen Traum,
Der nicht ſchon in Luft zerrann.

Denn es iſt das Menſchenherz
Einer Harf' im Winde gleich:
Bald iſt Sturm die Außenwelt,
Bald ein Frühlingsathem weich —

Selten ruht ſie ganz. Das Herz
Lacht und zittert, tönt und klingt,
Bis der letzte Ton verhallt,
Wann die letzte Saite ſpringt. —

Er ſchlug das Heft zu, warf ſich aufs Sopha, ſchloß die Augen, und hing ſeinen düſtern Gedanken nach. Er entſchlummerte und erwachte wieder, ohne recht zur Beſinnung zu kommen, bis er in einen feſtern Schlaf ſank, wo ihn phantaſtiſche Traumbilder wahrhaft quälten. Es war zuletzt eine furchtbare,

entsetzliche Erscheinung, ein Unbegreifliches, wovon ihm später nur eine dunkle Ahnung blieb, keine deutliche Erinnerung, was ihm der Traum brachte — da erwachte er mit einem heftigen Blutsturz. Er vermochte noch, sich emporzuraffen und den Nachbar zu wecken. Es war spät in der Nacht, aber die Umgebungen wetteiferten, dem Erkrankten Beistand zu leisten, an dessen Aufkommen man mehrere Tage zweifeln mußte.

Langsam erfolgte die Genesung und obwohl sich nun erst noch ein anderes Uebel zeigte, worüber sich Göthe selber nie recht deutlich ausgesprochen hat und was dem jungen Manne noch lange Zeit viel zu schaffen machen sollte, so hatte sich durch jene Revolution seine gesunde Natur doch geholfen und während er sich allmälig erholte, kehrte auch eine größere, lang' entbehrte Heiterkeit des Geistes zurück, wozu die herzliche Theilnahme befreundeter Personen nicht wenig beitrug.

So verflossen ihm nun die Tage und Wochen, obwohl er noch immer an seinem Uebel litt, doch erträglich und ein Mann war es vorzüglich, der sich in dieser Zeit Göthe's aufs Freundschaftlichste annahm und dessen er noch später dankbar erwähnt. Es war Langer, nachher Bibliothekar in Wolfenbüttel, damals der Nachfolger Behrischs als Hof-

meister des jungen Grafen. Ihm war geradezu zur Bedingung gemacht worden, keinen Umgang mit Göthe zu pflegen, aber gerade dieser Umstand hatte ihn begierig gemacht, „ein so gefährliches Subjekt" kennen zu lernen. Dies geschah mit gehöriger Vorsicht, und bald entwickelte sich zwischen beiden das freundschaftlichste Verhältniß — dieses charakterisirt Göthe selbst in einem allgemeinen Satze: „das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren."

So kam unter Freud' und Leid, letzteres immer durch Langers trostreichen Zuspruch, wo nicht gehoben, doch gelindert, die Zeit heran, wo Göthe Leipzig verlassen sollte, um vorläufig die Heimat wieder zu besuchen, nämlich der Herbst des Jahres 1768.

Es war schon spät Abends, als Göthe mit seinem Freunde von einem Spaziergange nach der Stadt zurückkehrte, denn aus den angegebenen Rücksichten durfte es Langer nur des Abends wagen, mit Göthe auszugehen. Sie waren langsamen Schrittes bis zu einem Hause gekommen, welches Erinnerungen in Göthe erweckte, denn es war das nämliche, welches Karoline in ihren bessern Tagen bewohnt hatte, das Haus des verstorbenen Stein.

„Hier muß ich diesmal Abschied von Ihnen nehmen," sagte Langer, „in diesem Hause wohnt die Freundin, die Sie schon einigermaßen aus unsern Unterhaltungen kennen."

„Ihre Geliebte, in diesem Hause?" fragte Göthe zerstreut. „Ach, das ist ein Unglückshaus!"

„Ich will nicht hoffen!" erwiederte der Andre lächelnd. „Für mich hat es sich zeither als ein Haus des Glücks bewährt."

„Ich war in Gedanken versunken, verzeihen Sie" — sagte Göthe, noch immer zerstreut, indem er dem Freunde die Hand drückte, der nun grüßend in dem Hause verschwand.

Göthe blieb noch stehen und sah zu den Fenstern empor, wo er sie zuerst gesprochen hatte; sie waren hell; Andere, Glückliche wohnten jetzt dort, die viel-

leicht nichts davon wußten, wie kurz zuvor an derselben Stätte eine Familie den grellen Wechsel des Glücks erfahren hatte.

„Wen suchen Sie noch da oben, junger Herr?“ fragte jemand den in Gedanken versunkenen. Es war die Wahrsagerin, welche vor ihm stand und ihn beobachtet hatte.

„Ich weiß, daß Sie recht viel verloren“ — sagte sie, sobald sie sich erkannt sah. „Aber lassen Sie das gut sein, Sie werden Karolinen wiedersehen über lang oder kurz, gleichviel. Nur immer ruhig — das Schicksal geht seinen Gang, wir verlieren täglich und gewinnen täglich und bei der Spielbank des Lebens ist das Gute, daß sie sich nie sprengen läßt, das Spiel wird nie unterbrochen, außer wo der Tod einen Querstrich macht; nun, wer da stirbt, mag die andern nur weiter spielen lassen. Ruhig ist immer die Hauptsache, kalt, ohne Hast und Gier. Soll ich Ihnen ein Mehreres über Karoline und Ihre Zukunft sagen? Sie lieben sie noch, ich weiß das — es hat sich kein anderes Liebchen zwischen Sie und Karoline gedrängt. Wollen Sie zu mir kommen?“

„Nein,“ antwortete Göthe. „Ich bin nicht mehr begierig nach Neuigkeiten und was mir die Zukunft bringen soll, mag immerhin zu seiner Zeit kommen.“

„Ueberraschung thut auch nicht gut — aber wie Sie wollen. Sie werden sie wiedersehn und dann vielleicht nicht gern. Ich wär' Ihnen gern dienstfertig gewesen, wie Sie's mir gewesen sind. Man sollte nie ein freundlich Anerbieten verschmähen — gute Nacht."

Mit diesen Worten verschwand sie. Göthe bedachte sich einen Augenblick, dann eilte er der Alten nach, um doch ihre wunderlichen Prophezeiungen noch zu hören. Aber er konnte sie nirgends mehr sehen. Die Straße war plötzlich sehr lebhaft geworden, Volkshaufen drängten nach dem nächsten Thore zu und der alte Ruf der Studenten zu Schutz und Trutz — „Bursche 'raus" — erschallte durch die Straßen. Es war weiter nichts, als daß einige überlustige Musensöhne Händel mit den weiland berühmten Leipziger Stadtsoldaten, (welche 1830 — wie manches Andre unter den schwachen Nachklängen der Julirevolution — abgeschafft wurden), gesucht hatten. Die oft verhöhnten Veteranen hatten sich diesmal tapfer gehalten und der stattgefundene Kampf gab Stoff zu dem Tagesgespräche im lieben Städtchen, wo sich alsbald Parteien für und wider bildeten.

Göthe war noch dabei, als die beleidigte akademische Jugend an einem der folgenden Abende einem

ihrer hochgestellten Widersacher die Fenster einwarf — am nächsten Morgen aber fuhr er zum Ranstädter (jetzt Frankfurter) Thore hinaus, der alten Heimat entgegen. „Jemehr ich mich," schrieb er selbst, „nun meiner Vaterstadt näherte, destomehr rief ich mir, bedenklicher Weise, zurück, in welchen Zuständen, Aussichten und Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte."

Fünfter Abschnitt.

1.

Der Aufenthalt in Frankfurt — im Winter von 1768 bis 1769 — hatte bei manchen Annehmlichkeiten des Mißlichen gar viel. Das Mißlichste war jetzt endlich überstanden — die Krankheit. Es mußte damals eine schönere Zeit sein als jetzt, denn als es gefährlich mit dem Kranken geworden war, hatte der Arzt sich nicht, wie heut zu Tage, darauf beschränkt, mit dem Kopfe zu schütteln, während er im Stillen den Leidenden aufgibt und bei sich überschlägt, wie viel Friedrichsdor er wohl für seine Bemühung in Anspruch nehmen könne — nein, er hatte vielmehr geäußert, daß er noch ein wunderbares, zuverlässiges Mittel, ein geheimnißvolles Salz besitze, was aber nur im äußersten Falle anzuwenden sei. Der äußerste Fall war eingetreten, das Salz war eingenommen worden und Göthe befand sich nun endlich wieder so ziemlich wohl.

Er machte einen Gang durch die altbekannten Straßen seiner Vaterstadt, wo ihm gleichwohl so

Manches fremd geworden war; aber als er jetzt um eine Ecke bog, stand mit einemmal ein Mann vor ihm, dessen Gesicht ihm sehr bekannt vorkam. Jener erkannte auch ihn und rief froh überrascht:

„Ei, alle Wetter! Herr Göthe! haben wir endlich die gute Musenstadt quittirt, sind wohl gar schon ins Philisterium eingezogen? Nun, das thut einer Christenseele doch wohl, wenn man in der Fremde einen Freund wiederfindet! Wie geht's und wie steht's im übrigen? daß mein lieber Papa das Zeitliche gesegnet, hab' ich leider schon erfahren, ebensogut, als daß er nicht besonders viel des Zeitlichen mehr zu segnen hatte. Aber was macht meine liebe Schwester, von der ich seit lange kein Wort mehr vernommen habe?"

„Ich kann in der That ebensowenig Auskunft geben, lieber Stein!" antwortete Göthe, der nicht wußte, sollt' es ihm lieb oder unlieb sein, daß er diesen Bekannten hier so unvermuthet traf. Er konnte sich dabei nicht enthalten, einige leise Vorwürfe hören zu lassen, daß jener die Seinen so rücksichtslos hatte verlassen können.

„Liebster, Bester!" entgegnete Stein, „das hatte nun so seine besondern Gründe, die mich dazu zwangen und die ich doch nicht gerade aussprechen kann. 's hat mir weh genug gethan und wurmt mich noch diesen Augenblick entsetzlich. Ich fand ein leidliches

Unterkommen — ich begleitete einen jungen Herrn von Stande auf Reisen, den ich erst unlängst verlassen habe. Ich halte mich nun für den Augenblick hier auf, um eine neue Stellung abzuwarten, und das kann ich in Geduld, denn ich bin mit ziemlichem Gelde versehn, wenn auch nicht gerade überflüssig. Wir haben hoffentlich jetzt beide gute Zeit, Brüderchen, und könnten uns gemeinschaftlich ein bißchen so in den Tag hinein erlustigen. Ich habe leider hier noch wenige Bekanntschaften."

„Und ich ihrer zu viele!" sagte Göthe. „Aber ich beschränke mich auf wenige Freunde und suche im übrigen die Einsamkeit, ohne ein Vergnügen zu verschmähen, was mir entgegenläuft. Jetzt wollt' ich aber einem entgegenlaufen und zwar einem kindischen. Doch das ist natürlich; ist man von harter Krankheit genesen, so fühlt man sich wie neugeboren und liebt auch kindliche Unterhaltungen."

„Nun, zum Beispiel?" fragte Stein.

„Begleiten Sie mich," sagte Göthe. „Wir haben hier nicht weit, sind gleich vor der Stadt und in der nächsten Dorfschenke ist, wie ich höre, ein Puppentheater — da wollen wir einer Vorstellung beiwohnen."

„Von Herzen gern Alles, — aber warum gerade zu dem Possenspiel? Und wir haben noch eine Stunde bis dahin zu laufen" —

„Was schadet das? es ist der angenehmste Weg, das Wetter so gut, als es die Jahreszeit uns immer geben kann und jedenfalls finden wir köstlichen Spaß."

„Ja doch, alles recht gut. Aber die Geschichte wird doch gar zu läppisch für uns sein. Sollten wir unser Wiedersehn nicht würdiger feiern, lieber Göthe?"

„O, das können wir zur Gnüge! aber ich habe nun einmal ein besonderes Verlangen nach jenen Possen. Mich erquickt manchmal dergleichen recht von Grund aus. Gehen wir hin."

„Ach, Sie bestehen darauf und mir thut wahrlich leid, daß ich beim besten Willen nicht kann. In der Stunde hab' ich einem Bekannten ein Rendezvous hier in der Stadt zugesagt. Die Sache ist von Belang, Sie sehen wohl, ich muß hier bleiben. Thun Sie dasselbe und leisten Sie mir Gesellschaft."

Stein war früher gern bei Allem gewesen, was man ihm auch vorschlagen mochte und Göthe wunderte sich, daß er sich heute so eigensinnig weigerte. Indeß beharrte er selber auf seinem Vorsatze und jener bestimmte einen Ort, wo sie des andern Tages einander treffen wollten. So schieden sie, indem sich Göthe auf den Weg nach dem nahen Dorfe begab.

Dort sah es lebendig in der Schenke aus, denn ein verwachsener Mensch in Uniform, d. h. in einem alten bunten Bedientenrock, trompetete vor der Thür bereits die ganze Dorfschaft zusammen, die sich auch schon, zumal in ihren jüngern Gliedern, zahlreich eingefunden hatte. In der Gaststube zu ebener Erde wimmelte es von Gästen, die sich in Erwartung des bessern was noch kommen sollte, schon gütlich thaten. Das Theater war über ihren Häuptern, nämlich oben auf dem Tanzsaale, aufgeschlagen, sollte aber erst nach einer langen Stunde eröffnet werden. In einem Winkel dieses Gastzimmers saß die Frau Directorin und flickte einen Teufel, und die Jugend drängte sich draußen am Fenster, um das defekte Ungethüm schon im Voraus zu sehen, welches die geheimnißvolle Komödiantenmutter jetzt über den Knien liegen hatte.

Göthe, der sich in ihrer Nähe gesetzt hatte, studirte eifrig das Gesicht der Alten, die ganz aussah, wie die Großmutter des Geschöpfs, welches sie jetzt ausbesserte. Er mußte dies Weib bereits gesehn haben, aber wo? Endlich glaubte er sich zu besinnen — ja, es war die ehrbare Haushälterin des wackern Herrn Greif in Leipzig! Er rückte näher, um sich des Weitern bei der Künstlerin zu befragen. Die Stunde war aber nun bereits abgelaufen, sie hatte die letzten Stiche an dem schwarzen Satan gethan

und erhob sich jetzt, Zunge und Ohren noch einmal zupfend, um deren Festigkeit zu prüfen. So mußte sich der Künstlerfreund für den Augenblick den Genuß einer Unterredung versagen, gab jedoch die Hoffnung nicht auf, seine Absicht im Laufe des Abends zu erreichen.

Der mißgestaltete Trompeter draußen machte einen Heidenlärm, Alles drängte die wackelige Treppe nach dem Tanzsaal hinauf, wo die Dorfjugend vor dem geheimnißvollen Vorhang kniend und liegend schon Posto gefaßt hatte. Göthe, der sich den Genuß möglichst verdoppeln wollte, nahm eine von allen andern verachtete Stelle zur Seite ein, wo er, während ihm vom Stück selbst wenig entging, doch auch deutlich wahrnehmen konnte, was hinter den Kulissen zwischen den Lenkern der spielenden Puppen vorging. Seine Aufmerksamkeit sollte bald getheilt werden. Das Stück war so merkwürdiger Art, daß es ihn in Verwunderung setzte, und andrerseits gab es hinter den Kulissen auch noch viel für ihn zu hören, was er nicht geahnt hätte. Es war Zwischenakt; das Publikum plauderte und war geräuschvoll genug, daß die Leute hinter der Bühne auch ungestört und laut sprechen konnten.

„Sie müssen sich das ein für allemal abgewöhnen," sagte die unwillige Stimme der Directorin, „Sie müssen sich's abgewöhnen. Jetzt hab' ich noch nicht

Zeit gehabt die Einnahme zu zählen und ich komme ganz gewiß zu kurz, wenn ich jetzt schon Ihnen daraus vorschieße."

„Vorschieße!" entgegnete eine andre, aber männliche Stimme. „Unverschämtes Weib, gehört nicht von Rechtswegen Alles mein? Wo ist die Rede von Vorschießen? hab' ich nicht die Stücke geschrieben, die das Geld einbringen? was hättest du mit den Paar Puppen und Lappen anfangen wollen ohne mich?"

„Mit einem Worte — es geht nicht, Herr Stein!"

„Fels — Herr Fels heiß' ich hier, daß dich das Donnerwetter mit deinem Stein!" unterbrach sie die männliche Stimme zornig, welche Göthe jetzt sehr wohl erkannte und die dann fortfuhr: „Gib mir sogleich, was ich verlange oder ich nehme das Stück weg, dann sieh zu, wie du weiter spielst und wie du die Leute draußen befriedigen willst."

Vermuthlich hatte der Sprecher das geschriebne Schauspiel bereits ergriffen, welches die Alte nicht entbehren konnte: denn sie wurde nachgibig, Göthe hörte Geld klimpern und wie sich der tyrannische Theaterdichter entfernte. Gleich darauf begann ein neuer Akt, und in den folgenden Zwischenakten schien die Alte allein zu sein, denn sie murmelte nur halb-

laute Selbstgespräche, wovon der Lauscher nichts verstehen konnte.

Das Spiel war zu Ende und das kunstgesättigte, aber nicht übersättigte sondern entzückte Publikum drängte sich wieder die Treppe hinab. Unten füllten sich noch einmal die Räume, denn jeder hatte Lust, bei einem Glase den Kritiker zu machen. Gegenüber dem gemeinen Gastzimmer befand sich ein zweites kleineres, welches ausschließlich für Honoratioren berechnet schien und in dieses begab sich auch Göthe. Er setzte sich an den einzigen langen Tisch an's untre Ende; das obere war bereits von drei oder vier andern Herrn eingenommen, die in hitzigem Streite mit einem fünften begriffen waren — mit Stein.

„Wir haben's Ihnen offen gesagt, wir mögen Ihre Gesellschaft nicht" — sagte einer der Gäste. „Läugnen Sie, wie Sie wollen, Sie sind kein andrer als der Genosse der alten Komödiantin, und solche fahrende Gesellen können wir unter uns nicht brauchen."

„Er hat jetzt nur den falschen Bart abgelegt, den er trägt, wenn er den Kopf einmal durch die Kulisse stecken muß" — sagte ein Andrer, „aber man erkennt doch den Patron ganz gut."

„Sie beleidigen mich, meine Herrn!" entgegnete Stein höchlich erzürnt. „Glücklicherweise ist da eben

mein Universitätsfreund, Herr Göthe, gekommen — der wird bestätigen, daß ich der bin, als der ich mich nannte, und Sie werden mir die schuldige Genugthuung geben müssen."

Göthe, den einer der Anwesenden oberflächlich kannte, sah sich in die ihm unangenehme Nothwendigkeit versetzt, jener halb indirekten Aufforderung Genüge zu thun.

„Nun, das wär' Alles recht gut," sagte nun der erste Sprecher; „aber der Gefährte der Alten ist er jetzt doch. Ein Mensch, der mit Drahtpuppen im Lande umherzieht — Pfui Henker!"

Stein fuhr wüthend empor und Göthe hatte diesmal nicht Lust, das Ende des Streits abzuwarten. Er ging, die andern leicht grüßend, hinaus und war froh, als er die Thür hinter sich hatte.

Draußen sah er die Alte und eilte ihr nach. Sie ging nach der Küche, wo sie sich selber am großen Heerde ein Abendbrot bereiten wollte und dort stellte sich Göthe ihr zur Seite und fragte, wie in aller Welt sie den Herrn Greif habe verlassen können.

„Ei, lieber Herr, den Herrn Greif verlassen!" sagte sie, „das wurde mir so schwer eben nicht, denn des Lebens konnte da doch Eins nicht froh werden. Hätt' ich freilich denken können, wie mirs hernach noch viel schlimmer ergehen sollte, so hätt' ich das Bißchen Ungemach lieber noch bis an's Ende ertragen."

„Der alte Herr," fuhr sie fort, „der Gauner sollt ich vielmehr sagen, Gott verzeih' mir die Sünde! hatte einen schlechten Streich begangen und wurde zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt. Die Herrn vom Gericht hätten ihn lieber zeitlebens ins Zuchthaus setzen sollen, das wär' das Beste gewesen. Er gab mir himmlisch gute Worte, sein Haus und seine Geschäfte zu versehen, während er nicht da sein konnte; denn freilich wollt' er die einträgliche Kundschaft nicht unterdessen anderswohin laufen lassen und ich war doch das einzige Wesen, was er in sein Geschäft gehörig eingeweiht hatte. Aber ich sagte: Gott soll mich behüten, ich mag mein Leben hier nicht länger verkümmern! Und so nahm ich meinen Abschied und es kostete Mühe genug, daß ich meinen lange rückständigen Lohn noch von ihm herauskriegte. Das war gerade beim Anfang der letzten Ostermesse. Greif hatte mir das Puppentheater, das er einmal einem armen Teufel abgepfändet, als Zahlung mit aufgehängt, denn er that immer, als hätt' er kein baares Geld. Nun riethen mir gute Freunde, die Geschichte zur Messe sehn zu lassen und die Noth zwang mich am Ende wirklich zu dem unchristlichen Gewerbe. Du lieber Gott! ich bete jede Nacht, daß mir's einmal dort oben nicht zu hoch angerechnet werde, daß ich hier Komödie spiele mit Teufeln und bunten Puppen. Aber die Sache brachte mir doch gleich

einen hübſchen Thaler ein. Ich zog hernach fort, auf Märkte und in viele Städte und ernährte mich recht hübſch. Da war ich nun auch im Sommer auf der Naumburger Meſſe und hatte ein ſchönes Geld eingenommen. Ich konnte zuletzt wohl vierzig Thaler beiſammen haben — ich hatt' es noch nicht einmal genau überzählt — aber was geſchieht? Der Spitzbube, der mir die Leute zuſammenruft und beim Spielen helfen mußte, ſtiehlt mir in der letzten Nacht das ganze Geld, läuft davon und nimmt mir auch die beiden Komödien, „Fauſts Höllenfahrt" und den „liederlichen Studenten" mit. Ohne die Stücke konnt' ich gar nichts mehr anfangen und hatte kaum noch ſoviel, das Quartier kümmerlich zu bezahlen. Ich ſchrie und heulte den Gaſthof voll und wußte meinem Leibe keinen Rath. Wie ich nun ſo troſtlos daſitze und meine Puppen zuſammenpacke, tritt ein Herr vor mich hin und redet mich an. Ich weiß dein Unglück, Mutter, ſagt' er; aber laß gut ſein, das Geld ſoll ſchon doppelt wieder einkommen. Fauſt's Höllenfahrt hab' ich hier in der Taſche, der liederliche Student bin ich ſelber und die ſchönſten Komödien kann ich aus dem Aermel ſchütteln, der Trauerſpiele zu geſchweigen. Willſt du mich haben? Kurz heraus, ja oder nein? — Ich trocknete mir ſchnell die Thränen ab und dachte: Herr Gott, ſoll ich im fünf und fünfzigſten Jahre noch einen

so jungen, hübschen Bräutigam kriegen? Die Mannsleute taugen zwar alle wenig, die Spitzbuben — ach entschuldigen Sie, lieber junger Herr, auf Sie geht das nicht! — Aber kurz und gut, ich sah dem Herrn gerade in die Augen und antwortete ihm: Wir kennen uns zwar wenig, aber in der Welt geht's bunt — meine Nahrung ist hübsch angebracht und wenn sich der Herr nicht an meine paar Jahre stoßen will, so hab' ich nichts dagegen, daß wir mit einander vor den Altar treten. Kaum hab' ich das gesagt, so will sich der Satansmensch erst vor Lachen ausschütten, dann schüttelt er sich, als graute ihm vor mir und endlich rief er: Nein, alte Hexe, so wird nicht gewettet! Ich meine nur, ich will dein Compagnon beim Theater werden. Ich reise mit dir, sorge für die fehlenden Komödien, die ich aufschreibe und dich herbeten lehre, sage dir dies und das, wie's am besten geht, und habe dafür einen Theil an der Einnahme. Bist du's zufrieden? — Na, ich mußte wohl zufrieden sein und sagte ja. Seitdem ist er bei mir. Ich besann mich erst hinterdrein, daß ich ihn schon in Leipzig gekannt hatte, wo er gar oft zu Greif kam, dem er auch noch mit einem unbezahlten Wechsel durchgegangen ist. Aber das muß wahr sein, die Komödien, die er so Abends, wenn er sich dick und voll getrunken hat, aufschreibt, gefallen aller Welt und rühren die Leute zu bittern

Thränen. Wenn der Mensch nur ordentlicher wäre und mir nicht alles wegnähme, daß ich dann kaum mehr durchzukommen weiß. Ich darf ihn bei Leib und Leben nicht bei seinem wahren Namen nennen, muß ihn immer Herr Fels heißen, und wenn er bei mir ist, hängt er sich dann einen großen Schnurrbart vor und macht sich ziegelrothe Backen. Immer will er Geld, viel Geld, um unter andern Leuten den Cavalier zu spielen. Dabei setzt es dann manchmal böse Händel, wie eben jetzt, daß mir ordentlich graulich zu Muthe wird. Ich horchte vorhin an der Thür — da haben ihn die Herren erkannt, nennen ihn einen Gaukler und Zigeuner und wollen nicht mit ihm am Tische sitzen. Gott weiß, was noch draus werden soll."

Die Alte theilte ferner mit, daß sie heute die letzte Vorstellung hier gegeben hätte, daß es morgen weiter gehen sollte und daß sie zu Gott hoffe, der Mensch möchte sich bessern und sein schönes Talent nicht mehr verschleudern. „Was müßt' er schöne Komödien schreiben können, sagte sie, wenn er erst einmal nüchtern dabei bliebe. Wir könnten reich dabei werden. Aber so vertrinkt er mir Alles wieder."

Ihre Suppe war jetzt fertig gebraut und Göthe verließ sie, indem er ihr noch ein Stück Geld in die Hand drückte. Es that ihm leid, daß sie so schnell abziehen wollte, und auch Stein hätt' er, obwohl

ihm vor dessen wüstem Wesen etwas bangte, gern noch einmal in Ruhe gesprochen. Er hatte dazu manchen Grund. Für heute aber war keine Hoffnung und Göthe wußte daher nichts besseres zu thun, als den Heimweg anzutreten.

2.

Die von Göthe sehr werth gehaltene ältere Freundin, das Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltungen und Briefen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele (in Wilhelm Meisters Lehrjahren) entstanden sind und die so großen Einfluß auf den jungen Mann übte, vermochte, was gewiß viel sagen wollte, am andern Tag dem jungen Freunde, als sie mit ihm ein wichtiges kabbalistische Sachen betreffendes Gespräch anknüpfte, gar nicht die Aufmerksamkeit wie sonst abzugewinnen. Er gedachte immer nur an das gestern gesehene Puppenspiel und dessen Urheber Stein, der ihm jetzt in einem ganz eigenthümlichen Lichte erschien. Gar gern hätte er seiner Vertrauten, und das war das Fräulein von Klettenberg gewiß, den Inhalt jenes Drama's mitgetheilt, wie er ihr sonst seine innersten Gedanken

mitzutheilen pflegte; aber diesmal hielt ihn eine besondere Scheu davon ab.

Nachsinnen und gemüthliche Gespräche über religiöse Gegenstände, abwechselnd mit kabbalistischen Studien und chemischen Versuchen, füllten hauptsächlich, wie wir aus Göthe's Selbstbiographie wissen, das ruhige und beschauliche Leben jener würdigen Dame aus und Göthe nahm nebst einigen auserwählten frommgläubigen Freunden und Freundinnen daran einen regen Antheil. Aber heute langweilten ihn die Werke eines Theophrastus Paracelsus und ähnlicher Heroen im Gebiete mysteriöser Wissenschaft — die religiösen, erhabenen Gedanken der schönen Seele klangen nur wie leere Worte an sein Ohr, welches immer nur die in verschiedenen Tonarten schallende garstige Stimme der alten Puppenlenkerin von gestern vernahm. Er fühlte sich, zu seinem eigenen Aerger, unbehaglich und beengt, und zählte die Minuten ängstlich, bis endlich die verehrte Freundin Abschied nehmen würde, denn er hatte im Stillen schon beschlossen, noch einen Gang nach dem Dorfe hinaus zu machen, und gleichwohl mocht' er die Dame nicht durch früheres Weggehen beleidigen.

Endlich hielt er's nicht länger aus. Er schützte Unwohlsein vor, welches sich durch einen Spaziergang im Freien am besten heben müßte und glücklicherweise riethen ihm nun Freundin, Mutter und

Schwester, aus denen die Gesellschaft bestand, selber dazu. Er war froh, als er dem, zu andern Stunden so werthen Kreise entflohen war und den Weg nach dem nahen Dorfe antrat, wo er die gesuchten Künstler noch zu treffen hoffte. Er beflügelte seine Schritte, denn eine Ahnung sagte ihm, daß die Leute wohl schon aufgebrochen sein könnten. Kaum aber hatte er die Stadt einige hundert Schritt weit hinter sich gelassen, als aus einem Gebüsch zur rechten eine kurze Strecke vor ihm hastig jemand hervorstürzte und die Straße vor ihm hinauseilte. Die Person war zu eilig und zu weit voraus, als daß er sie hätte errufen können — aber er war überzeugt, daß jener Jemand kein Andrer als Stein sei.

Dieser war es auch. Er sah sich nur ein einzig Mal flüchtig um, ohne Göthe zu erkennen und setzte dann seinen Weg so schnell als möglich fort. Als Göthe endlich am Ziele seiner Wanderung, bei der Schenke, anlangte, fand er jenen athemlos beschäftigt, alles zur eiligsten Abfahrt zu rüsten. Das kleine, mit einem sehr magern Roß bespannte Fuhrwerk stand vor der Thür, die Puppen und die sonstige Habe ward von der alten, ungern in ihrer Ruhe gestörten Frau aufgepackt und Stein trieb sie zu immer größerer Eile an.

„Brüderchen," sagte er, als er sich jetzt von Göthe angeredet sah, „es freut mich unendlich, daß

Sie sich noch einmal blicken lassen. Aber leider ist hier meines Bleibens nicht mehr, ich muß wie Sie sehen sofort den Staub von meinen Schuhen schütteln und das Weite suchen — warum, sollen Sie hören, wenn Sie Zeit und Lust haben, mich bis zum nächsten Dorfe zu begleiten, wo das Frankfurter Gebiet schon gehörig hinter uns liegt. Kommen Sie gleich, wenn Sie wollen, wir laufen voraus und unsere Equipage kommt bei Zeiten nach."

Göthe wunderte sich über die plötzliche Eile, entschloß sich aber, mitzugehen, da der Tag noch nicht zu weit vorgerückt war. So traten sie, während Stein die Seinen nochmals zur Beschleunigung der Abfahrt antrieb, den weitern Weg an.

„Und wozu nun die übergroße Hast?" fragte Göthe.

„Das kann nun nicht anders sein, Bester!" antwortete jener, während er sich je zuweilen immer noch besorgt umsah. „Sie sind nun einmal hinter mein kleines Geheimniß gekommen und wissen jetzt, warum ich mich gestern sträubte, mit Ihnen zum Puppenspiele zu gehen. Nun, das Schicksal hat mich einmal auf diese Bahn geworfen, die am Ende so gut als manche andre ist. Aber das sieht die hoffärtige Welt nicht ein und verachtet solche Künstler, wie unser einen. Sie waren selber davon Zeuge am gestrigen Abend. Ich suche freilich meinen Beruf

aus jenem Grunde möglichst zu verbergen, wie vor den Herren, die sich nicht scheuten, mich gröblich zu beleidigen und mir gleichwohl dann die Satisfaction versagten. Besonders hatte der Eine, ein Gutsbesitzer aus der Nähe, meinen Zorn erregt. Aber zum Glück traf ich ihn vorhin, als ich von einem Besuche der Stadt zurückkam und zwang ihn, mir zu stehen. Da hab' ich ihn gehörig abgefertigt."

„Sie schlugen sich mit ihm und er ward verwundet?"

„Freilich, und zwar tüchtig! meine Klinge ist einer guten Führung gewohnt noch von Leipzig her. Der Bursche wird lange genug an mich denken."

„Und Sie verließen den Verwundeten?"

„Ach, er war's ja nicht lebensgefährlich — er hatte eben noch Kraft genug, den Weg nach seinem Gute anzutreten, welches nicht gar weit von jener Stelle liegt. Jetzt wird er daheim liegen und gerade Zeit genug haben, um zu überlegen, daß er künftig höflicher gegen ehrliche Leute sein müsse. Das ist die ganze Geschichte. Aber bleiben durften wir der natürlich folgenden Unannehmlichkeiten wegen doch nicht länger, und das war's, weßhalb ich unsre Abfahrt so sehr beschleunigte."

„Schade," sagte Göthe; „ich hätte gern noch ein Weiteres mit Ihnen geplaudert."

„Das können wir immer noch ganz nach Belieben," erwiederte Stein. „Im nächsten Dorfe, wo ich mit meiner Truppe Nachtquartier machen will, sind wir völlig sicher und Sie haben wohl Zeit genug, uns bis dahin zu begleiten, nicht wahr?"

Schon unterwegs ließ sich Göthe Alles, was ihm bereits gestern die Alte mitgetheilt hatte, noch einmal ausführlicher erzählen. Stein gestand ihm, daß er allerdings nur in Erwartung eines bessern Verhältnisses zeither in seiner gegenwärtigen Lage verharrt habe. Vorzüglich aber lag Göthen daran, von den dramatischen Versuchen mit ihm zu sprechen, von denen er erst den einen kannte. Ach, das sind ja nur Lappalien — bemerkte jener — nur was das von Ihnen angehörte betrifft, so hat es auch eine Bedeutung für mich, weil ich's zum Theil aus meinem eigenen Leben abgeschrieben habe.

Während beide ihren Weg nach dem bestimmten Ziele fortsetzten, lernte Göthe seinen Begleiter mehr und mehr von einer ganz andern Seite kennen, als bisher. Der rohe Wüstling, als solchen kannte er ihn nur von Leipzig her, trat immer weiter in den Hintergrund und es ward allmälig deutlich, daß das wilde Treiben, welches den jungen Stein bisher ausgezeichnet hatte, ihm minder eigenthümlich war, ja, daß wohl nur eine gewisse Verzweiflung am Leben ihn dazu trieb. Es schien als wolle er dabei sich,

das heißt das, was eigentlich das Bessere an ihm war, vergessen, weil sich die Welt nicht mit seinem Innern oder dieses sich nicht mit der Welt befreunden wollte.

Sie waren im Wirthshause angelangt und saßen am Fenster, welches die Aussicht nach der Landstraße gewährte. Langsam arbeitete sich auf derselben das Fuhrwerk der Komödiantin heran.

„Daß mich mein Geschick solche Possen treiben läßt!" sagte Stein finster, mit der Rechten den Kopf stützend, während die Linke bereits fleißig ein Glas nach dem andern aus einer Flasche schenkte, die vor ihm stand. — „Und doch wäre das noch das wenigste, wenn einen sonst die Welt froh sein ließe. Aber 's taugt Alles nichts. Sterben — Schlafen! — Kennen Sie meinen Freund Hamlet? — Ist die Lust zu sterben, zu schlafen, was da ganz einerlei ist — ist diese Lust nicht der beste Beweis, daß das Leben nichts taugt? Trinken Sie und lassen Sie sich durch mich nicht mürrisch machen."

„Ich wundere mich über Sie," sagte Göthe, „daß Sie mir so ganz anders erscheinen als früher. Und gleichwohl fällt mir da eine Familienähnlichkeit ein. — Ich kannte in Leipzig einen Verwandten von Ihnen, von dem Sie wahrscheinlich nur wenig wissen, obwohl Ihnen seine Person nicht unbekannt

war. Eine der wunderlichsten Figuren, die ich sah — aber der Mann ist nun auch todt."

„Ach, Sie meinen den alten Magister? Ich kenne sein Schicksal zum Theil. Der arme Teufel hat ein seltsames, aber durch und durch verdorbenes Leben geführt — Unglücklich blos aus Gewissenhaftigkeit! Ja, manchem wäre eine Dosis Leichtsinn eine wahre Gottesgabe. Nie hätt' ich mir in Leipzig träumen lassen, daß jener alte Kinderspott mein Oheim sei. Aber vor kurzem erst, als ich bei seinem angeblichen Sohne über das und jenes Erkundigungen einziehen wollte, schrieb mir dieser und gab mir eine Menge Aufschlüsse. Auch ein hübsches Sümmchen Geld schickte mir der liebe Kandidat aus dem Nachlasse des Magisters, welches dieser für mich bestimmt haben sollte. Es war nicht sehr viel, aber annehmbar. Ueber die, freilich sehr dunkel ausgedrückten Erklärungen hinsichtlich des alten Mannes mußt' ich staunen — und doch will ich Alles glauben. Ueber sich selber schrieb der Kandidat auch ein langes und breites — d. h. er schrieb nicht einmal selber, weil ihn dies zu sehr angreift. Der Brief ist von einem weiblichen Händchen, seiner Braut oder nun vielmehr jedenfalls schon seiner Frau. Ich bin nicht recht klug draus geworden, welchen Lebenslauf der Bursche sich nun vorgesetzt hatte, da er auf die gewöhnliche theologische Laufbahn verzichtete. Er scheint ziem-

lich bei Gelde zu sein. Und so wechseln die Menschen ihre Gefühle und Pläne! Seine erste Geliebte ist vergessen, er heirathet eine andere, während er von jener, nämlich von meiner Schwester, gar nichts mehr weiß, wie er sagt. Dieser Punkt geht mir wunderlich im Kopfe herum — wahrlich, ich könnte wie ein irrender Ritter im Lande umher ziehen, das Mädchen zu suchen. Sie war ein herrliches Mädchen."

Von Göthe war ihm bereits das Verschwinden der Schwester bestätigt worden.

Zwar fühlte sich Göthe jetzt ziemlich frei von Allem, was ihn in Leipzig berührt und bewegt hatte, aber trotzdem durchbebte ihn noch ein wehmüthiges und zugleich an Eifersucht streifendes Gefühl, als er jetzt hinsichtlich Aennchens noch einmal bestätigen hörte, was er schon längst gewußt hatte. Ueber sein späteres Verhältniß zu Karoline mochte er deren Bruder noch nichts sagen, ihm lag mehr daran, zu hören als zu erzählen oder zu beichten, und er fragte Stein um den Grund seiner plötzlichen und spurlosen Entfernung aus Leipzig.

„Zum Theil," sagte Stein, „lassen sich die Gründe wohl leicht errathen, denn es waren mehrere vorhanden. Mein Lebenswandel in Leipzig war wunderlich und keineswegs musterhaft — aber dies war nur seit einer gewissen Zeit der Fall, wo ich, ich möchte sagen desperat wurde und der ganzen

Welt ein Schnippchen zu schlagen beschloß. Ich war sechs Jahr nicht im älterlichen Hause gewesen, weil ich während dieser Zeit ein auswärtiges entlegenes Gymnasium besucht hatte, und erst als ich die Universität bezog, sah ich die Meinen wieder. Eh' dies aber noch geschah, traf ich, unmittelbar bei meiner Ankunft in Leipzig, ein altes Weib, eine Wahrsagerin, die wohl noch dort ihr Wesen treiben mag, und die mir damals schon merkwürdige Aufschlüsse hinsichtlich meiner Familie gab. Die Folge zeigte freilich, daß sie nur einige mißverstandene Nachrichten, die sie zufällig Gott weiß wie erschlichen hatte, ihren Eröffnungen zum Grunde legte. Der Wagen, der mich nach Leipzig gebracht hatte, hielt dort in einem Gasthofe an, und ich war genöthigt, hier einige Augenblicke einzutreten. Da war's, wo mich diese Alte anredete, die mich kannte, ohne daß ich mir erklären konnte, woher. — Sie haben die Ihrigen lange nicht gesehn — sagte sie — und übrigens befinden Sie sich über dieselben in einem Irrthum."

„Ich verstehe dich nicht, Frau," antwortete ich kurz, denn es drängte mich nach dem väterlichen Hause zu eilen.

„Kennen Sie Ihren Oheim?" fuhr die Alte fort.

„Ich habe keinen. Aber ich begreife dich nicht? Woher kennst du mich und was geht dich meine Familie an?"

„Mir wohl eigentlich wenig" — sagte sie; — „aber ich bin gern dienstfertig und schlage dann eine kleine Gabe nicht aus, die meine Dienste lohnt. Uebereilen Sie sich nicht! fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß ich in die Tasche greifen wollte. Was ich Ihnen sagen will, kann Ihnen vielleicht auf die und jene Weise nützlich sein, und ohne mich würden Sie's am Ende erst spät, auch wohl nie erfahren. Genug, Sie haben hier einen Oheim, den Bruder ihres Vaters, von welchem letzterer selber nichts weiß. Und Ihre vermeintliche Schwester ist keineswegs Ihre Schwester, sie ist ein Pflegekind, welches durch Vermittlung des Oheims in Ihr Haus gekommen, ohne daß Ihr Vater etwas von diesem Umstande ahnt, er hält sie für seine Tochter."

Das Geschwätz der Frau war mir unbequem und dennoch nicht unwichtig, weil sie mir noch einige andre Dinge sagte, die mir Ihre Glaubwürdigkeit vollkommen zu beweisen schienen. Trotzdem hatt' ich nicht Lust, mich länger bei ihr aufzuhalten. Ich belohnte sie und eilte unsrer Wohnung zu. Den Vater fand ich nicht daheim, wohl aber die Schwester, die mich nicht kannte. Auch mir war ihre Erscheinung völlig fremd — aber es war mir eine wunderbare Erscheinung, und je länger ich sie ansah und mit ihr sprach, um so mehr überredete ich mich und fühlte mich überzeugt, daß jene Alte Recht

haben müsse. — Ich wollte und suchte im Anfange meines dortigen Aufenthalts keine andere Gesellschaft, als die meiner vermeintlichen Schwester. Das Geheimniß, welches ich besaß, hätt' ich so gern auch ihr mitgetheilt und wagte dies nur immer nicht, ohne daß ich mir selbst einen Grund hätte angeben können. Ich liebte sie — es war meine erste Liebe — und meine fürchterlichsten Augenblicke waren diejenigen, wo Zweifel an der Wahrheit dessen in mir aufstiegen, was die Alte gesagt hatte. Aber diese Zweifel wußt' ich immer zu unterdrücken. Dazu half mir redlich jenes Weib, welchem ich noch einigemal begegnete. Sie bestätigte Alles, was sie bereits eröffnet hatte und versprach mir gar bald vollkommene Beweise dazu zu liefern. Nur auf die Spur des Oheims, von welchem sie gesprochen, wollte sie mich noch immer nicht führen. Dies lag in ihrem Interesse, wie ich nun eingesehen habe. Mein Verhältniß war so eigenthümlicher Art, daß ich in einer steten Unruhe lebte. So lange ich keine Beweise von der Alten hatte, mocht' ich von selbst niemand und am wenigsten der angeblichen Schwester mein Geheimniß entdecken und gleichwohl lastete dies Geheimniß schwer auf mir. Oft hatt' ich unruhige Stunden und schlaflose Nächte, wo ich mit dem Gedanken kämpfte, daß die Wahrsagerin sich geirrt und gelogen habe — aber mit Gewalt suchte

ich diesen Gedanken zu unterdrücken, das Gesagte sollte und mußte wahr sein, wenn ich mich nicht höchst unglücklich fühlen, wenn mir das Leben nicht zur unerträglichen Last werden sollte. — Während ich mich in so wunderbar bewegtem Zustande befand, machte jener Theolog zufällig die Bekanntschaft meiner Schwester, so aber, daß ich das Verhältniß erst ahnte, als es bereits angeknüpft war. Mich kümmerte das wenig, denn ich glaubte die baldige Auflösung desselben voraussehen zu können, und in dieser Ueberzeugung machte ich sogar eine Art Mittelsperson zwischen beiden, was ihnen sehr willkommen war, da die Umstände ihnen nur wenige und sehr beschränkte Zusammenkünfte erlaubten. Ich war der Bote, der mündliche und schriftliche Nachrichten hin und wieder trug und es gewährte mir ein süßes Vergnügen, auf diese Weise der vermeinten Schwester im Namen des Theologen Dinge sagen zu können, die ich in meinem eignen nicht gewagt hätte. Sie ahnten nicht, daß es aus meinem eignen Herzen kam, was ich sagte — ich war ein unbegreiflich eifriger Liebesbote.

„Sie können sich denken," fuhr Stein fort, „daß ich mich auf die Länge unter diesen Umständen doch höchst unbehaglich fühlen mußte. Ich drang endlich in das alte Weib, mir die nöthigen Beweise beizuschaffen und nach langem Zureden von meiner Seite

verstand sie sich dazu, indem sie mir Ort und Stunde bestimmte, wo ich die verlangten vollkommenen Aufklärungen von ihr erhalten sollte. Ungeduldig wartete ich und fand mich zur festgesetzten Zeit pünktlich ein. — Ich war sehr aufgeregt, weil jetzt die Zeit gekommen war, wo endlich mein banger Zustand ein Ende haben sollte und nicht wenig begierig war ich auf die Beweise, die das Weib, wie versprochen, liefern sollte. — Sie trat mir mit niedergeschlagenem Gesicht entgegen. Ich bin sehr beschämt, sagte sie, meine Kunst hat mich zum erstenmal im Stich gelassen — es ist unbegreiflich! — Was Kunst! sagte ich. Ich brauche deine Kunst nicht, sondern will jene Beweise. Hast du sie? — Beweise hab' ich freilich, erwiederte sie, aber Beweise für das Gegentheil von dem, was ich euch früher gesagt habe. — Ich war wie aus den Wolken gefallen und bestürmte sie dann mit tausend Fragen, worauf mir nur wenige niederschlagende Antworten wurden. Sie klärte mich eigentlich wenig darüber auf, worauf sich ihre Angaben gegründet und was sie für neue Erfahrungen gemacht hatte; nur das eine sagte sie mir jetzt als unumstößlich gewiß, daß Karoline in der That meine Schwester sei. — Ich war verzweifelt, jenes Wort war ein Dolchstoß für mich, den ich täglich, jede Stunde, jede Minute empfand. Meine Liebe konnt' ich mir

nun einmal nicht wieder aus dem Herzen reißen, wie ich es bis diesen Augenblick nicht gekonnt habe. Ich begann damals eine wilde Lebensweise, weil ich durch Aeußerlichkeiten mich das vergessen zu machen hoffte, was mich im Innern quälte — ich bot Alles auf, um mich dem Unabänderlichen fügen zu können und meine Leidenschaft zu bannen. Alles war umsonst. So ohne Trost und ohne Aussicht sah ich endlich kein anderes Mittel als Flucht, um wenigstens mit meinem verzweifelten Zustande nicht ferner Andere zu stören, wenn ich ihm auch selber nicht entgehen konnte. Dies ist meine traurige Geschichte."

„Und zugleich das Thema des Drama's, welches ich gestern aufführen sah," sagte Göthe, als jener schwieg.

„Ich finde es gut," fuhr er fort, während Stein schweigend neben ihm sitzen blieb, „daß Sie sich das, was Sie beläftigte, dadurch vom Halse zu schaffen suchten, daß Sie es poetisch behandelten — es ist Ihnen dadurch gleichsam ein Fremdes geworden, und mit denselben Gefühlen, wie Sie etwa ein Bild betrachten, schauen Sie nun den eigenen Schmerz außer sich. Ihr Inneres ist damit, wenn nicht völlig zum Frieden, doch zur Ruhe gekommen" —

„Zur Ruhe gekommen?" entgegnete Stein, Göthen groß ansehend. „Glauben Sie, weil ich hier bereits bei der zweiten Flasche sitze und weil Sie

mich thörichte Possen treiben sahen, so sei mein Schmerz auch so leichter Art, um sich durch ein Puppenspiel zur Ruhe bringen zu lassen?"

„Vielleicht verstehen Sie mich hier nicht ganz," erwiederte Göthe; „aber ich denke recht zu haben mit dem, was ich sagte und habe die Sache schon an mir selber wirksam gefunden. Wenn ich mich ausgesprochen habe, ist mein Herz erleichtert, und wenn ich das, was mich so oder so bewegte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelte, so drückt es mich nicht mehr. — Jener schüttelte mit dem Kopfe und Göthe fuhr fort: — Es ist ein trauriger Gedanke, daß zwei Liebende mit einmal aus ihren süßen Träumen gerüttelt werden, indem sie erfahren, daß sie Geschwister sind. Ich könnte darüber wohl noch einige Gedanken äußern, nur seh' ich dabei keinen Nutzen und am wenigsten Trost für Sie. Mancherlei Umstände haben mir eine Idee eingegeben, mit deren Ausführung ich mich noch beschäftigen werde und die ein weit tröstlicheres Bild gewährt. Nämlich, daß Geschwister, die einander lieben, mit einemmal erfahren, daß sie nicht Geschwister sind. Was sagen Sie zu dieser Lösung?"

„Was Sie Leidenschaften nennen," antwortete Stein bitter lächelnd, „sind wohl nur Leidenschäftchen. Wenn ich etwas, was mich quälte, zum Thema eines Gedichts machte, so geschah das, glaub'

ich, nur zufällig, gewiß aber mehr, um mich zu höhnen, als um mich zu erleichtern. Aber lassen wir das ruhen, wir verstehen einander ganz gewiß nicht gehörig. Sie wünschten eine Abschrift meiner Puppenkomödie und die sollen Sie haben — eine Abschrift meines innern Trauerspiels, wenn die möglich wäre, würden Sie wahrscheinlich noch nicht begreifen. Ich erinnere Sie nur noch an das Versprechen, mich es sogleich wissen zu lassen, wenn Sie etwas von Karolinens Aufenthalt erfahren; Sie sollen von dem meinigen zu dem Zwecke stets unterrichtet sein. Und nun sprechen wir von andern Dingen, ich bitte!" —

Göthe empfand das kurz absprechende Wesen des Gesellschafters allerdings übel, war aber vernünftig genug, wenigstens zu ahnen, daß Alles, was im Innern des armen Mannes vorging, jenes Benehmen wohl entschuldigen könnte. Sie sprachen jetzt von gleichgiltigern Dingen, bis es Göthe endlich für gut fand, die Unterhaltung abzubrechen und seinen Rückweg anzutreten. Es war spät in der Nacht, als er in Frankfurt im älterlichen Hause anlangte.

3.

Was den ehemaligen Nachbar in Leipzig und und das ehemals geliebte Aennchen betraf, so fühlte sich jetzt Göthe vollkommen beruhigt. Nur Stein, der seltsame Mensch, und natürlich auch Karoline, beschäftigten seine Phantasie jetzt mehr. Aber auch diese Gestalten traten bald wieder in den Hintergrund, während sich der junge Mann in wunderliche Studien, angeregt besonders durch das Fräulein von Klettenberg, vertiefte. Diese Dame hatte in ihrem Hause selbst ein chemisches Laboratorium, wo natürlich mehr der Glaube als die Wissenschaft regierte; Göthe erzählt ausführlich, wie sorgfältig er Alles daheim nachmachte, wozu die werthe Freundin das Beispiel gab, und wenn die Sache am Ende keinen besondern Nutzen haben konnte, so wurde dabei doch mancher Kunstgriff erlernt und manche technische Fertigkeit erworben. Auch Zeichnen und Radieren kam eine Zeitlang wieder an die Reihe, doch wurde letzteres, als der Gesundheit des jungen Künstlers nachtheilig, bald wieder aufgegeben. Vor Allem waren es damals übersinnliche, religiöse Gegenstände, welche das Gemüth des jungen Mannes beschäftigten und, im Verein mit jener Freundin und einigen andern Personen, mit einem außerordentlichen Ernste behandelt

wurden. Aber es kommt uns nicht zu, ausführlich bei all diesen Dingen zu weilen, theils aus Gründen, die wir schon früher angedeutet haben, theils weil unsre Schilderung andere Gegenstände zu behandeln hat.

Der Frühling des Jahres **1769** war endlich gekommen und es wurde nun, da Göthe seine Gesundheit völlig hergestellt fühlte, ernstlich an die Abreise nach Straßburg gedacht, wo er seine akademische Laufbahn beendigen sollte. Ihm selber lag jetzt ganz besonders daran, das älterliche Haus zu verlassen, welches ihm auf mancherlei Weise verleidet wurde. Göthe erzählt einen Auftritt, welcher noch dazu beitrug, die Reise zu beschleunigen. Er muthete nämlich dem Vater zu, die Treppe seines Hauses zu verlegen und zwar so, wie es der junge Mann in vielen Leipziger Häusern gesehn hatte. Aber damit berührte er eine schwache Seite des Vaters, dem er in der letzten Zeit schon mehrere ähnliche bedenkliche Meinungen und Rathschläge ausgesprochen hatte. Der Vater „gerieth darüber in einen unglaublichen Zorn" und „es gab eine Scene, die zwar wieder vertuscht und ausgeglichen wurde," aber doch, wie gesagt, die „Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte." —

Es fällt dem Verfasser der vorliegenden Blätter glücklicherweise ein, hier, wo das Leben des Helden

dieſes Büchleins ohnehin bald einen neuen Abſchnitt beginnen ſoll, wieder einmal einen kleinen Stillſtand zu machen, um ſich etwaiger, ſcheinbarer Mängel wegen, keineswegs zu entſchuldigen (was nicht von nöthen,) ſondern wenn's hoch kommt, ſich zu rechtfertigen: denn dies letztere wäre ein billiger Wunſch, wenn es der Leſer von uns verlangen ſollte. Daß wir keine Schleichwege wandeln mögen, ſondern offen und frank den Faden unſrer Geſchichte fortſpinnen, erhellt ſchon aus dem Umſtande, daß wir, was Art und Weiſe unſerer Erzählung betrifft, überhaupt freiwillig zur Sprache bringen und zu erörtern ſuchen, noch ehe wir am Ziele unſrer Wanderung, dem Ende des Buches, angelangt ſind. Ein minder gewiſſenhafter Schriftſteller würde ganz zufrieden ſein, wenn er dieſe bisher faſt durchaus unbekannten Thatſachen auf eine Weiſe darzuſtellen vermöchte, daß der harmloſe Leſer gefeſſelt würde und nur immer in ſeinen Gott vergnügt drauf los läſe, weil er ſich zur Gnüge unterhalten und auf das Folgende geſpannt fühlte. Wir ſind aber nun einmal gewiſſenhaft, und obwohl wir uns denken können, daß damit vielen harmloſen Leſern gar nicht einmal ein Gefallen geſchieht, ſo können wir doch nicht umhin, ſie in ihrer Behaglichkeit zu unterbrechen, um uns, dem Kritiker, und überhaupt der Aufrichtigkeit zu genügen. Alſo führen wir ſelber den harmloſen Leſer

zu der Frage, an welche er ohne unsre Erinnerung vielleicht zuletzt gedacht hätte, zu der Frage nämlich, warum hier fast nur lauter Begebnisse Göthe's, des jungen Menschen, und nicht vielmehr ein Langes und Breites von Göthe, dem werdenden oder erwachenden Dichter dargeboten werde? Diese Frage ist wohl so übel nicht. Denn freilich hat sich's der Verfasser schon ziemlich leicht gemacht durch die wiederholte Erklärung, daß er nicht wiederkäuen wolle, was Göthe selber schon trefflich dargestellt, daß er sich vielmehr im Allgemeinen nur an's noch minder oder ganz Unbekannte halten wolle; aber darf er diese Regel so beobachten, daß er in einem Buche, dessen Titel die Behandlung eines Lebensabschnittes Göthe's anzeigt, weiter nichts als vereinzelte Begebenheiten auftischt, die andre Leute so gut oder noch mehr angingen, als den Helden selbst und die man am Ende in jedem erträglichen Romane auch eben so gut finden kann, außer etwa in den langweiligen Büchern der Verfasserin von Godwiecastle?

Wir werden auf diese Frage gleich antworten; erst aber noch eine kleine Abschweifung von der Abschweifung, indem wir uns selber eine Frage erlauben. Wie kommts, daß sich die guten Deutschen so leicht bethören lassen, sei es durch einen pfiffigen Buchhändler, sei es durch die Autorschaft einer (angeblich vielleicht nur) hohen Person oder sonst irgend

eine Geheimnißthuerei? Wie kommt es, daß junge und alte Herren und Frauen, sogar Mädchen, die sonst mit herzinniger Freude Tromlitz' Schriften oder den Berlinergukekasten lasen, weil sie sich dabei unterhielten, wie kommt es, fragen wir, daß diese sich mühsam und gähnend durch gewaltige Bände, wie z. B. die des Thomas Tyrnau*) durcharbeiten und dabei gräßlich langweilen, um am Ende Ehren und Schande halber vor Entzücken außer sich zu erscheinen? Kommt es daher, weil wir so sehr an Unterwürfigkeit gewöhnt sind, daß wir nur gleich nach der Pfeife eines jeden tanzen, dem's beliebt, uns sein Stückchen aufzuspielen, und wäre er im Grunde ein noch so armer Schächer, aber doch ein industriöser Kopf? Was soll man von einem Volke denken, dessen Buchhändler (weil das Volk nur lesen aber nicht kaufen will) nicht gern andere Romane verlegen, als drei-, vier- oder auch hundertbändige, weil nur unter dieser Bedingung die Leihbibliothekare kaufen wollen? Denn hat der Leser die Gebühren für den ersten Band gezahlt, der deutsche Leser nämlich, so will er den Groschen nicht weggeworfen haben und liest trotz der Langeweile, die er dabei empfin-

*) Nur beispielsweise angeführt! Wir reden von diesem Buche und seinen Geschwistern nicht allein und ausschließlich, und bemerken das, damit man uns nicht dem Thiere vergleiche, das auf dem todten Löwen tanzt.

det, die folgenden sechs Bände des Buchs auch noch gewissenhaft durch, so wie der ehrliche Philister den Krug sauren Biers, den er einmal bezahlt, allen Leibschmerzen zum Trotz bis auf die Neige trinkt. Denn dem Wirthe darf auch das saure Bier nicht geschenkt werden. Kleine Erzählungen, deren mehrere zu einem Bande gehören, nimmt ein deutscher Buchhändler nur dann gern in Verlag, wenn der Verfasser ein ganz gewaltiger Literaturlöwe ist — Alles den Leihbibliothekaren zu Gefallen, die einen so ungeheuren Einfluß auf die belletristische Literatur Deutschlands gewonnen haben. Wir verlangen keine Antwort auf unsre vorstehenden Fragen und bitten das deutsche Lesepublikum nur um Gotteswillen, sich nicht ferner dupiren zu lassen. Stellt euch nicht mehr entzückt, wenn ihr's nicht seid, gute Kinder! sagt's dürre und frisch heraus: das Buch hat mich gelangweilt, wenn auch ein selbstgelangweilter strohköpfiger ästhetischer Geist über eure Einfalt lächeln sollte; hat euch dagegen etwas wirklich erfreut, was ihr gelesen, so gesteht es eben so unumwunden, und wären's auch nur Berliner Witzspiele gewesen. Aufrichtig und von der Leber weg, damit werden wir weiter kommen, als mit dem Unrathe ästhetischer Heuchelei, die einem ehrlichen Burschen stets Ekel verursachte, nur leider Gottes zeither nicht dem „ehrlichen Deutschen!"

So verzeih, wenn du's willst und kannst, Leser, daß wir dich hier soeben auch ein Bißchen langweilten und auch noch ein wenig langweilen werden — wir nehmen's nicht übel, wenn du's nur gleich ehrlich gestehst! — aber wir müssen uns noch gegen jene harmlosen Leser verantworten, die wir selbst gegen uns rebellisch machten, indem wir ihnen Fragen in den Mund legten. Vor Allem können wir da erwidern, daß wir kein Versprechen gegeben haben, was wir unerfüllt ließen. Wir versprachen, laut Titel, eine Schilderung von Göthe's Studentenjahren, in soweit er sie nicht schon selber bekannt gemacht hätte und insoweit uns das Unbekannte überhaupt bekannt geworden. Dies Versprechen erfüllen wir ganz treulich und darüber brauchen wir kein Jota von uns fordern zu lassen. Man verlangt vielleicht, statt der zeither erzählten Fata, mehr und ausführliche Aufschlüsse und Erläuterungen über die geistige Entwickelung Göthe's und noch mehr Aehnliches. Leset Dichtung und Wahrheit und jene Schriften, die sich ausdrücklich Jenes zum Gegenstande gemacht haben. Wir geben hier nur, was wir nun einmal geben wollen. Die wenigen werden uns dies Dank wissen, die in jenen Ereignissen und Erlebnissen, welche wir mittheilen, so manche Erläuterung finden, wozu ein andrer vielleicht eben so viel Bogen, als wir Zeilen, gebraucht hätte; die

wenigen werden es uns Dank wissen, daß es unsrer Mühe gelang, solche Thatsachen glücklich genug aufzufinden. An die Kritiker, die kein Einsehen haben wollen, kehren wir uns dabei aber nicht, und dem Schwarm der harmlosen Leser versprechen wir, daß dies womöglich die letzte Abschweifung gewesen sein soll, wo wir raisonnirten, statt blos zu erzählen. Damit Gott befohlen. — —

Zwischen dem obenerwähnten unangenehmen Auftritte zwischen Sohn und Vater und der letzten Unterredung Göthe's mit Stein lag eine geraume Zeit; doch hatte unser junger Dichter jenen nicht ganz vergessen, ebensowenig wie Karolinen, die übrigens nach wie vor spurlos verschwunden blieb. Steins Drama hatte Göthe in der That erhalten; er hütete sich aber, es seinen Umgebungen mitzutheilen und hat es später, wo seine Ideen eine andere Richtung nahmen, wahrscheinlich selber vernichtet. Wenige Selbstbiographen sind oder können so gewissenhaft sein, alle ihre Gedanken und Erlebnisse der Welt mitzutheilen, und auch Göthe hat (was schon unser Buch beweist) so manches verschwiegen. — Es war wenige Tage vor seiner Abreise nach Straßburg, als er ein mühsam und mit unsicherer Hand geschriebenes Briefchen erhielt, welches ihn nach einem mehrere Stunden entfernten Dorfe berief. Der Brief war nämlich von Stein, welcher sich gegenwärtig dort aufhielt und

den alten Bekannten auf's Dringendste bat, ihn ohne Verzug zu besuchen. Die Sache sah ein Bißchen verdächtig aus; aber Göthe, dem's daheim nicht mehr behagte und dem die nahe Reise überdies keine Ruhe mehr gönnte, entschloß sich doch, den schönen Tag zu der kleinen Wanderung zu benutzen. Gleich den Morgen machte er sich daher auf den Weg und erreichte bald jenes Dorf.

Die Verhältnisse Steins schienen noch ganz die nämlichen zu sein, wie beim letzten Zusammentreffen. Denn die erste Person, deren Göthe ansichtig ward, war jener wunderliche Trompeter, der Theaterherold, dessen Gestalt sich durchs Dorf nach dem Gasthofe hinbewegte und somit Göthen gleich den Weg zeigte. Im Hofe, in einem Gemach, welches ursprünglich wohl am wenigsten für die Aufnahme von Genossen der edlen Kunst berechnet zu sein schien, fand er die alte Komödiantin unter Puppen und sonstigem bunten Kram, — sie schien aber in gar keiner rosigen Stimmung zu sein.

„Wie gehts euch?" fragte Göthe. „Diese Gegend scheint viele Freunde der Kunst zu haben, da ihr sie jetzt schon wieder besucht."

„Was wollen Sie mit der Kunst!" erwiderte die Alte traurig. „Wir wollten dem Himmel danken, wenn wir nur immer unser Stückchen Brod fänden — und nun muß uns das Unglück treffen!"

„Welches Unglück?“ fragte Göthe. „Ich meinte ihr Geschäft in recht blühendem Zustande zu treffen?“

„Du lieber Gott! so wissen Sie wohl noch gar nichts? hat er's Ihnen denn nicht geschrieben? ich hab' Ihnen doch seinen Brief geschickt.“

„Ja, gute Frau, Stein's Brief hab' ich erhalten; aber darin steht nichts, als die Bitte um meinen Besuch, weiter nichts. Ich bin bestürzt, daß ein Unglück geschehen sein soll. Ich bitt' euch, wo ist Stein? und was ist geschehen?“

„Will Sie gleich zu ihm führen. Aber sie werden auch müde sein. Erholen Sie sich erst. Da — (ein Stuhl war nicht vorhanden und sie nahm die Puppen, die auf einem alten Kasten lagen, hinweg, und deutete auf den improvisirten Sitz) — lassen Sie sich nieder und hören Sie die traurige Geschichte.“

Göthe folgte ihrer Aufforderung und sie erzählte, ohne jedoch ihre Beschäftigung, die Anordnung ihres Theaterkrams, aufzugeben; nur zuweilen, wo der Gegenstand zu ernster Art wurde, stellte sie sich bei der Erzählung vor den Zuhörer hin und gestikulirte, in der einen Hand einen schwarzen Teufel, in der andern einen rosenfarbenen Engel, mit vieler Heftigkeit und theatralischem Ausdruck, was zusammengenommen Alles einen Anblick gewährte, wobei der Zuschauer zweifelhaft blieb, ob er ihn mehr komisch oder mehr schauerlich finden sollte. Schon die höchst selt-

same Modulation ihrer Stimme, wie sie sich dieselbe bei ihren Komödien angewöhnt hatte, konnte einen ganz besondern Eindruck nicht verfehlen.

„Sie müssen wissen," sagte sie, „daß er schon seit längerer Zeit eine Grille im Kopfe hatte, die ihn Alles andere vergessen ließ. Das war aber ganz besonders der Fall seit der Zeit, wo sie uns besucht und ein längeres Gespräch mit ihm geführt hatten. Kaum waren sie fort, so war auch gar nichts mehr anzufangen mit ihm. Er trank an demselben Abend mehr als gewöhnlich und ich dachte, vielleicht ist er da wieder einmal aufgelegt, so ein rechtes Spektakelstück, eine Komödie, worüber die Menschen weinen und heulen werden, aufzuschreiben. Ich benutzte die Zeit, wo er noch ordentlich aufrecht am Tische sitzen konnte und legte ihm, wie ich schon früher gethan, einen Haufen schönes weißes Papier und ein Schreibzeug auf den Tisch neben die Flasche. Wie wär's, sagt' ich, Herr Stein, oder Herr Fels meinetwegen, wie wär's wenn Sie heute das Ding fertig machten — ja, wie hieß es doch? es sollte was außerordentliches werden, das hatt' er mir immer versprochen, wenn er mir Abends Dreiviertel der Kasse abnahm. Genug, wollen Sie's nicht vornehmen, sagt ich, Herr Fels? — Er fuhr fort auf den Tisch vor sich nieder zu sehen und sagte nichts; aber da er die Feder ergriff und eintauchte, auch das Papier zurecht legte,

so dacht' ich, es hat gute Wege heute! und ging nach der Küche, wo ich mein Abendbrod machte. Endlich kam Balthasar, mein Ausrufer, zu mir. Nun, Alte, das setzt einmal ein schönes Stück! sagte der. Unser Herr hat fast das ganze Papier voll. — Der Tausend! sagt' ich darauf, das ist doch endlich einmal ein Wort! am Ende bringt er's heute schon fertig? — Mit dem Papier ist er ziemlich fertig, sagte Balthasar, und es geht geschwind genug. Er hat die Bogen alle mit Gesichtern, großen Buchstaben und Gott weiß was für Zeug bemalt! — Ei du lieber Gott! dacht' ich, mein schönes Papier! über den Hallunken! Ich lief in die Stube, um mich von dem Unheil zu überzeugen und fand es richtig, wie Balthasar gesagt hatte. Als ich eintrat, warf er so eben die leere Flasche gegen die Wand, stand auf, ohne mich zu beachten und ging nach seiner Kammer.

„Nun, und — ?" fragte Göthe.

„Und das war nur der Anfang," fuhr die Alte fort. „Ueber all das Herzeleid! Wollt' ich doch, ich wäre lieber beim alten Greif geblieben, als daß ich auf meine alten Tage solchen Kummer erlebe! — Ich hatte schon so viel gemerkt, daß er ein Mädchen im Kopfe hatte, die er allenthalben zu finden hoffte, und sah er sich dann in einer solchen Hoffnung getäuscht, so war's nicht auszuhalten mit ihm. Mehr-

mals hat er mich gezwungen, die besten Orte, wo sich hätte viel verdienen lassen, vorbei zu gehen, um nach irgend einem trostlosen Städtchen zu wandern, weil er sich einbildete, die Gesuchte dort zu finden, und manchmal, wenn ich mich dem widersetzte, ging er allein und verließ mich, wo ich ihn gerade am nöthigsten brauchte. Jetzt war es nun genau derselbe Fall. Es mochte ihm irgend jemand eingeredet haben, daß sich eine Person, die der gesuchten auf's Haar glich, hier aufhielte. Er schien ganz und gar überzeugt, er sollte und müßte sie hier finden. Wir waren fünf Stunden von hier beschäftigt, in einem Oertchen, wie wir's nicht besser wünschen konnten; doch er bestand darauf, sofort aufzubrechen. Aber dort war Jahrmarkt und ich wollte mir den letzten Tag nicht entgehen lassen. Also ließ ich ihn allein gehen und das konnt' ich diesmal recht gut, da wir ohnehin schon des andern Tages hier eintreffen wollten. Alles ging, wie ich meinte, ganz trefflich. Ich hatte ein schönes Geld eingenommen, wovon er nicht einmal etwas wußte, und so zogen wir denn den Morgen, das war gestern, desselben Wegs, den er schon am Tage zuvor eingeschlagen hatte. Wir kamen hier an und fanden das ganze Haus, ja, was sag' ich, das ganze Dorf in Aufruhr. Der heillose Mensch hatte sich, wie sich versteht, in seiner Grille wieder betrogen und wohl Frauensperſonen genug,

aber nicht die rechte getroffen. Er soll indeß ungewöhnlich still gewesen sein, sich gar nicht so wild geberdet haben, wie ich es an ihm gewohnt war. Aber das hätt' ich den Leuten hier gleich im Voraus sagen wollen — stille Wasser sind die gefährlichsten und vor dem Sturme ist die Luft auch stille! Nun, kurz und gut: — wir kamen eben dazu, wie sie ihn im Garten aufhoben, wo er sich hatte erschießen wollen."

„Ja, so und nicht anders!" fuhr die Direktorin fort, als sie das Staunen bemerkte, welches sich in Göthes Gesicht abmalte. „Mit einer Pistole hatt' er sich in die Brust geschossen, aber schlecht gezielt. Er lebt noch, aber der Arzt meint, jede Stunde könne sein Ende bringen. Und wer hat den Schaden dabei? Er war nun einmal ein Taugenichts und mußt' über kurz oder lang dem Satan — —"

Aber hier unterbrach sie sich selbst, als bereute sie die Worte, die sie so eben äußern wollte. „Der Himmel weiß, sagte sie, mit dem Engel in der Linken auf den Teufel in der Rechten deutend — es ist ein saures Stück Brod, was ich mit dem Ungethüm da verdiene, aber der Himmel hört auch meine Gebete und so wie ich einen Nothpfennig erschwungen habe, soll das schnöde Zeug ins Feuer wandern oder ich verkauf' es an einen Juden. Ich wollte nur sagen, daß der arme Mensch doch ein besser Loos

verdient hätte, — ach! mocht' er sein wie er wollte, er war doch im Herzen gut. Aber kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen, denn er wollte Sie durchaus noch sehen."

Schweren Herzens folgte Göthe der alten Frau, die ihn im Gasthofe eine Seitentreppe hinan und zu einer Kammer führte, wo der unglückliche Stein lag. Als sie eintraten winkte der Verwundete der Komödiantin, sich zu entfernen und so sah sich Göthe allein bei ihm. Den Gast empörte schon der Umstand, daß man einen gefährlich Verwundeten, noch dazu einen, der im Begriff gewesen, sich selbst zu morden, nur einen Augenblick allein und ohne Aufsicht lassen konnte. Uebrigens aber glaubte er auch, daß die Verwundung keineswegs so gefährlich sein könne; denn war der Kranke auch nicht im Stande, sich empor zu richten, so sprach er doch, ohne daß ihm dies sehr schmerzlich zu fallen schien.

„Sie finden mich in traurigen Umständen, Freund!" sagte er, als Göthe an der Seite seines Lagers stand. „Gewiß traurig, aber doch dem Ende der Trauer nahe. Sie brauchen mich auch nicht nach dem Grunde zu fragen, weshalb ich in diesen Zustand gekommen bin — erinnern Sie sich nur unsers letzten Gespräches, so werden Sie ziemlich im Klaren sein über Alles — nicht wahr?"

Göthe nickte schweigend, er vermochte vor Beklommenheit kein Wort hervorzubringen.

„Verschiedene Umstände," fuhr jener fort, „verleiteten mich zu dem Wahne, Karoline halte sich in dieser Gegend auf. Ich bin das Land kreuz und quer durchzogen und täuschte mich immer. Am bittersten aber diesmal, weil ich diesmal besonders stark gehofft hatte. Nun fiel es mir aber auch stärker als je plötzlich auf's Herz, was daraus werden sollte, wenn ich sie wirklich fände? Glücklich endet es nicht für mich — dies mußt' ich mir gestehen. Ach, Sie haben keinen Begriff von der dumpfen bangen Verzweiflung, die mich befallen hatte. Keine Hoffnung mehr zu haben mag schlimm genug sein, und ich hab' es völlig empfunden; — aber beim Mangel aller Hoffnung zugleich auch alles Trostes bar zu sein, das ist der entsetzliche Zustand, der mich zu der That brachte, die mich an dies Lager fesselt und die mir denn doch die Ruhe des Todes bringen wird."

Göthe bat den Kranken, sich mit Sprechen zu schonen. Stein achtete aber darauf nicht; er blickte an die Decke des Gemachs und fuhr nach einer Pause fort:

„Die lieben Leute, die den Kranken hier seinem Schicksal fast ganz überlassen, wollten mir einen Prediger schicken — einen alten langweiligen Menschen natürlich, um mir die letzten Stunden noch

mehr zu verbittern. Einen jämmerlichen Philiſter, der mir die Leidenſchaft verdammt haben würde, die mein Unglück machte; deſſen Loſungswort ruhige Ergebung und Beherrſchung der Leidenſchaft geweſen wäre. O, ich haſſe dieſe Philiſter, die ſich in ihren kleinſten hausbackenen Verhältniſſen nicht zu beherrſchen wiſſen, wenn's ein Vortheilchen oder eine Grille der Gewohnheit gilt, und die dann gleichwohl hintreten und unverſchämt dir zurufen: Mann, beherrſche deine Leidenſchaft! Solche Menſchen, die von der rieſenhaften Leidenſchaft ſprechen wie der Blinde von der Farbe, die nie ſo viel Kraft und Mark in ſich hatten, um einer Leidenſchaft fähig zu ſein, die alſo nie etwas Tüchtiges in ſich zu beherrſchen hatten, weil ihnen Waſchwaſſer ſtatt Blut in den Adern floß. Jeder Exceß, und wär's nur ein Rauſch, iſt dieſem Geſindel Sünde, und wahrlich, ich habe ſolche jämmerliche Nachtmützen in ihrer Dummheit und Gewiſſenloſigkeit Dinge begehen ſehen, die ſchlimmer waren, als Straßenmord. Ich verbat mir ſehr ernſtlich den angedrohten Beſuch jenes Miethlings, der mir von Zerknirſchung und Reue geſprochen haben würde. Ach, Göthe! ein Mann muß wohl Trauer empfinden können, wenn ſein Geſchick iſt, wie meines. Was aber ſo recht ein Mann iſt, wird der wohl Reue empfinden können? Pfui, das Leben iſt für jeden zu kurz zur Reue, auch wenn er's nicht ab-

kürzt, wie ich. Reue macht nichts gut, und ist immer nur ein neuer dummer Streich und zwar ein dümmerer als der erste. Viel zu kurz ist das Leben zur Reue!" —

Er hielt wieder eine Weile erschöpft inne, ohne daß es Göthe über sich gewann, ein Wort zu sprechen. Dann fuhr er fort:

„Und wie werden wir in dieses Leben geworfen! wie ein Stück Holz in die tobende Brandung — da sieh, wo du bleibst! Ob es Schicksal ist oder blanker Zufall, ich will's nicht entscheiden, aber so viel weiß ich, daß kein Bessermachen von unserer Seite möglich ist, und wohin uns das Leben schleudert, dahin müssen wir. Ich hab' oft lachen müssen, habe mich auch eben so oft geärgert über die trefflichen Geschichten, die erbaulichen Romane, die eure Poeten machen. Die Leute sind da zwar so gescheidt, und lassen es dreißig Kapitel hindurch dem Rechtschaffnen traurig und dem Bösewicht recht wohl gehen — aber im einunddreißigsten Kapitel schlägt die Sache dann regelmäßig um, da findet endlich der langgeschundene fromme Dulder eine ganze fröhliche Christbescherung und der Schurke kommt an den Galgen oder in des Teufels Küche. Ist das nicht köstlich? hätten die Bösewichter und Schufte aller Zeiten nur Gelegenheit gehabt, die romantischen Geschichten unsrer Dichter zu lesen, sie würden ihr schmähliches Gewerbe

bei Zeiten an den Nagel gehängt haben, denn sie mußten ja aus jenen Geschichten sehen, daß, mochten sie auch dreißig Lebenskapitel hindurch triumphiren, im letzten doch immer das Armesünderglöckchen der Vergeltung läuten müsse. Ja, wenns nur im gemeinen unromantischen Leben nicht so oft ganz anders aussähe. Da darf der Fromme verhungern und der Sünder ruhig auf Flaumen sterben, wenn er alt genug geworden und sein Bischen unrechtes Gut bis auf die Neige genossen hat; da unterliegt die Klugheit, wenn sie fromm und ohne Falsch ist, während die pfiffige Bosheit triumphirt; da geht die Weisheit betteln und verfault hinterm Zaune, während die Dummheit in Seide geht und am Ende mit allen Glocken zu Grabe geläutet wird. Aber dafür sind diese moralischen Romantiker blind, sie sehen nicht ein, daß hier jeder nur bei sich selbst im Rechte sein kann, daß es hier keine moralische Vergeltung gibt, außer jener, die wir in der eignen Brust haben. Aber wohin gerath' ich da! Ja, sieh, so schwach ist man! Ich selber bin im Begriff, sterbend noch etwas verbessern zu wollen — als ob wir etwas bessern und ändern könnten! Aber trotzdem muß ich's versuchen und darum nur macht' ich Ihnen die Mühe und rief Sie zu mir."

Die Erschöpfung nöthigte ihn von Neuem inne zu halten, und dann sagte er, indem er einen ver-

geblichen Versuch machte, Göthe's Hand zu ergreifen:

„Karolines wegen beschied ich Sie zu mir. Ich habe nicht die geringste Kunde von ihr — aber versprechen Sie einem Sterbenden, Alles aufzubieten, was in Ihrer Macht steht, um ihren Aufenthalt zu erfahren und dann für sie zu thun, was ein Mann für ein verlassenes Wesen thuen kann. Versprechen Sie mir das!"

„Gewiß, Gewiß!" sagte Göthe, innig gerührt, während jener völlig ermattet den Kopf auf das dürftige Kissen zurücksinken ließ. — Es war Göthen in diesem Augenblicke heiliger Ernst mit seinem Versprechen; doch hielt er's gegenwärtig für nächste Pflicht, für den Verwundeten Sorge zu tragen, den er auf gewissenlose Weise vernachlässigt sah. Er entfernte sich daher mit der ausdrücklichen Zusage, sogleich wieder zu kommen. Dem ersten von den Hausleuten, dem er begegnete, trug er auf, sofort zu dem Kranken zu gehen und dort bis zu seiner Rückkehr zu bleiben. Mit einem Stück Geld hoffte er sich Gehorsam zu erkaufen. Sodann eilte er nach der Wohnung des Wundarztes, dem er Vorwürfe machen und zugleich genauer über den Zustand des Kranken befragen wollte. Er traf aber den Mann nicht daheim, der es vorzog, anderweit seinen Geschäften nachzugehen, und einen gefährlich Verwun-

deten im Stich ließ, von dem er keine besondere Belohnung zu erwarten hatte. Göthe fühlte sich im höchsten Grade erzürnt. Er eilte nach dem Gasthause zurück mit dem Entschlusse, einige vorläufige Anordnungen zu treffen, sodann sich um jeden Preis ein Pferd zu verschaffen, nach der Stadt zu eilen und jenen ihm befreundeten Wundarzt herbeizuholen.

Es war keine Viertelstunde seit seiner Abwesenheit verflossen. Er eilte die kleine Treppe hinan in das Krankengemach. Da fand er die jammernde Komödiantin am Lager des Freundes, welcher, trotz Göthe's Aufträgen, sich selbst überlassen geblieben war und den Verband von der Wunde gerissen hatte. Jede weitere Bemühung war unnütz, denn in der nächsten Minute stand Göthe am Lager eines Todten.

Sechster Abschnitt.

1.

Wir finden Göthe in Straßburg heimisch. Schon beim Beginn seines hiesigen Aufenthalts, als er von der Höhe des Münsters das herrliche Land überschaute, welches (auch eine Folge der Uneinigkeit und Eifersucht deutscher Fürsten!) in fremde Hand gerathen ist, schon in jenem Augenblicke ahnte ihm, daß dieser, ob auch kurze Abschnitt seines Lebens von unendlicher Bedeutsamkeit für ihn werden müsse, wie es in der That der Fall war. An guter Gesellschaft fehlte es gleich von vorn herein nicht; Göthe war in diesem Punkte immer glücklich, so wie nicht minder in dem, stets einen guten Mittagstisch zu finden, — treffliche Gesellschaft und treffliche Küche: es dürfte wenig Dinge geben, die man sich wünschen kann, welche in jenen beiden nicht zugleich eingeschlossen wären. Einen jener Genossen, Lerse, hat unser Dichter auch später noch im Berlichingen verewigt. — Als epochemachend im Straßburger Leben finden wir die Durchreise der Königin Marie Antoinette bezeich-

net; doch dieses wie viele ähnliche Ereignisse stehen mit unserer Erzählung in zu geringem Zusammenhang, als daß wir uns darüber verbreiten dürften. Eben so wenig können wir den Personen, mit welchen Göthe umzugehen pflegte, z. B. den erwähnten Tischgenossen, (unter welchen er besonders den Präsidenten des Tisches, Salzmann, hervorhebt) eine genauere Betrachtung widmen; gern machten wir hierin mit Jung Stilling eine Ausnahme, der damals in Straßburg studirte und sich der Freundschaft Göthes besonders erfreute (man s. „Stillings Wanderjahre") — doch auch diesen trefflichen Mann müssen wir in den Hintergrund treten lassen, und nur einer von jener Gesellschaft — ein Ludwigsritter — wird unsre Aufmerksamkeit etwas mehr als die übrigen in Anspruch nehmen müssen. Er war ein lebhafter, leidenschaftlicher Mann, der in gewisser Hinsicht wohl zu unterhalten wußte. „Deswegen", sagt Göthe, „gesellte ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten, als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte

niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedene Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam er auch immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete nach einer eigenen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn Alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald im weiteren, bald engeren, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden. — Die ersten Male unterhielt es wohl, ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der, zu Scherz und Uebung, den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur

allzubald ab: denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich anstellen, wie ich wollte. Er war bei ältern Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters, durch einen geringen Umstand, mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung herausgerissen und auf seinen Lieblingsgedanken hingestoßen". Wir haben hier mit Göthes eigenen Worten gegeben, was sich im Allgemeinen über das Wesen jenes Mannes sagen ließ. Es kann dieser Fall als ein Beispiel des häufig vorkommenden Umstandes gelten, daß wir oft, fast wider Willen, lange und eifrig den Umgang von Personen suchen, während wir uns zugleich doch gestehen, daß sie etwas widerwärtiges und abstoßendes in ihrem Charakter haben.

Eines Nachmittags machte Göthe, wie öfters, auch einen Spaziergang mit diesem Manne, und dieser Nachmittag sollte für Göthe merkwürdig genug werden. Er theilt selbst einiges davon mit, was wir, so weit es angeht, mit seinen eigenen Worten wiederholen werden, nur daß wir dabei ausführlicher schildern müssen, was er dabei gänzlich mit Stillschweigen überging. Wir überheben uns dabei der Mühe, überall, wo Göthes Worte gebraucht sind, dies besonders anzuführen, da sich derselben der Belesene

ohnehin erinnern wird. — Auf dem Wege durch die Stadt begegnete den Spaziergängern eine bejahrte Bettlerin, die den Ludwigsritter durch ihr zudringliches Bitten in seiner Erzählung störte.

„Pack' dich, alte Hexe!" sagte er und ging vorüber.

„Wenn ihr nicht alt werden wolltet, hättet ihr euch in der Jugend müssen hängen lassen!" war die Antwort des Weibes, welches mehr erzürnt schien über das Beiwort „alte", als über den Titel einer Hexe.

Heftig kehrte er sich herum und rief: „hängen lassen — mich hängen lassen! nein, das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin."

Die Frau stand wie versteinert, er aber fuhr fort:

„Du hast eine große Wahrheit gesagt, Hexenmutter! und weil man dich noch nicht ersäuft oder verbrannt hat, so sollst du für dein Sprüchlein belohnt werden!"

Er reichte ihr ein „Büsel", das man nicht so leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Göthe hatte schweigend aber verwundert dem

Auftritte beigewohnt. Es geschah nicht mit Absicht, daß er der Alten nicht auch eine Beisteuer gab, daß er sie nicht anredete. Ob sie ihn kannte wußte er nicht, aber er hatte sie sogleich wieder erkannt. War das arme Weib nach Steins Tode von ihren Engeln und Teufeln im Stiche gelassen worden, daß sie nun, statt von der Kunst zu leben, auf der Straße betteln mußte? Hoffentlich begegne ich ihr wieder, dachte Göthe, als sie verschwunden war, um sie um ihr Geschick befragen und ihr ein Almosen reichen zu können. Er hörte, während er mit seinem Begleiter weiter ging, nicht auf dessen Gespräche, er dachte nur an die Alte und an all die Personen, die er gleichzeitig mit ihr hatte kennen lernen — wie manichfaltig waren die Schicksale, die die meisten getroffen hatten!

Sie waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo sie einzukehren gedachten. Jetzt suchte Göthe den Begleiter auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen daher kam, vor den beiden stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief:

„Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin? Es scheint ja beinah, als wollten Sie mich nicht kennen — das thut mir unendlich leid —"

„Ich weiß in der That nicht —" versetzte er etwas verlegen.

„Wie?" sagte sie mit anmuthiger Verwunderung, „vergessen Sie Ihre Freunde so bald?"

Das Wort vergessen machte ihn verdrießlich, er schüttelte den Kopf und erwiederte mürrisch genug: „Wahrhaftig, ich wüßte nicht!"

Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen!" Und mit diesen Worten eilte sie raschen Schrittes vorüber, ohne sich umzusehen.

Auf einmal schlug sich Göthes Begleiter mit beiden Fäusten heftig vor den Kopf; — „O, ich Esel!" rief er aus; „ich alter Esel! da seht ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht. Das ist meine verwünschte Vergeßlichkeit, die mich einen dummen Streich nach dem andern begehen läßt. Ich muß immer wiederholen, kein Unheil, das nicht aus Vergeßlichkeit entstünde — das ist allein der rechte Satan, der zum Schlimmen treibt, und wie unglücklich ist nun derjenige, der so verkehrt handeln muß, weil ihn sein Gedächtniß verläßt. Wahrhaftig, in die Erde möcht' ich gleich sinken oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich's bedenke. Was soll aus einem werden unter solch heillosen Umständen? soll ich mir nicht selber zur Last sein? — Ich rufe Sie

zum Zeugen an! Erinnern Sie sich jener Krämerin, an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, seit sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da zeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!"

„Gefälliger als billig?" murmelte Göthe vor sich hin. „Wahrlich, jetzt scheint es mir fast selbst, als wären die Leute hier vom Teufel der Vergeßlichkeit besessen!"

Gewiß hatte er einigen Grund zu diesem Gedanken, denn jenes Mädchen, welches den Hauptmann anredete und Göthen gar nicht zu bemerken schien, war — Karoline.

Der ganze Vorfall hatte den Alten so sehr verstimmt, daß Göthe, trotz seiner Lust dazu, doch für den Augenblick unterließ, die sehr natürlichen Fragen hinsichtlich der Bekanntschaft mit Karolinen an jenen zu richten. Er wollte abwarten, bis sich der Mann in etwas beruhigt hätte. Sie traten ins Wirthshaus und nur die zechende schwärmende Menge

in den Vorsälen hemmte die Invectiven, die der Mensch gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und Göthe hoffte ihn begütigt, als sie in ein oberes Zimmer traten, wo sie einen jungen Mann auf und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Göthe war es angenehm, denselben kennen zu lernen, denn der Hauptmann hatte ihm viel Gutes von jenem gesagt und erzählt, daß derselbe, beim Kriegsbureau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Göthe war froh, daß das Gespräch sich ins Allgemeine lenkte, und während es fortgesetzt wurde, trank man eine Flasche Wein. Dabei entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den der Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, ebensosehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest, und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich die Augen nicht lange hin und hergewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeu-

tung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen — Karoline — habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Göthe hatte sich bisher ganz harmlos mit dem jungen Manne unterhalten und ehe er noch etwas von des Hauptmanns neuem Unmuthe ahnen konnte, fing dieser mit einem unangenehmen Tone, der ihm in solchen Fällen eigenthümlich war, auf das Tassenpaar und auf das und jenes zu sticheln an. Der jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; aber der Alte fuhr fort, schonungslos unartig zu sein, daß dem andern nichts übrig blieb als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschied eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: den schlag' ich todt!

Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint, denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm je-

mand widerstand oder sonst mißfiel. Ebenso unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückwege: denn Göthe hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nun gerieth der Mann erst in die fürchterlichste Wuth gegen sich selbst; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu Karoline Anlaß gegeben hatte. Reue und Buße zeigte sich hier bis zur Karikatur getrieben, und, wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch. Denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten der Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstscheltung, ließ zuletzt die „Hexe" nochmals gegen sich auftreten und verwirrte sich dergestalt, daß zu fürchten war, er werde sich in den Rhein stürzen. „Wär' ich nur sicher," dachte Göthe, „ihn wie Mentor seinen Telemach, schnell wieder aufzufischen, so möcht' er springen und ich brächte ihn für diesmal abgekühlt nach Hause!"

Dem Freund Lerse, einem von jenen Tischgenossen, den Göthe besonders achtete und der immer das Amt eines Vermittlers zu übernehmen pflegte, vertraute Göthe sogleich die ganze Sache und beide gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den Lersens trockenes Wesen bald zum Lachen brachte.

Man wurde eins, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor sich gehen sollte. Das lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch diesmal seine Unart verschlafen hatte und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging Göthe nicht den Scherzen seiner Freunde, die ihm aus eigner Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig ihm gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Obwohl er nun allerdings darauf dachte, seinen Umgang mit diesem Mann in Zukunft etwas zu beschränken, so lag ihm doch daran, zunächst Alles von ihm zu erfragen, was er ihm etwa über Karoline, deren gegenwärtige Verhältnisse und ihr Leben in der letzten Zeit sagen könnte. Man kam mit derartigen Fragen bisweilen übel an beim Ludwigsritter, der zwar, wenn dies seine Laune sonst gestattete, bereitwillig war, ein Langes und Breites zu erzählen, aber nur gemeiniglich gerade nicht das, was man eben verlangte. „Da haben Sie nun wieder einen solchen Fall," pflegte er etwa dann zu sagen, „ich entsinne mich Aehnliches erlebt zu haben, es sind etwa dreißig Jahre her —" und nun kam eine Geschichte an die Reihe, die man wohl anhören mußte,

wenn man die Hoffnung nicht aufgeben wollte, ihn endlich doch noch bei dem verlangten Gegenstande festzuhalten. Er war jetzt in etwas ruhigerer Stimmung als gewöhnlich, da jener Streit zu allseitiger Zufriedenheit beigelegt war, und diese Stimmung benutzte Göthe, der dem bejahrten Genossen andeutete, daß ihn in Folge früherer Verhältnisse jenes Mädchen interessire und er daher einige Auskunft über dasselbe zu erhalten wünsche.

„Sie werden mich verbinden," sagte er, „wenn Sie mir Alles, was Sie im Allgemeinen von ihr wissen, — denn es versteht sich, daß ich mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen mag, — so wie ihre gegenwärtige Wohnung sagen wollten."

„O Gott, wozu lange Umstände wegen einer Kleinigkeit," sagte der Ritter; „die Sache ist sehr einfach und was ich weiß, sollen Sie hören. Ich brauche mich selber dabei gar nicht zu schonen, am wenigsten vor Ihnen, der Sie mir soeben einen so dankenswerthen Freundesdienst erwiesen haben. Was gibt's auch viel von einem hübschen jungen Kinde zu sagen, was sich nicht eigentlich schon von selber verstünde? Mich ärgert nur der dumme Streich, zu dem ich mich durch Sie beinahe hätte verleiten lassen, ich alter einfältiger Bursche! Wäre nur die Kraft meines Gedächtnisses in den letzten Jahren

nicht so sehr gelähmt worden. Aber was sag' ich? auch in jüngern Jahren litt ich Unglückseliger schon bedeutend an diesem Uebel. Hören Sie, — es mögen nun gerade fünf und dreißig Jahr hersein — da war ich noch sehr jung — aber die Geschichte, die mir damals passirte, ärgerte mich um so mehr, weil sie wahrhaft lächerlich war. O, die verdammte Gedächtnißschwäche!"

Mit Schrecken sah Göthe, daß hier eine Geschichte im Anzuge war, die mit dem, was er zu wissen wünschte, in gar keinem Zusammenhange stand. Aber er durfte den Erzähler nicht unterbrechen, sondern mußte abwarten, bis dieser seinen Faden abgesponnen hatte. Und so fuhr der Ritter ungestört fort: —

„Ich saß im Gasthause mit einem Bekannten bei einer Flasche Wein. Mein Genosse entfernte sich bald, aber ich empfand Lust, in aller Behaglichkeit noch eine Flasche zu trinken. Dies geschah, ich las die Zeitung, unterhielt mich dann mit der ergötzlichen Aussicht von meinem Fenster und trank eine dritte Flasche. Es war ziemlich spät geworden. Ich schütte in aller Ruhe meine Börse vor mir auf dem Tische aus, denn ich wollte bezahlen. Meine Baarschaft mochte sich auf hundert Gulden belaufen, die ich am nämlichen Tage von jemand, dem ich sie geliehn, zurückempfangen hatte. Wie sich nun die Ideen in meinem verwahrlosten Gehirn kreuzen mochten, das

weiß der Himmel und ich selber hab' es mir nie erklären können. Genug, ich rief den Kellner, ließ mir Papier und Schreibzeug geben, schrieb einen Brief, den ich unterzeichnete, legte die hundert Gulden hinein, adressirte ihn an mich und übergab ihn beim Weggehn dem Kellner, der mich nicht von Namen kannte, zur Bestellung. Des andern Morgens erhielt ich denn einen Brief, datirt aus jenem Gasthaus, woraus mir hundert Gulden entgegenfielen; der Brief war übrigens in einem Tone geschrieben, der mich ärgern, ja beleidigen mußte. Ich fühlte mich ungeheuer aufgebracht und wollte mich rächen. „Soll ich mir, für die Gefälligkeit," sagt' ich zu mir selbst, „daß ich einem Menschen ein Darlehn mache, statt der Zinsen Grobheiten sagen lassen?" Ich war nämlich so verdutzt und verwirrt, daß ich den Freund, der mir gestern die Summe zurückgegeben, mit dem Schreiber jenes Briefs zu einer und derselben Person machte. Unvorzüglich setzte ich mich hin und schrieb mit dürren Worten eine Ausforderung als Antwort auf den Brief, adressirte dieselbe gemäß der Unterschrift nach jenem Gasthause zur Weiterbeförderung und ging dann, noch in voller Hitze, aus, um mir einen Sekundanten zu suchen, denn am nämlichen Nachmittag wollt' ich mich schlagen. Ich fand auch einen bereitwilligen Bekannten."

„Wer ist Ihr Gegner?" fragte mich derselbe.

„Er heißt — wie? — ja, doch ich habe den verteufelten Namen vergessen, — war meine verwirrte Antwort; aber Sie werden den Burschen ja kennen lernen. — Nun ging ich wieder nach Hause, wo ich wieder einen Brief, ebenfalls aus jenem Gasthause datirt, fand, worin ich mich von einem Manne gefordert sah, und zwar wunderbarer Weise zur nämlichen Stunde und unter gleichen Umständen, wie ich meinen Gegner gefordert hatte. Nun, dacht' ich, das sind zwei Geschäfte auf einmal — zwar weiß ich nicht, wie ich zum letztern komme, indeß soll mich das nicht kümmern.

Zufällig traf ich einen andern Freund, dem ich die Sache mittheilte. Für das erste Duell, sagt' ich zu ihm, hab' ich bereits einen Sekundanten, der mir auch wohl im zweiten beistehen könnte. Doch soll es mich freuen, wenn Sie mir diesen Dienst leisten und mir Ihre Gesellschaft schenken wollten. Ein Zeuge mehr kann nichts schaden, da ich meinen Gegner gar nicht weiter kenne. — Der Freund war bereit, wir sprachen vorläufig nicht weiter von der Sache, speisten zu Mittag miteinander und verfügten uns zur bestimmten Zeit zu meinem ersten Sekundanten, den wir abholten.

„Alle Wetter!" sagte dieser. „Schon ein neuer Handel zu dem ersten! Sie treiben's ja toll. Nun,

lassen Sie uns gehen, damit wir unsre Feinde näher kennen lernen."

Wir begaben uns denn nach dem bestimmten Orte und waren richtig die ersten auf dem Platze. Von unserm Gegner war noch nichts zu sehen und zu hören. Wir sprachen eine Zeitlang von gleichgiltigen Dingen, bis es uns endlich auffällig ward, daß sich noch immer niemand zeigte. Der eine meiner Begleiter zog die Uhr heraus und sagte: „Schon fünfzig Minuten über die bestimmte Zeit — Donner und Teufel! wollen uns die saubern Herrn zu ihren Narren machen? Ich rathe euch, Hauptmann, daß wir uns entfernen. Sie haben Ihrer Ehre völlig Genüge gethan und es wird uns nicht an Gelegenheit fehlen, jene Wichte gebührend zu brandmarken. Schöne Ehrenmänner sind mir das!"

„Sie haben sich doch nicht in der Stunde geirrt?" bemerkte mein andrer Begleiter. „Das wäre fatal, aber wir müßten dann noch warten."

„Gewiß hab' ich mich nicht geirrt," erwiederte ich etwas geärgert. „In Ehrensachen bin ich pünktlich und irre mich dann nie."

„Aber zum Henker, Ihre Gegner" — sagte der erste — „Sie haben uns Ihre Gegner noch gar nicht genannt. Wie heißen denn die Burschen und wer sind sie?"

„Die schriftliche Ausforderung des letzten hab' ich bei mir" — sagt' ich, indem ich meinen Freunden den Brief reichte.

Diese zogen ganz seltsame Gesichter und endlich rief der eine: „Nun, bei allen Teufeln, Hauptmann, das ist ein von Ihnen eigenhändig geschriebenes und unterzeichnetes Papier, was Sie auch an sich selbst adressirt haben. Was sind das für wunderliche Possen?"

Ich würde vergebens versuchen, wenn ich den seltsamen Zustand und die Verwirrung, worin ich mich nun befand, schildern wollte. Allmälig nur vermochte ich mir selbst Alles zu erklären — das heißt nicht zu erklären, denn die Zerstreuung in der ich den Unsinn begangen, war ja doch unerklärlich; ich sah doch aber nun, wie alles lag und stand und gerieth über mich selber in eine unbeschreibliche Wuth, während meine Begleiter in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen, welches sich immer und immer wieder erneuerte. Ich konnt' Ihnen das nicht wehren und nicht verdenken — ich selber mußte wider Willen mitlachen, so schlecht ich mich auch dabei befand. Ich hatte mich selber gefordert und war noch einmal von mir gefordert worden — hatte mich selber für meinen Gläubiger und Schuldner in eigener alleiniger Person gehalten. Ich schämte mich furchtbar und es blieb ein Wunder, daß ich vor Aerger nicht gefährlich krank wurde. Zwar waren meine

Freunde verständig genug, die Sache nicht weiter zu erzählen; aber trotzdem wich ich vier Wochen lang allen Bekannten aus.

„Solches Unheil richten Vergeßlichkeit, kurzes Gedächtniß und Zerstreuung an" — fuhr der Ludwigsritter fort, und Göthe unterbrach ihn bei den letzten Worten um so weniger, weil er hoffte, daß man nun schon glücklich beim Schlusse der Erzählung angelangt sei. Die etwaige Nutzanwendung, die doch nicht gar zu lang sein konnte, ließ sich dann jedenfalls noch geduldig anhören. Aber statt dessen schien der Erzähler eine neue Geschichte beginnen zu wollen. Dem wollte der Zuhörer denn doch vorbeugen und er fragte daher geradezu: Bitte, sagen Sie mir die Wohnung jenes Mädchens. Sie wollten überhaupt die Güte haben, mir einiges mitzutheilen.

„Bin schon dabei — versteht sich — Sie sollen Alles hören, verehrter Freund, und es ist gut, daß Sie mich an das Mädchen erinnern, welches ich durch meine Vergeßlichkeit beleidigte. Es war ein ähnlicher Fall — ähnlich nämlich, was die Vergeßlichkeit betrifft, im übrigen aber ungleich schlimmer — ein ähnlicher Fall, sag' ich, den ich gleichfalls in jener Zeit erlebte. Es war auch in Straßburg und ich liebte eine der beiden Töchter eines Tanzlehrers. Die andere ist, so viel ich weiß, noch ziemlich jung gestorben. Nun, die ganze Geschichte muß jeden An-

dern eine ganz gewöhnliche, alltägliche dünken, nur für mich ist sie das bis diese Stunde noch nicht, weil ich jenes Mädchen wahrhaft und innig liebte, und weil meine heillose Vergeßlichkeit schuld war, daß ich sie verlor und sie unglücklich machte. Die Sache ist mit wenig kurzen Worten erzählt.

Ich hatte das Unglück (anders konnt' ich es nicht nennen) auch von der jüngern Schwester geliebt zu sein und zwar so heftig, daß dieses leidenschaftliche Mädchen kein Mittel scheute, mein Verhältniß mit der ältern Schwester zu zerstören. Das, und was man anwendete, hab' ich freilich erst später erfahren. Der Vater konnte mich nicht leiden und diesen Umstand benutzte man gleichfalls. Ich hatte mit meiner Geliebten verabredet, gemeinschaftlich zu fliehen und wir hatten bereits einen Abend dazu bestimmt. Es war ein Wagen gemiethet, der uns nach Deutschland bringen sollte. Ein Hausfreund in ihrem väterlichen Hause, ein wüster Mensch, der sich, vom Vater begünstigt, um meine Geliebte bewarb, hatte, Gott weiß wie, aber jedenfalls mit Hilfe der Schwester, meinen ganzen Plan entdeckt. An dem Abend, wo wir uns entfernen wollten, wußte mich der Mensch in einer muntern Gesellschaft festzuhalten. Er hatte seinen Plan einestheils auf mein vergeßliches Wesen und dann auf eine gewisse Aehnlichkeit mit mir in Gestalt und Stimme gebaut, und

leider zeigte die Folge, daß er sich nicht verrechnet hatte. Ich bemerkte plötzlich, daß er sich nicht mehr in der Gesellschaft befand. Ich sah nach meiner Uhr und fand zu meinem Schrecken, daß es bereits dreiviertel Stunden über die Zeit war, wo ich meine Freundin an dem bestimmten Orte hatte treffen wollen. Sogleich stand ich auf und entfernte mich ohne Abschied zu nehmen. Es hielt mich auch jetzt niemand mehr zurück, denn die Genossen, die mit meinem Nebenbuhler jedenfalls im Einverständniß waren, mochten wissen, daß ich lange genug dort gewesen. Ich eilte wie gehetzt durch die Straßen und kam athemlos bei dem Hause an, wo ich den bestellten Wagen hatte bereit halten lassen. Es war keiner mehr da und als ich mich befragte, wunderte man sich, mich schon wieder hier zu sehen, da ich doch vor länger als einer Stunde mit der Dame abgefahren sei. Ich durchschaute den ganzen Bubenstreich sogleich — er war nur zu gut gelungen und der Schurke hatte im Dunkeln, da er überdies meine Stimme trefflich nachahmen konnte, auch sie zu täuschen gewußt. Nacheilen, wenn ich auch sogleich Gelegenheit gehabt hätte, war unnütz, denn ich konnte mir denken, daß der Wicht einen etwas verschiedenen Weg eingeschlagen haben möge. Mir blieb nichts übrig, als Durst nach Rache, vorläufiges Ergeben in das Unvermeidliche und die Hoffnung, daß die

Täuschung meiner Geliebten doch nur wenige Stunden währen könnte, daß sie schon am nächsten Morgen den verruchten Menschen von sich stoßen und mir dann Nachricht von ihrem Aufenthalt geben werde. Gleich am Morgen begab ich mich in ihr väterliches Haus, wo man mich freundlicher denn sonst empfing. Ich fragte nach ihr und hörte, sie sei wenige Meilen weit zu Freunden verreist. Dies glaubte der Vater wahrscheinlich selbst. Ich verließ das Haus, welches ich nachher nie wieder betreten habe. Auch jener Schurke hat sich gehütet, mir je wieder unter die Augen zu treten. Drei Tage nach jenem unglücklichen Abend erhielt ich aber einen Brief von ihr, der mich mit dem tiefsten Schmerz erfüllen mußte. Sie hatte, wie sie mir schrieb, noch in der nämlichen Nacht den Irrthum erkannt. „Aber es war zu spät," so waren ihre Worte, „der Bubenstreich unsers Feindes war, von den heillosen Umständen begünstigt, bereits gelungen. Mit Verachtung wendete ich mich von ihm und floh sogleich aus seiner Nähe; aber ach! auch die deine muß ich von nun an fliehen — es ist nicht meine Schuld, es ist nur mein Unglück, aber ich kann mich deiner nicht mehr würdig halten. Denke meiner fortan nur voll Mitleids als einer armen Verlorenen. Du wirst mich nie mehr wiedersehen — ich will mein Leid und meine Schmach allein in der Ferne tragen. Leb-

wohl." Dies ist meine traurige Geschichte — sagte der Ritter — und Sie sehen, daß meine Vergeßlichkeit am Ende doch allein die Schuld trug. Warum gedachte ich nicht besser meiner Pflicht an jenem Abend? Ich habe meine theure Verlorne, die mich ohne alle Spur von sich ließ, in der That nie wieder gesehn. Nur in spätern Jahren drang eine dunkle Kunde von ihr zu mir — sie soll in einer deutschen Stadt gelebt haben, wo sie kümmerlich von der Kunst des Wahrsagens lebte. Ich bemühte mich, den Aufenthalt der nun gleich mir bejahrten zu entdecken, aber es gelang nicht und ich erfuhr nur die unbestimmte Nachricht, daß sie sich wieder nach Frankreich gewendet habe."

„Sie lebte in Leipzig?" fragte Göthe.

„Das war allerdings der Ort" — erwiederte der Ritter erstaunt — „aber wie kommen Sie darauf?"

Göthe hatte sogleich geahnt, daß hier auch von einer seiner Bekanntschaften die Rede sein möge. „Ich dachte mir's nur so," erwiederte er, „weil ich dort eine solche Frau kannte, die ein Andenken, ein kleines Medaillon, aus ihrer Jugendzeit sehr werth hielt" —

„Bei Gott, das war sie!" rief der Ritter. „Und Sie kannten sie?"

„In Leipzig, ja; doch sie ist mir bald aus den Augen entschwunden."

„Sagen Sie mir Alles, was Sie dort von ihr erfuhren!“ fuhr der Ritter begierig fort.

„Mit Vergnügen,“ sagte Göthe. „Nur bitt' ich Sie, auch mir vorher die versprochne Auskunft zu geben hinsichtlich Karolinens. Ein Dienst ist des andern werth.“

„Ach ich weiß ja nicht viel!“ entgegnete jener; indeß nannte er die Wohnung des Mädchens, dessen Bekanntschaft er dort zufällig gemacht, aber seitdem nie wieder gesprochen hatte.

„Nun, ja, und was läßt sich auch weiter sagen? Sie haben da alles gehört, was ich sagen konnte. Und nun sprechen sie von der Frau, die sie in Leipzig kannten.“

„Auch ich habe schon Alles gesagt, was ich wußte,“ erwiederte Göthe, den es jetzt drängte, Karolinen aufzusuchen. „Indeß,“ fuhr er fort, „werden wir noch weiter von dieser Angelegenheit reden können. Nur in dieser Stunde ist mir's unmöglich.“ Damit nahm er kurz Abschied und überließ es dem edlen Ritter, weitere Betrachtungen über Gedächtnißschwäche und deren Folgen in der Einsamkeit anzustellen.

2.

Göthe hatte Karolinens Wohnung richtig gefunden, er hatte sie daheim getroffen und nun stand er ihr gegenüber und fragte sich im Stillen, was ihn eigentlich hingeführt habe? Eine gewisse lebhafte Theilnahme an ihrem Geschick, — oder bloße Neugier? er wußte sich das selbst nicht zu sagen, und nur das wußte er, daß er sie nicht eigentlich mehr liebe. — Er hatte ihr das Schicksal ihres Bruders auf schonende Weise mittheilen wollen; aber sie hatte ihm gleich bei den ersten Worten erklärt, daß sie von Allem schon unterrichtet sei.

„Und sie kannten mich in der That nicht," fragte er, „als sie mir in Gesellschaft des Hauptmanns begegneten?"

„Ich bemerkte erst, als ich jenen bereits angeredet hatte, daß Sie sein Begleiter waren. Aber so wie ich diese Bemerkung machte, bereute ich auch, nicht gleich schnell vorüber gegangen zu sein. Ich wünschte nicht, von Ihnen erkannt zu werden und war daher sogar froh über das unartige Benehmen des Hauptmanns, wodurch ein weiteres Gespräch unmöglich gemacht wurde."

„Aber darf ich den Grund nicht wissen, warum Sie von meiner Bekanntschaft nichts mehr hören mögen?"

„Sie quälen mich" — versetzte Karoline — „schon jedes Ihrer Worte enthält einen gnügenden Grund. Oder lassen Sie mich nun fragen: weshalb könnten Sie meine fernere Bekanntschaft wünschen?"

Göthe schwieg. Er hatte in der That keine passende Antwort, und endlich sagte er, nur um überhaupt etwas zu sagen: Ich glaube, Sie verkennen mich, Karoline.

Sie lächelte schmerzlich, fuhr aber nach einer kurzen Pause fort: „Ich muß jetzt aus demselben Grunde so handeln, aus welchem ich Leipzig plötzlich verließ, ohne Sie zuvor noch zu sprechen. Ich glaube, Herr Göthe, Ihr größter Fehler besteht hier darin, daß Sie nicht offen sprechen mögen, was Sie fühlen. Eine Art Theilnahme, eine Art von Mitleid oder so etwas mögen Sie vielleicht augenblicklich auch jetzt noch für mich haben. Aber das ist Alles. Die schönen Tage von Leipzig — für mich wenigstens waren sie es — sind längst vorüber; und ich will es nur gestehen, es gewährt mir jetzt eine gewisse Befriedigung, die Reihe jener Tage selbst und freiwillig abgebrochen zu haben, ehe sie sich überlebten, wo sich zum Schmerze bei mir noch Demüthigung und Beschämung gesellt haben würde."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Göthe. „Glauben Sie, daß jene glücklichen Tage durch meine Schuld hätten enden können? Wenigstens kann ich

Ihnen die Versicherung geben, daß seitdem bis diesen Augenblick mein Herz frei geblieben ist."

„Meinetwegen nicht," sagte Karoline. „Aber glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen je einen Vorwurf machen wollte. Eben weil dies nie meine Absicht war, wich ich Ihnen ja aus. Die Ahnung, die ich schon in jener Zeit hatte, wurde mir plötzlich durch das Wort einer andern Person zur Gewißheit erhoben: — nämlich daß Sie mich bald vergessen würden. Darum nützte ich eine Gelegenheit, die sich mir bot, die Heimat zu verlassen, und so schmerzlich mir dies auch war, so geschah es doch mit dem festen Entschlusse, Sie nie wieder zu sehen. Ich hätte nie geglaubt, daß sie der Zufall wieder in meine Nähe führen würde; aber daß ich recht gethan habe, muß Ihnen Ihr eignes Herz sagen, welches längst für mich erkaltet ist. Erwiedern Sie darauf nichts — Sie wissen ja doch, daß ich die Wahrheit sage, und was frommen uns leere Worte?"

„Nun gut," antwortete Göthe, den Karolinens Benehmen doch ein wenig aus der Fassung gebracht hatte. „Nun gut, nehmen wir auch einmal an, Sie hätten in allem Recht, was Sie so eben gesagt haben. Dennoch muß mir noch immer Grund genug bleiben, Ihre Bekanntschaft werth zu halten. Dennoch möchte ich Ihnen noch gar viel sagen. Und

sollte ein alter Freund, der Sie nie kränkte, der von Ihnen verlassen ward, während er sich einsam und unglücklich fühlte, sollte der nicht das Recht haben, an Ihrem Geschick Theil zu nehmen, zu Ihrem Besten irgend etwas zu thun und auf Ihr ganzes Vertrauen Anspruch zu machen?"

„Nun?" fragte Karoline, als wolle Sie ihn auffordern fortzufahren.

„Gewiß, Ihr Vertrauen sollen Sie mir wenigstens in so weit noch schenken, um keines meiner Worte übel zu deuten. Sie sollten wenigstens den Glauben haben, daß ich es wahrhaft gut meine." — Er hielt wieder inne und nach einer Pause, da sie nichts erwiederte, fuhr er fort: — „Karoline, Sie wandeln jetzt eine traurige Bahn, wie ich vermuthe — eine Bahn, die Sie einer Zukunft entgegen führen kann" —

„O!" sagte sie rasch — „ich habe Ihnen geduldig zuhören wollen, aber Sie scheinen da auf ein Gebiet zu gerathen — nun, mit einem Worte, brechen wir davon ab. Ach, mein ehemaliger Freund, Sie haben nie geliebt, wie ich — Sie wissen nicht, was es heißt, das verlieren zu müssen, woran unser ganzes Glück und Heil hing! Wohl den Menschen, die da leicht vergessen können! Ich konnt' es nicht, ich empfand meinen Verlust und mit dem Bewußtsein dieses Verlustes hab' ich auch alles Glück und Heil

verloren — ja, gewinnen kann ich nichts mehr und zu verlieren hab' ich nichts mehr. Da haben Sie mein Schicksal. Was noch weiter kommen mag ist gleichgiltig. Ich bitte Sie dringend, brechen wir von all' dem ab."

Göthe stand schweigend, er befand sich in großer Verlegenheit. Er fühlte wohl, daß Alles vorüber sei, daß das alte Verhältniß nicht wieder angeknüpft werden könne, wenn auch die Theilnahme, die er noch für sie hatte, auf einem Reste früherer Liebe beruhen sollte.

„Sie sehen wohl," sagte Karoline dann wieder, „daß uns kein Band mehr verknüpft. Ich will nicht einmal, daß Sie etwas für mich thun, selbst wenn Sie das könnten; aber Sie können es auch nicht. Lassen Sie noch einige Wochen vergehen, wo Sie mich nicht sahen und nichts von mir hörten, dann werde ich Ihnen vollkommen gleichgiltig sein in jeder Hinsicht. Was mich betrifft, so werde ich Ihrer freilich nie mit Gleichmuth gedenken können — doch eben deßhalb ist es nöthig, daß auch ich Sie nicht sehe. Gönnen Sie mir wenigstens den armseligen Schein äußrer Ruhe, die ich erringen werde, wenn mir fern ist, was mir nur allzulieb war — und um Ihrer selbst wie Anderer wegen hüten Sie sich in Zukunft besser, ehe Sie ein solches Verhältniß anknüpfen; Sie sehen an mir, wie dadurch das ganze

Leben eines Menschen zerrüttet werden kann. Und verlassen Sie mich nun, Göthe, und leben Sie wohl!"

„Und Sie geben mir gar keine Hoffnung, Sie wieder zu sehen?"

„Nein! Für mich könnte ein Wiedersehn immer nur traurige Folgen haben, und Sie selbst werden, wie ich schon sagte, vielleicht schon nach wenigen Tagen gar keine Sehnsucht darnach haben. Ich verlasse heute noch diese Wohnung und was meinen künftigen Aufenthalt betrifft, so werde ich Sorge tragen, daß er Ihnen unbekannt bleibt."

Göthe sah deutlich, daß dieß Alles ganz ernstlich gemeint war, und gerade dieser Umstand erhöhte sein Mitleid. Er war genöthigt Achtung für die Arme zu empfinden — und überdieß mußte er sich gestehen, daß sie doch richtig geahnt hatte, wenn sie ein Erkalten seiner Neigung fürchtete. Aber hundert andere hätten in ihrem Falle dann gewiß anders gehandelt, sie hätten ihn zu fesseln gesucht, auf alle erdenkliche Weise, während dies Mädchen eine Neigung verschmähte, die nicht kräftig und innig genug war, um durch sich selber von Bestand zu sein. Sie verschloß ihren Schmerz in sich und gab sich den Stürmen des Lebens preis, um nur das Eine rein in ihrem Andenken zu bewahren, was ihr das Theuerste gewesen war.

Er fand sich endlich auf der Straße wieder — er wußte nicht, was er ihr gesagt und was ihre letzten Worte gewesen. Er vermochte keinen bestimmten Gedanken zu fassen, es flirrte ihm vor den Augen und in fast bewußtlosem Zustande erreichte er seine Wohnung. —

3.

Zum Glück für Göthe fand derselbe so manchen Gegenstand im Bereiche der Wissenschaft und Kunst, der ihn jetzt genügend anregen und beschäftigen konnte, um damit zugleich seine Gedanken von jenem mißlichen Auftritte abzulenken. So war es z. B. der herrliche Münster, welcher sein Augenmerk besonders auf sich lenkte und ihn zu weitrem Nachdenken über die gothische, oder wie er sie mit Recht genannt wissen wollte, die deutsche Baukunst anregte. Seine Ansichten hierüber legte er später in einem kleinen Aufsatze, D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, nieder, den Herder in seinen fliegenden Blättern Von deutscher Art und Kunst (Hamburg 1773) aufnahm. Es war für Göthe erfreulich, später zu sehen, wie man von vielen Seiten demselben Gegenstande eine große Aufmerksamkeit

widmete, mit welchem er sich dazumal selber mit Liebe beschäftigt hatte und er gedachte dabei des hoffnungsreichen altdeutschen Wortes: Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug! „Ich weiß zwar recht gut," sagt er, „daß dagegen manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel günstiges spricht dafür und ich erkläre, was ich dabei denke." Diese Erklärungen finden auch hier eine Stelle: „Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausgreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritte unserer Entwicklung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine

Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft. — Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunsch nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unsers Lebensganges dasjenige von andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem andern, aufgeben mußten:

dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen."

Während dieser Zeit, an einem Nachmittage, saß Göthe auf seinem Zimmer, als sich ein bescheidenes Klopfen an seiner Thür hören ließ, und auf seine Einladung erschien die ihm wohlbekannte Alte, weiland Greifs Haushälterin, die Theaterdirektorin und zuletzt die „alte Hexe," welche der Ludwigsritter so hart behandelt hatte. Das alte Weib sah so ärmlich und kummervoll wie möglich aus, und unter dem Arme trug sie ein kleines Päckchen.

„Ei seht da," sagte Göthe, „die Frau Direktorin! Aber ich bitt' euch, gute Frau, warum habt ihr euren schönen Erwerb aufgegeben?"

„Ich mußte wohl!" sagte die Alte. „Da der Stein nicht mehr bei mir war, hatte mein Gehilfe keinen Respect mehr. Ich wurde betrogen und kam zuletzt in Schulden, bis sie mir einmal das ganze Theater wegnahmen."

„Und nun?"

„Ja, nun ist mir gar nichts geblieben, als das Erbarmen guter Leute, sonst müßt' ich verhungern. Ich habe Sie schon öfters von Ferne gesehn und endlich ist mir's nun gelungen, Ihre Wohnung zu entdecken."

„Und ihr wollt euch einen Zehrpfennig holen, den ihr auch haben sollt, gute Frau," setzte Göthe hinzu.

„Nun" sagte sie, „wie man's nimmt; indeß verschmäh ich nichts. Ich will Ihnen aber erst noch etwas zum Verkauf anbieten, Herr Göthe. Sie waren ja immer vernarrt in die Komödien, die Stein machte, und hier hab' ich noch zwei, die Ihnen vielleicht Freude machen könnten. Mir nützen sie ja doch nichts mehr." — Sie zog aus dem Päckchen zwei Stücke — Fausts Leben und Höllenfahrt und ein Schauspiel, betitelt Franz von Sickingen.

Die Theilnahme, die Göthe damals an den wilden, phantastischen Stücken des unglücklichen Freundes gehabt hatte, war zwar noch nicht erkaltet, aber auch bei weitem nicht mehr so eifrig, wie im Anfang. Doch war's ihm auch lieb, der Frau auf solche Weise statt eines bloßen Almosens eine ordentliche Zahlung machen zu können und er fragte, was sie für die beiden Stücke verlange.

„O, das können Sie weit besser als ich beurtheilen, was die Sachen werth sind. Ich bin zufrieden, wenn ich das Sümmchen vollmachen kann, was ich brauche, um ehrlich nach der Heimat zurückzukommen, denn ich bin nun des traurigen, unsteten Lebens müde. Den größten Theil hab' ich schon bei-

sammen und wenn Sie mir noch einige Gulden geben, so kann ich morgen meine Reise antreten.

So kaufte Göthe die beiden Stücke und die Frau, die unter tausend Danksagungen Abschied nahm, schien höchlich zufrieden mit dem was sie erhalten. —

Es war nur Zufall, daß er die beiden Hefte, zu denen er wenig Vertrauen hatte, zur Hand nahm und durchblätterte. Dabei kamen ihm aber verschiedene Gedanken, die ihn immer mehr fesselten und aus dem anfänglichen Blättern wurde endlich ein aufmerksames Lesen. Er hatte noch kürzlich erst die Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen gelesen, die ihn im innersten ergriffen hatte — und jetzt, da er Steins Sickingen vor sich hatte, entstand schon der Gedanke in ihm, den Berlichingen poetisch zu behandeln. Noch mehr beschäftigte ihn aber der Faust. „Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir wieder," sagt er. „Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Erst allmälig gewannen freilich jene Gestalten an Be-

stimmtheit und Festigkeit vor seinem Geiste; gewiß, ist aber, daß das Durchlesen jener Manuscripte viel dazu beitrug und das Interesse erhöhte, welches Göthe an den betreffenden Gegenständen nahm; wenigstens ward er hier von neuem angeregt und zwar in einem Grade, daß fortan beide, der Götz wie der Faust, Lieblingsideen für ihn wurden, die er fast unwillkürlich weiter ausbilden mußte und nie mehr aufgeben konnte.

4.

Die mancherlei wissenschaftlichen und künstlerischen Studien, die Göthen so vielfach beschäftigten, sollten noch durch eine Episode ganz anderer Art unterbrochen werden. Der Tanz, eine Uebung, die er bis jetzt fast gänzlich vernachlässigt hatte, war es, „woran das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert ward." — „An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten

des kommenden Winters." Göthe fühlte, daß er da freilich nicht an seinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen wäre; da rieth ihm ein Freund, der sehr gut walzte, sich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit er hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte ihn zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach ihm, wenn er nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und sich zu eigen gemacht hätte, ihn dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen gewandten französischen Naturen, und nahm den Schüler freundlich auf. Göthe zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Billete, gegen die jener gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau aber nicht pedantisch, und da Göthe schon einige Vorübung hatte, so machte er's ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall. Zugleich erleichterte den Unterricht dieses Lehrers ein andrer Umstand gar sehr, bei welchem Göthe überdies in der Folge des wunderlichen Spieles des Zufalls gedachte, indem er sich der letzten Erzählung des Ludwigsritters erinnern mußte. Der Mann hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in der Kunst des Tanzes unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten auch dem ungeschicktesten Schüler bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie wa-

ren beide sehr artig, sprachen nur französisch und Göthe nahm sich seinerseits zusammen um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Er hatte das Glück, daß sie ihn lobten, immer willig waren nach der kleinen Geige des Vaters ein Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, dem Schüler nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen.

Der Vater schien übrigens nicht viele Kunden zu haben und sie führten ein einsames Leben. Deshalb ersuchten sie Göthe manchmal nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verschwätzen; das that er denn auch gern, um so mehr, als die jüngere ihm wohlgefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Er las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die ältere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war, als die zweite, Göthen aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen ihn verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog sie manchmal in die Länge; daher sich Göthe einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen ihn that, war doch eher still für sich, und ließ sich durch den Vater herbei rufen, um die ältere abzulösen. Die Ursache da-

von ward Göthen eines Abends deutlich. Denn als er mit der ältesten, nach vollendetem Tanze, in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie ihn zurück und sagte: „Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freunde beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie all ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei, fuhr sie fort, und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen."

Göthe sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem er erwiderte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; er selbst wolle es auch thun, denn er hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran ihm bisher der Glaube gefehlt habe.

Sie tadelte ihn deshalb und betheuerte, daß nichts in der Welt sicherer sei, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen.

Göthe nöthigte sie indeß zuletzt, mit ihm in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Function vorbei sei. „Ich habe hier unverhofft schon mehr als ein bekanntes Gesicht getroffen," dachte er im Stillen; „wer weiß ob ich nicht nun

auch noch die Leipziger Wahrsagerin entdecke, die der gute Ritter so eifrig suchte."

Sie fanden die Schwester sehr aufgeräumt und auch gegen Göthe war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich: denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester, denn dafür hielt sie Göthe, ein wenig artig zu thun.

In der Alten erkannte Göthe in der That dieselbe, die er in Leipzig gesehen, besucht, und der er dort einige Gefälligkeiten erwiesen hatte. Schon dieses unerwartete Zusammentreffen versetzte ihn, zumal wenn er der Geschichte der Alten, wie er sie vom Ludwigsritter gehört hatte, gedachte, in eine Stimmung, ganz geeignet, die wunderliche Kunst in Anspruch zu nehmen. Die Frau schien ihn keineswegs wiederzuerkennen.

Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der ältern Schwester und auch Göthen das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus.

„Ich sehe schon," sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, „ihr zaubert und wollt meiner Schwester nichts unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte!"

Die ältere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: „So sprecht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten!"

Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe und was dergleichen Dinge mehr waren. — Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte.

„Briefe," sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt."

„Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird," versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Mal auflegte; allein es war vor Aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer

bessern Ansicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Göthe wußte nicht, was er thun sollte. Die Neigung hielt ihn bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb ihn zu jener; seine Lage war peinlich genug. —

„Trösten Sie Lucinde," sagte die jüngere, „gehen Sie ihr nach." —

Göthe zauderte; wie durfte er sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte er das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise!

„Lassen Sie uns zusammen gehen," sagte er zu Emilien.

„Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohlthun wird," versetzte diese. — Indeß gingen sie, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, sie mochten pochen, rufen, bitten wie sie wollten.

„Wir müssen sie gewähren lassen," sagte Emilie, „sie will nun nicht anders!"

Erinnerte sich Göthe freilich ihres Wesens von der ersten Bekanntschaft an, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu ihm zeigte sich am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an ihm bewies. Was sollte er thun! Er be-

zahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf S geschlagen werde.“ — Die Alte war bereit.

„Lassen Sie mich nicht dabei sein!“ rief Göthe, und eilte die Treppe hinunter. — —

Göthe hatte am andern Tage nicht den Muth, hinzugehen. Zu seiner Ueberraschung erschien aber die Wahrsagerin bei ihm, um, wie sie sagte, ihm nachträglich das Resultat ihres Kartenschlagens mitzutheilen, da er's ja doch einmal bezahlt hatte. „Sagt mir nichts,“ erwiederte Göthe; „ihr wißt, daß ich mich eben deshalb entfernte, um nichts zu hören.“

„Nun, sonderbar ist es,“ sagte die Alte, die sich nicht sogleich entfernen wollte, obwohl sie in Göthes Gesicht lesen mochte, daß ihre Gegenwart keine angenehme war. „Sonderbar ist es: je glücklicher Sie selbst allerwegen sind, um so mehr Unheil stiften Sie für andere. Ich will ganz von jenen Mädchen schweigen und erinnere Sie nur z. B. an eine Dame, die Sie in Leipzig kannten. Das arme Kind entfernte sich von dort auf meinen Rath —“

„Auf deinen Rath, altes Weib?“ rief Göthe heftig.

„Nun ja doch — Herr Gott! hätt' ich ahnen können, daß Sie diese Eröffnung so aufbringen sollte! Ich denke ja, alle müßten mirs Dank wissen,

was ich that, denn Sie selber werden wohl einsehen, daß ich recht hatte."

„Und in deinem Geleite reiste sie auch wohl hieher?"

„Nun, ja freilich — ich hätte nicht geglaubt, daß Sie schon von ihrem hiesigen Aufenthalt unterrichtet wären."

„Du siehst, daß ich es bin — und ein Jugendfreund von dir hat mir's zuerst gesagt. Derselbe, Alte, dem du versprochen hattest, in seiner Gesellschaft hier wegzugehen, während du es vorzogst, die Reise in Gemeinschaft eines Andern zu machen. Ich weiß auch wahrzusagen, wie du siehst, und zwar ganz untrüglich, weil ich nur von der Vergangenheit rede."

Die alte Frau vergaß plötzlich ihre Kunst und Alles, was sie hieher geführt haben mochte. Es erwies sich, daß sie in der That den Jugendfreund, den freilich die Jahre und Verhältnisse sehr unkenntlich gemacht haben mochten, noch nicht wieder gesehn hatte. Aber sie vergoß Thränen bei der plötzlichen Nachricht, welche die nie vergessenen Erinnerungen in ihrem alten scheinbar verknöcherten Herzen neu anfrischte.

„Und er ist wirklich hier?" fragte sie, als sie endlich Worte fand.

Göthe benutzte den Umstand, um sie sogleich zu entfernen, deren Gegenwart etwas wahrhaft peinliches für ihn hatte. Uebrigens handelte er ja auch im Auftrage des Hauptmanns und er gab daher der Alten sogleich seine Adresse. Wäre er leichtfertigern Sinnes gewesen, so wäre ihm die Vorstellung von dem Wiedersehn, welches zwischen den beiden alten nichts weniger als liebenswürdigen Personen stattfinden sollte, vielleicht komisch erschienen. Aber das Lachen lag ihm in diesen Augenblicken sehr fern. Er nahm sich vor, daß er sich es angelegen sein lassen wolle, niemand von Allen, weder die Alten noch die Jungen, wiederzusehen. Alles hatte einen tragischen Anstrich — und das hätte sich noch ertragen lassen; aber zugleich war bei alledem etwas Abstoßendes, Feindseliges, womit er sich nicht verständigen konnte. —

Am dritten Tage endlich ließ ihm Emilie durch einen Knaben, der ihm schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, er möchte heute ja nicht fehlen. Er kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an seinen Tritten und Schritten, an seinem Gehen und Kommen, an seinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit ihm zufrieden schien. Die jüngste Schwester kam gegen das Ende

der Stunde und tanzte mit ihm eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehn zu haben.

Nach der Stunde ging Göthe wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ sie allein; aber Lucinde war nicht da.

„Sie liegt im Bette," sagte Emilie, „und ich sehe es gern: haben Sie deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet, und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am

Tode sei; sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben."

„Ich weiß mich nicht schuldig," rief Göthe aus, „daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert! Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann."

Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monate allenfalls noch vier Billete, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun."

„Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie?" versetzte Göthe.

„Eben ich," sagte sie, „aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich

in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am weitesten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite, denn es stellte sich ein dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt lieb' ich ihn über Alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andre durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und all diese Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs deutlichste vor Augen gestellt. — „Leben Sie wohl!" sagte sie, „ihm die Hand reichend."

Er zauderte. —

„Nun" sagte sie, indem sie ihn gegen die Thür führte, „damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde." — Damit fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn auf's zärtlichste und er umschlang sie und drückte sie an sich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: „du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!“

Emilie ließ ihn los und Lucinde ergriff ihn, schloß sich fest an sein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an seine Wangen und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Und so fand er sich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie es ihm Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ ihn los und sah ihm ernst ins Gesicht. Er wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einige Mal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sophas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die Göthe noch in der Erinnerung peinlich blieb, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten, empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte. — Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen.

Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es

doch mit dem Abwesenden ebenso, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehn, ich ertrugs; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmüthig und jedermann glaubt mich bald zu kennen um mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes selbstisches Herz, das sich Alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht."

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die dem Fremden zu wissen eigentlich nicht frommten. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab ihm hinterwärts ein Zeichen, daß er sich entfernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf Göthen los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor ihm und schien auf etwas zu sinnen. Darauf sagte sie: „Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich

mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester!"

Mit diesen Worten faßte sie ihn ganz eigentlich beim Kopf, indem sie ihm mit beiden Händen in die Locken fuhr, sein Gesicht an das ihre drückte und ihn zu wiederholten Malen auf den Mund küßte.

„Nun, rief sie aus, fürchte meine Verwünschung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder, mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!"

Göthe flog die Treppe hinunter, mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten, und glücklicherweise fand er auch keinen Anlaß dazu. —

5.

Auch mit der Gesellschaft des Ritters sollte er nunmehr verschont werden und damit geschah ihm kein geringer Gefallen. Gleich am folgenden Tage

nach jenem wunderlichen Auftritte mit den Schwestern fand er, als er nach Hause kam, einen Brief, den der Ludwigsritter geschickt hatte und der so lautete:

„Verehrter Freund!"

„Es heißt immer, des Menschen Wille ist sein Himmelreich und das will ich ganz unbestritten lassen, so lange vom bloßen Willen die Rede ist; aber ich habe nun wieder an mir erfahren, daß die Erfüllung solches Willens oft des Menschen Hölle sein kann. Ich trug eine Jugenderinnerung mit mir herum, die mir selbst in meinen ziemlich alten Tagen noch werth war — aber bei Gott! ich hätt' es auch bei der bloßen Erinnerung sollen bewenden lassen. Das wäre auch wohl sicherlich der Fall gewesen, wenn Sie nicht gekommen wären und mir gesagt hätten, daß der Gegenstand jener süßen Erinnerung in meiner Nähe sei. Nun, ich will Ihnen durchaus nichts zur Last legen, denn es war ja mein Wille — daran erinnere ich mich trotz meines schlechten Gedächtnisses — mein Wille, sag' ich, war's, jenes Wesen wieder zu sehen. Zu läugnen ist indeß nicht, daß Sie, der jenes Weib kannte, ein Einsehen hätten haben sollen. Aber nein! Sie hatten weder Einsehn noch Mitleid mit der einzigen süßen Erinnerung eines alternden Mannes, Sie mußten ihm diese

Erinnerung rauben und ein schönes Bild zerstören, das ihn auf seinem freudlosen Wege noch begleitete. Doch, ich will Ihnen ja keinen Vorwurf machen! — Genug, Sie hatten den tollen Einfall, mir die Wahrsagerin zu schicken. Herr Gott! Wenn das Weib vor zwanzig Jahren ihren Entschluß, mich nie wieder zu sehen, gebrochen hätte, so wär' ich ganz zufrieden damit gewesen — hatte sie ihn aber bis jetzt gehalten, so durfte sie ihm nun vernünftiger Weise nicht untreu werden. — Sie kam und ich kannte sie natürlich nicht. Aber wenig Worte von ihrer Seite mußten hinreichen, mir zu sagen, wen ich vor mir hatte. Hin war sogleich all jener süße Zauber der Erinnerung, der mich bisher noch begleitet hatte. Dies Wesen hatt' ich wahrlich nie geliebt, was da vor mir stand. Es ist zum Rasendwerden, junger Freund, wenn man bedenkt, worauf all unser Gefühl beruht, was wir sind und was wir werden können! — Ja, peinlich war mir's jetzt, zu sehen, wie auch sie durch alle Stürme die Erinnerung der Jugend gerettet hatte — peinlich, widerwärtig — ich will's nur gestehen, ekelerregend war mir der Gedanke, wenn ich sie betrachtete. Ich vermochte nicht zu bergen, was in mir vorging und ich versuchte es auch gar nicht; es mußte ihr in den ersten Augenblicken klar werden, und in

der unglücklichsten Stimmung nahm sie Abschied von mir, den wir beide recht sehr abkürzten. — Ach, da haben wir unser Leben! ja, Freund, es gibt Dinge, die in der Jugend, frisch, wie reife Früchte, weggenossen werden müssen! Sie werden meinen Zustand vielleicht nicht recht zu begreifen wissen, weil Sie noch jung sind — aber recht elend fühl' ich mich. Ich muß wenigstens in der nächsten Zeit vermeiden, jenem Wesen wieder zu begegnen — ich reise in dieser Stunde von hier aufs Land und es ist möglich, daß Sie Straßburg verlassen, eh' ich zurückkehre. Also leben Sie wohl und hüten Sie sich künftig, allzudienstfertig zu sein. Es ist traurig, jemand nicht dafür danken zu können, um was man ihn zuvor eifrig gebeten hatte; aber trösten Sie sich, Gott selbst muß sich das gefallen lassen, der's den Menschen so selten recht macht. Treff' ich Sie wider Vermuthen noch einmal, so werd' ich hoffentlich in mehr heiterer Stimmung sein. Leben Sie wohl."

Göthe wollte gern verzichten auf Dank und Alles, wenn er nur so glücklich war, den Mann nicht wiederzusehen, und dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, so wie er dem Leser erfüllt wird, dem die Gestalt des Ludwigritters auch nicht mehr begegnen wird. Wenn wir an den Leser denken, wird uns immer

von neuem bange und zwar um so bänger, als sich bereits das Titelblatt des siebenten und letzten Abschnitts ganz in der Nähe zeigt, des letzten Abschnitts, der allein unsern Kredit noch retten kann; denn wir wollen nur ganz offen und ehrlich gestehen, daß nicht allein die Bücher, auf die wir oben irgendwo hindeuteten, langweilig sind; nein, auch das unsere ist ein (wenn auch auf andere Art) recht langweiliges und steckt voller Trivialitäten. Wir gestehen dies zu unserer Buße und der Recensent darf also nur den Rothstift zur Hand nehmen und die Stellen, wo solche Geständnisse stehen, anstreichen, so kann er sich sein Geschäft noch leichter als gewöhnlich machen. Das ganze Buch enthält überhaupt (wir haben zum letzten Abschnitt selber schon im Voraus kein rechtes Zutrauen) nur etwa eine einzige gute Stelle und das ist das vorige Kapitel, an welchem Göthe selbst unser Hauptmitarbeiter war, während wir wenig mehr als die Redaction zu besorgen hatten. Wenn wir Zeit übrig behalten, wollen wir auch sonst noch die Zeilen und Sätzchen zusammenrechnen, die uns der große Mann als Beitrag lieferte, damit wir auch hinsichtlich des gestohlenen Gutes dem etwaigen Kritikus das Werk erleichtern. Ach, wir würden uns noch weit mehr und härter tadeln, als es schon geschehn ist, wenn wir damit der ästhetischen Polizei, der Kritik, nicht die Freude des Tadels ganz

rauben würden, und Gott behüt' uns, daß wir wis-
entlich jemand einer Freude beraubten! —*)

*) Uebrigens verwahren wir uns feierlich gegen den etwaigen Vorwurf, daß Alles eben Gesagte eine verkappte Captatio benevolentiae sein solle. Wir sind weit entfernt, zu solchen Mitteln unsre Zuflucht zu nehmen; wir meinen es ganz ehrlich und besitzen zur Noth eine hinreichend harte Stirn, um Gnade zu verschmähen und nur das Recht zu ertragen, wenn es uns auch verdammen sollte. —

Siebenter Abschnitt.

1.

Eines der folgenreichsten Ereignisse für Göthe, die erste Bekanntschaft mit Herder, fiel in jene Zeit; — „ich hatte von Glück zu sagen, bemerkt Göthe, daß durch diese unerwartete Bekanntschaft Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto eindringlicher und empfindlicher war." Auf so manichfache Weise sich indeß auch Göthe durch jenen trefflichen Mann angeregt finden mochte, so traten dabei doch andere Dinge, die ihn mehr oder minder interessiren mochten, nicht in den Hintergrund; ja, während ihm noch vorwurfsvoll oder warnend die Folgen früher angeknüpfter Verhältnisse nahe standen, mußte er sich bald wieder — und vielleicht heftiger denn zuvor — verlieben. —

Es war bereits einige Zeit seit jenen Auftritten mit den Töchtern des Tanzlehrers verflossen, als ei-

nes Tages unerwartet noch einmal die alte Wahrsagerin bei Göthe erschien. Er hatte sich frei von alledem geglaubt, was mit dieser Frau und ihrer Bekanntschaft im Zusammenhang stand, und daher war ihm ihr Auftreten diesmal schon mehr gleichgiltig als unangenehm.

„Sie sehen mich ungern, das kann ich mir denken," sagte die Frau; „ich weiß es wohl, daß Sie gern all der Erinnerungen ledig wären, die sich an mich knüpfen, und ich will dies Ihnen auch nicht verübeln. Sie haben noch ein langes Leben vor sich und bei alle dem, was Ihnen da begegnen wird, behalten Sie nicht Zeit — wenn Sie auch Lust hätten — sich immer mit dem Alten zu beschäftigen."

„Und was wollt Ihr nun noch von mir?" fragte Göthe.

„Ich komme nicht meinetwegen," erwiederte die Frau. „Ich wollte nur sehen, ob Sie für das, was Ihnen einmal lieb war, nun zum wenigsten noch Mitleid hätten."

„Also Karoline ist es wohl, die euch zu mir führt" —

„Sie weiß nichts davon, daß ich ihretwegen diesen Gang zu Ihnen unternehme, sie würde das sonst nimmermehr erlaubt haben. Ach, ich weiß nicht, was in dem armen Kinde stärker ist, die Liebe oder der Stolz? Sie liebt Sie noch, wie im Anfang,

und wohl stärker; aber sie weiß auch, daß sie Ihre Neigung längst verloren hat, und darum liegt ihr daran, daß sie Ihnen nicht begegnet; — so ist das menschliche Herz! Ihnen zu begegnen, Sie nur von fern zu sehen, würde doch gleichwohl ihr größtes Glück sein, was sie sich nur wünschen kann. Es ist ein arger Zwiespalt, der nicht zu heilen ist. Mich aber treibt es, für das arme Mädchen noch Alles zu thun, was in meinen geringen Kräften steht."

„Ich habe sie besucht," sagte Göthe, „und habe dabei nur die Ueberzeugung gewonnen, daß sie nichts von Rath oder Hilfe wissen mag, wobei ich thätig wäre. Was glaubt Ihr nun, daß ich noch für sie thun könnte?"

„Was Ihnen wenig kosten wird und ihr doch sehr nützlich sein wird. Sie sollen sie noch einmal besuchen oder wenigstens einige Worte an sie schreiben."

„Nun, so heftig Karoline ihre Freunde von sich stößt," sagte Göthe, „so muß ich doch gestehen, daß es ihr nicht an Freunden fehlt. Auch Ihr beweist dem armen Mädchen eine besondere Theilnahme und Anhänglichkeit und ich wollte wetten, sie weiß es Euch eben so wenig Dank, wie mir und andern."

„Ach, Herr," erwiderte die Alte, „es dankt sich freilich schwer für Wohlthaten, die man nicht annehmen kann oder will. Sie müssen das arme Kind

entschuldigen, welches bei seiner Jugend schon so viel hat leiden müssen. Wenn ich mir keine Mühe verdrießen lasse, für sie zu thun, was in meinen Kräften steht, so thu' ich nur meine Schuldigkeit und suche gut zu machen, was ich aus Uebereilung früher an ihr verbrochen habe. Ich ließ mich durch heillose Mißverständnisse schon einige Mal verführen, ihre Ruhe und ihr Glück zu stören, während ich mütterlich für sie zu sorgen glaubte. Ihr kennt das Geschäft, welches ich zeither übte. In Leipzig hatt' ich so meine besondern Quellen, hinter Familiengeheimnisse zu kommen, die sonst niemand ahnte, während ich sie gut zu benutzen pflegte. Bisweilen wurd' ich freilich dabei irre geführt und leider ist dies auch hinsichtlich Karolinens geschehn. Schon vor Jahren verleitete mich eine Kunde zu dem irrigen Glauben, die Kinder des alten Herrn wären keineswegs Geschwister, und damit hab' ich Karolinens Bruder unglücklich gemacht, der, wie ich weiß, ein sehr trauriges Ende genommen hat. Zufolge einer andern Nachricht glaubte ich eine Zeitlang, Karoline und Ihr Freund in Leipzig, der Kandidat, wären Geschwister, und durch Anwendung dieser Nachricht hab' ich ein Verhältniß gestört, welches das Glück des armen Mädchens begründen konnte. Ich denke, dies Alles ist schon allein Grund genug für mich zur Reue und dem Bestreben, durch unablässige Für-

sorge und Mühe wieder gut zu machen, was ich aus heillosem Irrthum verschuldet habe."

„Und es schien euch in der That eine Wohlthat, Karolinen von Leipzig zu entfernen, um den Umgang mit mir für immer zu unterbrechen? Wenn euch dazu nur nicht auch ein heilloser Irrthum verleitet hat!"

„In diesem Falle hab' ich mich nicht geirrt, wie ich Ihnen schon früher gesagt habe; ich handelte so, weil ich Alles klar durchschaut hatte. Nun wäre vielleicht die Sache gut genug gegangen; sie war fern von Ihnen, und wenn auch, wie ich wohl weiß, kein Tag, keine Stunde verging, wo sie Ihrer nicht gedacht hat, so mußte die Zeit doch viel thun und sie konnte am Ende wenigstens Ruhe gewinnen. Ihr Wiederauftreten hat das Alles gestört. Als sie von Leipzig ging, nahm sie doch das Bewußtsein mit, von Ihnen geliebt zu sein; von dem, was folgen mochte, wußte und ahnte sie nichts, ihr genügte jenes Bewußtsein. Jetzt ist auch das vernichtet. Sie können sich vorstellen, wie sie sich befindet, und Sie haben selbst erfahren, als Sie sie besuchten, wie sie sich in Folge ihres bedauernswerthen Zustandes benimmt."

„Und dennoch scheint sie mir eine kleine Philosophin zu sein, die sich in ihrem Elend dann und wann zu trösten weiß" — bemerkte Göthe; — „aber

ich will da nicht scherzen" setzte er hinzu, „die Art und Weise, wie und durch wen sie sich tröstet, könnte mir allein die Erinnerung an sie verleiten, beim Himmel!"

„Nun?" fragte die Alte; „was wollten Sie sagen?"

„Nichts!" erwiederte Göthe kurz. „Schade, daß ein gewisser Jemand nicht mehr hier ist, den ihr auch recht gut kennt, alte Frau; der würde euch statt meiner antworten können."

„Sie meinen" —

„Den Hauptmann, freilich! Ihr wißt es nun und werdet mir weitere Erklärungen erlassen."

„Nun, dem Himmel sei Dank" — rief die Frau, — „daß ich euch gut genug kenne, um mir lange Gegenreden ersparen zu können. Es ist ein mürrischer Anfall, Herr Göthe, von dem Sie sich da hinreißen ließen. Der nächste Augenblick wird Sie schon andern Sinnes finden und kein Verkennen und Mißdeuten wird von Ihrer Seite mehr stattfinden. Nicht wahr? Sie müssen und werden uns die Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie bitten werde."

„Ich bin begierig, welcher Art sie sein wird."

„Schenken Sie mir noch einen Augenblick Geduld. Ich habe einen Plan ersonnen, um dem armen Mädchen wenigstens für den Rest ihres Lebens

ein ruhiges Dasein zu verschaffen. Ehe wir hieherreisten, hielten wir uns eine kurze Zeit in Mannheim auf, wo ich Bekannte traf. Ein junger Mann, der dort ein kleines aber einträgliches Handelsgeschäft betreibt, gewann Karolinen lieb und hat sich viel Mühe gegeben, ihre Hand zu erhalten; aber sie hat sich immer geweigert. Noch jetzt würde ihm ihre Einwilligung willkommen sein und er würde ihr Glück begründen, wenn sie überhaupt noch jemals glücklich werden kann. Ich habe mir's sehr angelegen sein lassen, die Sache zu gutem Ende zu führen, aber all' mein Reden war unnütz, besonders seit Sie sich hier gezeigt hatten. Nun will sie gar nichts mehr von der Angelegenheit hören und meine einzige Hoffnung beruht auf Ihnen."

„Auf mir?"

„Ja freilich. Ich bin fest überzeugt, daß sie sogleich einwilligen wird, wenn Sie ihr den Rath geben. Darum bitt' ich Sie, noch einmal zu ihr zu gehen und ihr jenen Schritt anzurathen. Sollten Sie sich zu dem Besuche durchaus nicht entschließen können, so stellen Sie ihr die Sache wenigstens schriftlich vor. Am besten wird es freilich sein, wenn Sie selber kommen, und Sie werden Ihren Rath schon in solche Worte zu kleiden wissen, daß sie, wenn auch nicht gern, doch überhaupt folgen wird. Bedenken Sie, was Sie gutes stiften werden und lassen Sie

sich die kleine Mühe nicht verdrießen. Vor allen Dingen aber überlegen Sie nicht zu lange."

Göthe, der jetzt tausend andere Dinge im Kopfe hatte, konnte ohnehin in dieser Sache nicht viel überlegen. „Du bist reich an Irrthümern, Frau," sagte er, „und vielleicht ist es keiner der geringsten, in welchem du jetzt gerade befangen bist. Indeß scheint dein Plan wenigstens nicht verwerflich und wenn du die feste Ueberzeugung hast, daß mein Wort etwas vermögen wird, so will ich mich noch einmal, aber gewiß zum letzten Male, dazu verstehen, mein Wort an eine Dame zu richten, die mich verlassen, von sich gestoßen hat, die sich selbst unglücklich machte und an deren Leid ich vollkommen unschuldig bin."

„Sie werden also kommen?"

„Ja, und zwar heute noch, denn ich muß offen bekennen, daß ich mich darnach sehne, der ganzen Angelegenheit ledig zu sein."

Die Alte war hocherfreut. Sie beschrieb Göthen genau die Wohnung, die sie jetzt mit Karolinen theilte, unterrichtete ihn von allem, was er sonst wissen mußte, und entfernte sich dann.

Ich werde da wieder einen thörichten Streich begehen, dachte er, als er allein war; aber mein Wort will ich halten. Der Besuch kann doch nur kurz sein und ich werde mich dann um so leichter fühlen, wenn ich das Haus im Rücken habe.

Als die bestimmte Stunde nahete, säumte er auch nicht, den bezeichneten Weg anzutreten. Er betrachtete die Sache als ein unerfreuliches Geschäft, welches doch einmal abgemacht werden mußte, obwohl ihm davor grauete. Er gedachte an die Scenen mit den Töchtern des Tanzlehrers, wobei die Wahrsagerin doch auch eine Rolle gespielt hatte — hier konnte nun ein ähnlicher, vielleicht weit schlimmerer Auftritt stattfinden. Zugleich empfand er doch auch das innigste Mitleid mit dem Mädchen, dem er, der von ihr geliebte, einen so ungewöhnlichen Rath geben sollte. Er sah wohl ein, daß ihm nichts übrig bleibe, als die Sache ihren Gang gehen zu lassen.

Er suchte und fand die Wohnung und trat erwartungsvoll ein. Die Alte schien sich entfernen zu wollen, um das zu erwartende Gespräch nicht durch ihre Gegenwart zu stören; aber Karoline, auf deren Gesicht bei Göthes Eintreten Blässe und Röthe wechselte, sagte, sich schnell fassend: „Wo wollt ihr hin? bleibt hier! Ihr wißt, daß es mein Wunsch nicht ist, mit Herrn Göthe allein zu sein. Sprecht mit ihm, was ihr beabsichtigen mögt, ich werde mich unterdessen zurückziehen."

Mit einer leichten Verbeugung gegen den Gast verschwand sie alsbald im Nebengemach.

„Ihr seht wohl, daß ich vergebens gekommen

sein werde," sagte Göthe zu der Alten, die ihm betroffen gegenüber stand. „Ich denke, mein Geschäft wird keinen guten Erfolg haben, und das Beste ist, wenn ich gleich wieder Abschied nehme."

„Still" erwiederte die Alte; „ich glaube fast, sie hat es durchschaut, daß Sie auf meine Aufforderung hier erscheinen. Sie wäre nur zu gern dageblieben — es wäre ihr höchstes Glück, Ihnen um den Hals zu fallen und an Ihren Küssen zu vergehen — aber sie weiß sich verschmäht und ihr Stolz treibt sie von Ihnen. Doch warten Sie einen Augenblick — ich will erst mit ihr reden und denke sie zu bewegen, daß sie Ihnen Gehör gibt. Ach, könnten Sie nur in Etwas gut machen, was Sie an dem armen Kinde verbrochen haben!"

Mit diesen Worten ging die alte Frau hinaus zu Karolinen und Göthe blieb allein in dem Gemache. Es war ihm sehr eigen zu Muthe. Er dachte, daß hier alle drei Betheiligten einander nicht verständen. Die Jugendzeit und die zarten Empfindungen derselben mochten doch zu weit hinter der Gegenwart dieses Weibes liegen, als daß sie Karolinens Gefühle richtig hätte deuten sollen, obwohl sie sich den Anschein zu geben suchte. Seine Nichtigkeit mochte übrigens Alles haben, was sie von der jungen Freundin sagte, und diese Ueberzeugung mußte für Göthe sehr schmerzlich sein. Er konnte dem

Mädchen seine Achtung alsdann nicht versagen, wie er schon das tiefste Mitleid für sie empfand, und gleichwohl, was konnte er für sie thun? Wenn die Schilderung der Alten richtig war, hieß es dann nicht einen Dolch in das Herz des Mädchens senken, wenn er ihr jenen von der Frau angedeuteten Rath ertheilte und zwar mit dem Beisatze, daß es sein Wunsch sei? Klare Rechenschaft von seinen eignen Empfindungen vermochte er sich überhaupt jetzt nicht zu geben; das Benehmen der Wahrsagerin aber kam ihm sogar etwas zweideutig und beleidigend vor. Handelte das Weib wirklich aus uneigennütziger Neigung, oder spielte sie vielleicht nur die verächtliche Rolle einer —

Die Alte unterbrach seine verworrenen Gedanken, indem sie mit bekümmerter Miene wieder eintrat.

„Da hilft keine Beredsamkeit. Ich hab' ihr die besten Worte gegeben, aber sie bleibt dabei, sie könne Sie nicht wieder sehen, und je mehr ich in sie drang, um so mehr widersprach sie, bis sie endlich gar keine Antwort mehr gab. Sie ist in Thränen gebadet, will Sie aber nimmermehr sprechen."

„So lebt wohl," sagte Göthe scheinbar kalt und in trockenem Tone; „ich hab' euch den Gefallen erwiesen und ihr werdet mich in Zukunft nicht weiter belästigen."

„Euer Versprechen habt ihr noch nicht erfüllt,"

erwiederte die Frau. „Wenn eine Unterredung nicht möglich war, so müssen Sie sich schriftlich an sie wenden, wie Sie versprochen haben."

„Gut, auch das soll noch geschehen; aber es wird der letzte Schritt sein, den ich in euren Angelegenheiten thue. Ich werde den Brief schicken, wir brauchen deßhalb einander nicht wieder zu sehen. Lebt wohl!" mit diesen Worten wandte er sich nach der Thür und ging.

Erst als er das Gemach verließ, bemerkte er, daß jene zweite Thür desselben keineswegs nach einem Nebenzimmer, sondern ebenfalls nach der freien Hausflur führte, auf welcher er Karolinen nun vor sich stehen fand. Sie suchte auszuweichen, aber es war zu spät; sie wankte einige Schritte und mit einem matten Schrei sank sie ohnmächtig nieder. Er richtete sie empor und hielt sie in seinen Armen. Ihr bleiches Gesicht war schöner denn je — es kehrten in diesem Augenblicke die Stunden in sein Gedächtniß zurück, die er in Leipzig an ihrer Seite verlebt hatte. Er fühlte, wie ihm eine Thräne ins Auge drang — er war im Begriff, seine Lippen auf ihren Mund zu drücken — da war's ihm, als flüsterte ihm eine Stimme jene Verwünschung Lucindens leise zu; er küßte die Ohnmächtige nur leise auf die Stirn und rief dann die Alte herbei, in deren Arme er die

schöne Bürde legte. Eiliger noch, wie aus dem Hause des Tanzlehrers, floh er auch von hier.

Er konnte sich lange nicht entschließen, den verlangten Brief zu schreiben. Vertrauen mochte er sich in der Sache keinem Dritten, während er gleichwohl nicht im Stande war, sich zu entscheiden, welches Verfahren das Beste sein möchte. Um sich aber endlich der Last zu entledigen, redete er sich ein, daß er das Versprechen halten müsse, weil er's einmal gegeben, möchten auch die Folgen sein, welche sie wollten. Und so schrieb er, ohne rechtes Bewußtsein von dem was er schrieb, wie ihn die Alte geheißen hatte, und sendete dann, ohne weiter zu überlegen, den Brief an Karoline. —

2.

Mit Herder, der sich einige Wochen in Straßburg aufhielt, um sich dort einer Augenoperation zu unterziehen, war Göthe während dieser Zeit fast täglich umgegangen. Welchen unberechenbaren Einfluß jener Mann auf ihn hatte, fühlte Göthe selbst sehr wohl und vielleicht hätte all' sein Streben und sein ganzer Bildungsgang eine völlig verschiedene Richtung genommen ohne jene Bekanntschaft. „Entfer-

nen wir uns jedoch nun," sagt Göthe, nachdem er lange bei der Schilderung seines Umgangs mit Herder geweilt, „von der freundschaftlichen Krankenstube — begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Gesellen uns öfters dorthin auf den Abend beschieden, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder bestrebte sich, die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterscheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hilfe genommen und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebste und wertheste geworden; und schon fehlte es auch mir nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, mich doch mehr als Alles andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog. Bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen;" — eine dieser Partieen war es denn auch, welche Göthen mit der Familie des Pfarrers in Sesenheim und mit Friederiken bekannt werden ließ. Diese neue Bekanntschaft mußte freilich alle frühern völlig in den Hintergrund treten lassen — Göthes eigene Schil-

derung seines Verhältnisses mit Friederike überhebt uns indeß der Mühe, hier eine Erzählung davon zu geben; ja, sie überhebt uns nicht nur der Erzählung, sie macht sie uns geradezu unmöglich, wenn wir nicht blos wiederholen oder abschreiben wollen. Wir werden unsere Erzählung daher schließen, ohne eine Nacherzählung dessen zu wagen, was Göthe so trefflich (S. das Ende des 10. Buches von Wahrheit und Dichtung) dargestellt hat, und indem wir den Leser, in dessen Gedächtniß jene Schilderung nicht mehr frisch sein sollte, aufmuntern, selbige an der bezeichneten Stelle nachzulesen, beschränken wir uns darauf, die letzten Auftritte zu beschreiben, welche Göthe mit den Personen erfuhr, denen wir zeither unsre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Dies gilt besonders von Karolinen, an welche Göthe, auf den Rath der alten Frau, wie wir erwähnten, einen Brief wunderlichen Inhalts geschrieben hatte.

Dem Himmel sei Dank, daß er wenigstens damit Wort gehalten hat! murmelte die Alte still für sich, als der Brief ankam, während sie, scheinbar mit ganz andern Dingen beschäftigt, Karolinen beim Lesen scharf beobachtete. Sie erwartete einen Sturm, einen heftigen Ausbruch des Schmerzes, aber darin täuschte sie sich. Das Mädchen schien, ohne ein einzig Mal aufzublicken, den Brief immer wieder von vorn anzufangen und blieb dabei schweigend — kein

Wort ließ den Eindruck errathen, den das Schreiben auf sie machte.

„Ihr seid ja unendlich vertieft in das Papier" sagte endlich die alte Frau, als ihr das Schweigen zu lange währte. „Ist der Inhalt so schwer begreiflich? aber man darf wohl darnach nicht fragen!"

„Schwer begreiflich für mich," sagte Karoline, „wie der Brief geschrieben werden konnte. Den Inhalt kennt ihr schon, denn ihr habt ihn ja dictirt! — O, daß er das vermochte! Das hätt' er nicht thuen sollen — den Rath eines alten Weibes nachzubeten, um" —

„Um euch glücklich zu machen!"

„Um mich zu entfernen, während ich mich ihm doch keineswegs zu nähern suchte!"

„Um euch glücklich zu machen, sag' ich," wiederholte die Alte; „wofern nämlich in dem Briefe dasselbe steht, was ich bereits gesagt habe." — —

„Mag euch sein Rath auch nicht sogleich einleuchten, fuhr sie nach einer Pause fort, „so müßt ihr doch gewiß die Ueberzeugung haben, daß er damit nur euer Bestes beabsichtigt — oder ist dem nicht so und wollt ihr dem Rathe nicht folgen?"

„Ich werd' ihm folgen, weil es sein Wunsch ist, wie er sagt; und meinen Dank soll er auch noch erhalten — ich werd' ihm noch einmal schreiben."

„Das könntet ihr wohl füglich unterlassen," entgegnete die Wahrsagerin, welche schon froh war, daß sie ihren Plan gelingen und Karoline geneigt sah, in ihre Vorschläge einzugehen. „Schreibt ihm nicht mehr; denn, so lieb er euch auch einst hatte und in gewissem Sinne wohl noch hat, so fürcht' ich doch, ihr würdet ihn jetzt nur stören durch schriftliche sowohl als durch mündliche Erinnerungen. Nehmt nur im Stillen Abschied und was euren Dank betrifft, so wird der beste sein, wenn ihr seinen Rath recht schnell und pünktlich befolgt. Verlaßt euch darauf, das gerathenste ist, wenn wir lieber heut als morgen reisen. Nehmt im Stillen Abschied von ihm; er hat eine neue Liebe und euer Brief könnte ihn zu einer Stunde treffen, wo er's euch wenig Dank wissen dürfte."

„Eine neue Liebe!" sagte Karoline halb für sich. „Sollt' es nicht blos eine geben, die weder alt noch neu wäre, die sich immer gleich bliebe? — Eine neue Liebe! Und welche war seine letzte? Ihr sagtet mir ja immer, er hätte mich in Wahrheit nie geliebt."

„Er hatte nie die Liebe zu euch, die ich allein als Liebe anerkenne — eine solche, wie ich sie selber in meiner Jugend hegte — und wahrlich, das Andenken daran begleitet mich bis diesen Tag. Ich hab' euch ja meine traurige Geschichte erzählt, Karoline

— auch von der Demüthigung hab' ich euch gesagt, die mir noch in der letzten Zeit ward, weil ich mich von der alten süßen Erinnerung bethören ließ und darüber vergaß, wie alt ich geworden war; aber so habt ihr doch den Beweis, daß ich weiß, was Liebe ist. Ich erzählte euch auch von den Töchtern des Tanzlehrers — Lieber Gott! wie gleich diese Umstände meinen ehemaligen waren! wenig fehlte, so hätten sich die nämlichen Auftritte wiederholt. Göthe handelte dabei ziemlich klug, aber eben weil er so klug handeln konnte, wird er nie recht von Herzen lieben können, das glaubt mir nur und tröstet euch. Das Mädchen, welches er jetzt liebt, wird das auch erfahren müssen."

„Und wer ist das Mädchen? woher kennt ihr sie?" —

„Ihr wißt doch, daß ich so manches kenne, daher braucht ihr euch nicht zu wundern. Sie ist die Tochter eines Landpredigers, einige Meilen von hier. Vielleicht kann man sie nicht so schön nennen wie euch, aber liebreizend ist sie und ein herziges gutes Kind. Aber er wird sie auch wieder verlassen zu seiner Zeit. Es werden Stunden kommen, wo er seine Zukunft zu berechnen beginnt — dann ists vorbei — dann wird er nichts als eine süße Erinnerung ihrer bewahren, weiter nichts — wie ich sage, er ist viel zu klug"

„Ihr habt Lust an der Verleumdung; wer sagt euch, daß er auch sie bald und leicht verlassen werde?"

„Ich verleumden? Mädchen, wer die Dinge so klar schaut wie ich, der verachtet Heuchelei und Verleumdung und sagt nur die Wahrheit. Er wird auch sie verlassen und sie wird nicht die letzte sein, die er verläßt."

„Ich möchte das Mädchen sehen" — sagte Karoline nachdenkend.

„Wünscht ihr das? ich kann sie euch zeigen!"

„Aber wie und wo?"

„Das ist meine Sache, überlaßt es mir — genug, ihr werdet sie sehen. Schweigen wir jetzt davon. Ich glaube überhaupt, Karoline, ihr beschäftigt euch mehr mit ihm, als gut ist. Faßt andere Gedanken, gebt euch Mühe, munter zu sein und rafft euch zusammen. Herr Gott, Mädchen, was wird euer Bräutigam in Mannheim sagen, wenn ihr ihm mit den bleichen abgehärmten Wangen und den verweinten eingesunkenen Augen wieder begegnet."

„Ich habe lange nicht geweint," entgegnete Karoline — „ach, ich möchte mich wohl noch einmal recht ausweinen — ich habe eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Thränen, aber meine Augen sind trocken."

„Wünscht euch die Thränen nicht" — sagte die Alte — „sie werden ohnedies kommen. Aber ihr

sollt euch schonen. In dem nächsten Tagen werden wir ganz gewiß reisen und unsre Freunde müssen euch munter und frisch sehn. Wenn ihr's so fort treibt, wie bisher, so macht ihr mir Sorgen. Eure schlaflosen Nächte werden euch noch zu Grunde richten. Legt euch heute zeitig nieder, Karoline, ich will euch einen Trank bereiten, der euch einen ruhigen und stärkenden Schlaf verschaffen soll — Thut mir's zu Liebe, armes Kind, und schont euch! Die ewige Traurigkeit frommt euch nichts und richtet euch vor der Zeit zu Grunde."

Karoline antwortete nicht. Sie blieb ruhig sitzen, die Blicke immer auf den Brief geheftet, bis der Abend hereinbrach und es ihr vor den Augen dunkelte. — Unterdessen kramte die Alte aus zehn Schachteln und Büchsen ihre Kräuter zusammen und mischte einen Trank. Mühsam überredete sie dann das Mädchen, das Gebräu zu trinken und sich niederzulegen. Die Alte setzte sich neben das Bette und legte die prüfende Hand auf die kalte feuchte Stirn der Entschlummernden. Dann murmelte sie Vielerlei leise vor sich hin, schüttelte mit dem Kopfe, trat bald an's Fenster und beobachtete den Nachthimmel, bald an's Bett, wo sie vorsichtig das Gesicht der Schlafenden musterte, bis sie endlich selber auf ihrem Stuhle einschlief. —

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als die

Wahrsagerin erwachte und ihre Beobachtungen wieder begann. — „Die Arme!“ sagte sie, „ich weiß doch, daß sie nicht mehr glücklich werden kann — aber glücklicher ist ihr Geschick dennoch als meines — der Tod wird sie bald, recht sehr bald ereilen, und sie braucht sich nicht mit quälenden Gedanken durch ein langes ödes Leben zu schleppen, wie ich. Aber ich will ihr nun mein Versprechen halten.“

Sie trat dicht vor's Bett, und fuhr fort, halblaut zu murmeln, während sie mit der Hand leise über Gesicht und Brust des Mädchens strich, ohne sie jedoch zu berühren.

„Es gelingt, es mußte gelingen“ — sagte sie, als sie bemerkte, wie Karoline schwerer denn zuvor zu athmen begann, wie sich ihr Gesicht röthete und die Brust heftig hob und senkte. Endlich erwachte die Schlafende, sie öffnete die Augen, richtete sie auf die Gesellschafterin und ließ dann das Haupt erschöpft wieder auf's Kissen zurücksinken.

„Wie ist Euch, Karoline?“ fragte die Wahrsagerin.

„Bang, recht bange — ich habe einen eigenthümlichen Traum gehabt — ich habe sie gesehn“ —

„Wen?“ fragte die Alte mit erkünsteltem Staunen.

„Die ihr mir zeigen wolltet! seine neue Geliebte — auch ihren Namen kenne ich, er selbst nannte ihn — sie heißt Friederike.“

„Ob der Traum aufrichtig war?“ fragte die Alte. „Beschreibt sie mir doch.“

„O, sie ist allerdings liebreizend! Mir ist sie durchaus ungleich. Blaue Augen, ein reiches blondes Haar — anmuthig und lieblich vom Scheitel bis zur Zehe“ —

„So ist sie, ja! ihr habt sie gesehen — dabei heiter und munter“ —

„Das ist sie vielleicht gewesen,“ antwortete Karoline; „aber ich sah sie nicht heiter. Eine Thräne stand ihr im Auge — vor ihr zu Pferde sah ich ihn, wie er ihr die Hand zum Abschied reichte.“ —

„So habt ihr von einer wohl nicht mehr fernen Zukunft geträumt,“ sagte die Frau. „Jetzt ist es aber noch anders, das Traurige soll erst noch kommen.“ —

„Ach, Gute,“ sagte Karoline, „ich habe Mitleid mit Beiden, aber besonders mit ihr — was gäb' ich drum, das Mädchen kennen zu lernen.“

„Das würde dem armen Kinde wenig frommen. Ich hab' euch doch erzählt, wie er von den Töchtern des Tanzlehrers Abschied genommen hat und wie ihn die Lucinde da küßte und die Lippen verwünschte, welche sein Mund nach den ihrigen zuerst berühren würde?“

„Glaubt ihr, daß sich eine solche Verwünschung erfüllt?“

„Ob ich es glaube? Karoline, dergleichen ist so fest und gewiß, so unabänderlich, als irgend etwas."

„So gebt mir einen Rath, wie ich es anzufangen habe, um den ersten Kuß zu erhalten. Er darf dabei nicht ahnen, daß ich es bin, welcher er ihn gibt. — Wißt ihr das nicht möglich zu machen?"

„Wollt ihr zum Dank für alles, was euch widerfuhr, auch noch jene Verwünschung auf euch laden — und dabei dem Undankbaren auch noch verbergen, daß ihr euch zum Opfer bringt?"

„Bin ich doch schon geopfert genug," antwortete Karoline. „Ich habe ja nichts mehr zu verlieren. Aber ihr versteht es gewiß, die Sache einzurichten, wie ich's wünsche. Wollt ihr es nicht thun?"

„Nein," antwortete die Wahrsagerin. „Ich kann nichts thun."

„Ihr wollt nicht — und warum? Ihr habt ihn doch sonst nicht gehaßt; und es geschieht ja nur, um ein schuldloses Mädchen zu retten."

„Ihr Schicksal ist entschieden. Es ist zu spät, denn er hat sie schon geküßt und ihr habt ja selbst im Traume schon den Zeitpunkt angedeutet gesehn, von welchem ihr Leiden beginnt. Da seht ihr also doch, daß ihr mich ganz vergebens bitten würdet. Ach, schlagt euch all' die Dinge wenigstens jetzt aus dem Sinne. Ich habe das Reisegeld erhalten und

unsre Vorbereitungen werden leicht getroffen sein. Mäßigt euren leidenschaftlichen Kummer, damit eure Gesundheit geschont wird; denn schon morgen wollen wir reisen. Je eher es geschieht, um so besser, denk' ich."

„Meinetwegen," sagte Karoline. „Aber wir nehmen unsern Weg über jenes Dorf, wo sie wohnt. Ich hoffe sie wenigstens einmal zu sehen und mit meinem Traumbilde zu vergleichen. Und wenn ich das nicht kann, so will ich wenigstens die Stätte, wo sie sich aufhält, meinem Gedächtnisse einprägen."

„Der Wunsch kann euch erfüllt werden, wiewohl mir's lieb wäre, wenn ihr auch dem entsagtet," antwortete die Alte. „Gebe nur der Himmel dann, daß uns der Göthe nicht begegnet. Verlaßt euch darauf, mein Mädchen, es wird euch schon leichter um's Herz werden, wenn ihr erst den Boden dieses Landes nicht mehr betretet und die Zeit wird euch zuletzt noch vollkommen heilen."

Karoline antwortete nichts, sie neigte nur leise verneinend das Haupt und die Alte glaubte selber am wenigsten an das, was sie sagte; sie suchte nur vergebens die eigne Bangigkeit durch tröstende Worte zu vertreiben. —

3.

Göthe war im Begriff mit einigen Freunden, worunter auch derjenige, welcher ihn in der Familie Friederikens eingeführt hatte, eine kleine Reise zu unternehmen. All' die kleinen Vorbereitungen waren bereits getroffen, um zu Rosse einen Theil des schönen Elsaß zu durchstreifen. Die Aussicht auf eine solche in jeder Hinsicht höchst angenehme Partie und zumal auf das damit verbundene Wiedersehn seiner geliebten Friederike, ließ Göthen alles Unangenehme vergessen, und da ihn außerdem mancherlei Ideen und Pläne beschäftigten, so würde er jetzt am allerwenigsten an die, in seiner Erinnerung nun völlig in den Hintergrund getretene Karoline gedacht haben, hätte sich diese nicht jetzt noch einmal selber bei ihm in Erinnerung gebracht. Trotz der Abmahnung ihrer alten Gefährtin hatte sie es unternommen, noch einen Brief an Göthe zu schreiben und letzterer erhielt denselben unmittelbar vor seiner Abreise.

Der Brief lautete so: —

„Geehrter Freund!

„Wohl darf ich vermuthen, daß ich Ihnen keineswegs eine erfreuliche Stunde bereite, wenn ich mich noch einmal entschließe, zu Ihnen zu reden. Ich bin Ihnen vollkommen gleichgiltig geworden; aber dieser Umstand gerade ist es, der mich ver-

anlaßt, Ihnen dieses Blatt zu senden, denn so habe ich wenigstens auch die Gewißheit, daß ich Ihnen damit keine schmerzlichen Erinnerungen erwecke: — was uns gleichgiltig ist, schmerzt eben so wenig, als es erfreut. Vielleicht überlesen Sie diese Zeilen auch geduldiger, wenn ich Ihnen gleich im Anfange sage, daß ich darin wenig von mir, sondern vielmehr von Personen reden will, die Ihnen gegenwärtig theuer sind, und sodann, daß ich diesen Brief unmittelbar vor meiner Abreise von hier schreibe. Es wird das letzte Mal sein, daß ich Sie belästige, Sie werden mich nie wieder sehen und nichts mehr von mir hören. Sie haben mir schriftlich einen Rath ertheilt, den ich von allen andern Personen ruhig anhören konnte — Sie können jetzt unmöglich begreifen, wie tief er mich verletzen mußte, da er von Ihrer Seite kam. Aber ich mache Ihnen nicht den leisesten Vorwurf. Ich werde sogar Ihrem Rathe folgen, obwohl ich weiß, daß Sie denselben nur auf Zureden einer dritten Person ertheilten, denn indem Sie ihn gaben, ward seine Erfüllung doch einigermaßen Ihr Wunsch und es gewährt mir eine Genugthuung, einen Wunsch, den Sie hegen, erfüllen zu können. Doch genug von mir. Vielleicht verzeihen Sie es einem Mädchen, welches Ihnen einst nicht ganz gleichgiltig war, wenn es

sich noch, ohne Ihnen dabei irgend lästig zu fallen, mit herzlicher Theilnahme um Ihre Angelegenheiten kümmert. Ach, ich sagte Ihnen ja schon, daß ich hier das allerletzte Mal zu Ihnen rede, und daher werden Sie mir diese Freude gönnen und meiner Bitte Gehör geben: daß Sie beherzigen mögen, was ich Ihnen sage. Sie lieben und ich kenne den Gegenstand ihrer Liebe, obwohl ich ihn nie in der Wirklichkeit sah. Dies wird Ihnen wunderbar dünken — aber ich beschwöre Sie, auf das Wort der Träumerin zu achten, wenn Sie im Augenblick auch derselben lachen möchten. Ja, ein Traum hat mir Ihre Geliebte in ihrem älterlichen Hause gezeigt. Ich fand das herrliche Mädchen so hold und so liebenswerth, daß ich seit jenem Traume nicht mehr beklage, was ich verlor, weil Sie so viel gewonnen haben. Sie muß Ihnen Glück bereiten, wenn Sie ihr Treue bewahren. Aber mein Traum war schlimmer Art, er hat mir nichts Gutes gesagt und mich nur mit tieferer Trauer erfüllt, als ich sie bis dahin empfand. Ich sah, wie Sie zu Pferde vor dem Pfarrhause hielten und Abschied von ihr nahmen. Die Thräne in ihrem schönen Auge schnitt mir durch die Seele, denn Sie nahmen Abschied nicht auf Tage und Wochen — für immer! Mein Traum spricht von der Zukunft, wie Sie sehen; aber von

Herzen wünsche ich, daß er sich nicht so erfüllen möge, wie ich ihn träumte. Wohl mag die Zeit kommen, wo Sie, um nach der Heimat zurückzukehren, ihr so die Hand zum Abschiede reichen, und wenn dies geschieht, so mögen Sie sich meines ahnungsvollen Traumes erinnern, um dessen schlimme Bedeutung zu vernichten. Lassen Sie dann den Abschied einen zeitlichen sein, nicht aber einen für's Leben, wodurch Sie den Frieden des holdesten, liebereichsten Wesens vernichten müßten. Werden Sie nicht unwillig — ich nehme gleichsam hier nur das Recht einer Sterbenden in Anspruch, die da frei ausspricht, was sie für wahr oder heilbringend hält. Es sagte jemand, Göthe wird auch diese Liebe überwinden, er ist ein kluger Rechner, der sich für eine Zukunft, die wohl eine glänzende werden kann, frei erhalten und sich mit keiner Bürde beladen will, die ihm einst lästig oder hinderlich werden dürfte. Er wird sich daher, wenn auch für den Augenblick mit blutendem Herzen, losreißen von dem, was er lieb hat, damit er dem einstigen Glücke als freier Mann die Hand bieten kann. Das sind schlimme Worte, und gern gäb' ich mein eigenes Herzblut drum, wenn es in meiner Macht stände, sie unwahr zu machen. In Ihrer Macht wird das stehen, und gedenken Sie zu seiner Zeit meines Traumes.

Wie kann es auch einem liebenden Herzen möglich sein, sich von einem solchen Wesen loszureißen? Darf der kalt rechnende Verstand eine solche Macht über das warme Gefühl erlangen? Wie wollen Sie sich dereinst rechtfertigen für ein Verfahren, welches mir das Herz zerreißt, wenn ich nur an die Möglichkeit gedenke! Sie werden gegenwärtig wohl über meine Worte staunen, da Sie jetzt noch weit davon entfernt sein mögen, an ein Aufgeben dessen zu denken, was jetzt Ihr Glück ausmacht; aber darum verachten Sie meine Mahnung nicht, damit Ihnen nicht einmal später die Erinnerung an meinen Traum durchs Herz schneiden möge. Und nun leben Sie wohl; ich darf keinen Anspruch auf Ihr Andenken machen, um so weniger da ich dessen, Ihren jetzigen Verhältnissen gegenüber, gar nicht würdig bin." —

So unangenehm für Göthen auch der Eindruck sein mochte, den dieser Brief auf ihn machte und so viel Stoff zum Nachdenken er auch enthielt, so suchte er jetzt doch alle darauf bezüglichen Gedanken mit Gewalt zurückzudrängen. Er dachte nicht weiter über die wunderlichen Eröffnungen nach, die ihm Karoline machte, auch nicht über den Umstand, daß sie durch einen Traum belehrt zu sein vorgab. — Sie ist eine seltsame aber unerquickliche Schwärmerin, sagte er zu sich selbst, indem er den Brief bei Seite

legte. Er war froh, daß sie ihm feierlich versprach, sich ihm auf keine Weise, weder schriftlich noch mündlich, jemals wieder zu nähern, und um aller unbehaglichen Gedanken recht schnell ledig zu werden, trieb er seinen Freund Weyland zur Eile an, um die beabsichtigte Reise sogleich anzutreten.

Es gelang ihm in der That auf diesem Ausfluge, von welchem er eine ziemlich ausführliche Schilderung gegeben hat, seine volle Heiterkeit wieder zu gewinnen. Das gebirgige Land ward vielfach durchzogen, die Wanderung war belehrend und unterhaltend und ließ keine trüben Gedanken aufkommen. „Doch mehr als die bedeutenden Erfahrungen," sagt Göthe selbst, nachdem er eine manichfache Tour beschrieben, „interessirten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsterniß, unweit Neukirch, ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das

fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an den Berg hinaufgebaut ist. — Aber ungeachtet aller Manichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war,

es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen."

4.

Des andern Tages trennte sich Göthe von seinem Freunde, den er, „nachdem sie von den Hügeln bei Niedermodern den angenehmen Lauf des Moderflüßchens betrachtet hatten, bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Visitation ließ, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche ihm die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim zu. Denn jene Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten seinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenstand gerichtet war." Schwer ließe sich die heitere, behaglich aufgeregte Stimmung schildern, in welcher jetzt Göthe einsam dahin ritt. — „Herzerhebend," sagt er, „war der Genuß der Tages- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Ge-

liebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zwei farbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet."

Diesmal thürmten sich die Wolken höher und versprachen, das Land bald und reichlich mit ihren fruchtbaren Strömen zu überschütten. Aus der Ferne hallte der Donner, die Luft war still und schwül. Göthe folgte dem einsamen Wege, der sich jetzt unmerklich in eine mäßige Tiefe gesenkt hatte, wo er sich durch ein weites Gehölz hinzog. Es war ein überraschender Anblick, als der Reiter, in dieser fast wilden Einsamkeit, plötzlich auf dem Pfade vor sich einige Papierstreifen liegen sah, die augenscheinlich ein früherer Wandrer hier verloren hatte.

Der Reiter stieg ab und hob die Blätter auf. Es waren Gedichte darauf geschrieben, welche der Finder mit seltsamen Gefühlen überlas, weil er die Handschrift kannte. Einige von jenen Gedichten mögen hier eine Stelle finden: —

Im Walde.

Hinaus, hinaus in grüne Waldesnacht!
Wo süß von allen Zweigen Stimmen schallen,
Die nichts als deinen trauten Namen lallen, —
Hinaus, hinaus in die belaubte Pracht!

Die Luft der Städte hat mich trüb gemacht —
Doch draußen, in den freien Waldeshallen,
Da wird das Herz auch frei, die Bande fallen,
Und was ich drin nur in Geheim gedacht,

Ringt dort sich frei aus der befreiten Brust.
Die Fessel sinkt von den Gedanken allen:
Bei Blum' und Vogel durch die Waldeslust

Kann frei und ungebunden jeder wallen;
Ja, was ich sonst zu wagen nie gewußt,
Auch deinen Namen laß' ich laut erschallen! — — —

Herbstweh.

Stolzer Frühling! da dir herbstlich schon
Rauhe Stürme deine Blätter streiften,
Da erst fühlt' ich, daß du mir entflohn,
Deine Blüthen nicht zu Früchten reiften.

Traurig zog ich durch die falben Au'n
Draußen unter buntem Blättertanze;
Erde lag gehüllt in Nebelgraun —
Stolzer Frühling! Täuschung war das Ganze!

Und von all dem Frühlingsschmuck der Flur,
Der im wilden Herbste mir zerstoben,
Wenig gelbe Blätter hab' ich nur
Zum Gedächtniß mir noch aufgehoben.

War doch ich auch glücklich, da sie eh'
Draußen wölbten fröhlich grüne Hallen,
Aber mich auch traf das Herbstesweh,
Da sie jetzt am kalten Boden wallen.

Und in meines Herzens Buche nun
Hab' ich sie gelegt auf jene Seiten,
Die mir jetzt noch süße Kunde thun
Von verschwundnen sonnenhellen Zeiten.

Und ich sinne, blättr' ich still darin,
Wie ich, da sie grün, war freudetrunken;
Wie, da sie nun falb sind, auch mein Sinn
Ist in Wemuth also tief versunken. —

Unbegränzte Liebe.

Wenn dich Alles auch verläßt,
Mag sich Alles von dir wenden,
Hast du wahr und treu geliebt,
So kann nie dein Lieben enden.

Und ob schonunglos auch mehre
Jeder Freund der Feinde Zahl: —
Auf die Wolken, die sie decken,
Scheint noch mild der Sonne Strahl!

Und wenn auch der Letzte naht,
Der der Liebste dir im Leben:
Nimmer mag sein Todesstoß
Auch den Tod der Liebe geben.
„Du auch, Brutus?" sprich, und hülle
Schweigend dich im Mantel ein. —
War die Liebe wahr und glühend,
Bleibt zuletzt die Liebe dein!

Göthe kannte diese Schriftzüge nur zu wohl — sie waren von Karolinens Hand. Ob auch die Verse ihr eignes Werk, daran dachte er jetzt nicht. Wie kamen aber die Blätter hieher? War sie auf ihrer beabsichtigten Reise diese Straße gezogen? Mitleid, Schmerz, eine gewisse Unbehaglichkeit im Innern, die gemischtesten Gefühle bewegten und marterten ihn, während er jene Zeilen betrachtete. Ohne auf seine Umgebung zu achten, war er, das Pferd am Zügel führend, eine gute Strecke langsam vorwärts gewandert. Jetzt weckte ihn endlich ein lauter Donnerschlag aus seinen Gedanken, er blickte empor und bemerkte, daß er sich auf völlig unbekanntem Wege

befand: ringsum war dichtes Gehölz und den Himmel hatten dunkle drohende Wolken überzogen. Er stand mehrere Minuten lang unentschlossen, ob er umkehren oder vorwärts eilen sollte. Ach, zu dem ersehnten Ziele konnte er ja heute doch schwerlich die erwünschte Stimmung mitbringen! —

Jetzt begann es im Walde leise zu rauschen, Laub und Zweige regten sich vor dem nahenden Sturme und der Wind, der am Boden hinfuhr, regte den Staub in den Gleisen der einsamen Straße auf; dazwischen grollte der Donner immer lauter. Göthe wußte, daß ein Gewitter, wie es jetzt im Anzuge war, in dieser Gegend zwar stets sehr heftig, aber dabei nur von kurzer Dauer sei; um so mehr wünschte er, das Ende desselben unter irgend einem Obdach abwarten zu können. Da eilte ein Mensch, ein erlegtes Reh und seine Büchse über der Schulter, quer über die Straße.

„Heda, guter Freund, halt!" rief ihm Göthe zu.

Der andere stand einen Moment still und warf dabei einen forschenden und mistrauischen Blick auf den Fremdling, worauf er im Begriff schien, seinen eiligen Weg quer waldein fortzusetzen. Göthe vermuthete sogleich, daß er einen Wildschützen vor sich habe, dem daran liege, seine Beute unbemerkt in Sicherheit zu bringen.

„So wartet doch, Freund!“ rief er dem Manne wieder zu. „Fürchtet euch nicht — seh' ich etwa aus wie ein Waldhüter?“

„Dann würd' ich euch so wenig fürchten, wie jetzt!“ versetzte der Mann trotzig. „Wollt ihr jedoch irgend etwas von mir, so sagt es schnell, denn ich habe nicht Lust, mich lange unterwegs aufzuhalten.“

„Gibts kein Haus hier in der Nähe, wo man den Sturm vorüberlassen könnte, Freund?“

„Nicht daß ich wüßte — das Dorf liegt eine halbe Stunde seitab und eh' ihr dahin kommt, werdet ihr naß genug sein — da, es fallen schon Tropfen.“

„Ihr wohnt wohl selber nicht weit? Wenn das ist, so nehmt mich mit euch, ich will dankbar sein.“

„Ja, und hinterdrein den Führer angeben, weil er sich so ein lebendiges Ding da im Walde geschossen hat? Glückliche Reise, Herr, und Adieu!“

„Ei, schämt euch, Mensch, betrachtet mich genauer! Seh' ich einem Aufpasser ähnlich? Da ist ein Gulden für euch und nehmt mich mit, da ihr ja zugesteht, euer Haus sei in der Nähe.“

„Deutet's nicht übel, lieber Herr,“ sagte der Wilddieb jetzt; „aber wem soll man auf den ersten Blick trauen? und ein armer Teufel muß sich doch durchhelfen wie er kann. Folgt mir nur hier nach, aber sputet euch gehörig; weit haben wir nicht.“

Göthe folgte dem Manne auf einem schmalen Waldpfade und bald gelangte man ins Freie. In geringer Entfernung in der Tiefe breitete sich ein stattliches Dorf und einzelne Hütten lagen zerstreut am Waldsaume. Die abgelegenste, aber jetzt die nächste, erreichte man in wenigen Minuten. Es war die Wohnung des Wilddiebs. Kaum waren sie dort angekommen, als das Gewitter seine größte Heftigkeit erreichte und der Regen in Strömen fiel.

„Wartet einen Augenblick Herr, eh' ihr eintretet," sagte der Wirth, indem er Göthen unter einer Art von Wetterdach vor der Thüre stehen ließ. „Wartet einen Augenblick, bis ich euer Pferd untergestellt habe." Göthe blieb, an der Thür lehnend, stehen und schaute dem Gewitterregen zu, wie er über die tiefgelegene Ebene des Dorfs und auf den hohen Wald niederströmte, während sich bei jedem neuen Blitzstrahl seine Heftigkeit erneuerte. Von der Höhe herab wühlten sich erdfarbige Regenbäche ihre wilden Pfade und die Waldeswipfel rauschten und krachten, die ganze Natur schien in Aufruhr.

Endlich erschien der Mann wieder.

„Euer Thier steht im Trockenen, Herr," sagte er, „und wir wollen nur in meine schlechte Hütte gehen, die euch freilich nicht gefallen wird. Noth bricht Eisen, das wißt ihr vielleicht und daher wird's euch bei dem Unwetter schon gut genug sein. Nur

tretet leise auf — Herr — darum wollt' ich euch besonders bitten — denn ich habe einen sterbenskranken Gast im Hause."

„Ich will niemand stören," sagte Göthe. „Ich stehe hier völlig geborgen und das Wetter wird ja bald vorüber sein. Dann verlang' ich weiter nichts von euch, als daß ihr mich wieder auf den Weg bringt. Also laßt mich nur hier und geht allein zu eurem Kranken."

„Wie ihr's haben wollt," antwortete der Mann, ins Haus tretend. Göthe blieb wie vorher unter der Thür stehen und schaute gedankenvoll hinaus in die stürmische Natur. Er würde wahrscheinlich noch lange so gestanden haben, wär es nicht jetzt im Innern der Hütte lebhaft geworden. Er vernahm eine wehklagende Stimme und dazwischen die seines Wirthes. Endlich öffnete sich die Thür, er wandte sich um und erblickte vor sich die alte Wahrsagerin.

„O Herr Gott! Sie hier, Herr Göthe? Was führt Sie zu dieser Stunde in diese abgelegene Gegend? Aber was frag' ich; kann mir's ja denken, Sie wollen zu Ihrem Liebchen nach Sesenheim und ein böser Kobold hat Sie vom Wege geführt. Ja gewiß, ein guter Geist war's nicht, der Sie gerade in dieser Stunde hierher führen mußte. Es wird für Ihre Ruhe gerathener sein, wenn Sie gleich weitereilen; gehen Sie trotz des Gewitters, beflügeln

Sie Ihre Schritte und schauen Sie nicht nach diesem Hause um."

„Ihr seid nicht allein hier, Alte?" fragte Göthe, der sich leicht denken konnte, in wessen Gesellschaft die Wahrsagerin die Hütte betreten haben mochte.

„Allein und nicht allein, wie man's nimmt," erwiederte sie. „Vielleicht wollt' es aber auch Ihr Geschick, daß Sie gerade hieher kamen. Ja, es kann wohl heilsam für Sie sein. Ach, lieber Herr! Wenn Sie einen Begriff von dem Kummer hätten, den ich in der letzten Zeit erduldete und den Sie doch wahrlich allein auf dem Gewissen haben, so würden Sie mich nicht mit so eiskaltem, stolzem Gesicht betrachten. Meinen Sie etwa, vergossene Thränen wären nicht gezählt? O, es geht keine verloren, alle werden sie gezählt! und bei der großen Abrechnung werden sie dem Schuldigen wie glühende Tropfen auf die Seele fallen."

„Ich verstehe deine Reden nicht, Weib!"

„Nun, ich will auch keine Erklärung geben — was würde das auch frommen! Sie können ja doch nicht gut machen, was Sie verschuldeten. Aber gehen Sie nur, wie ich sagte, es wird besser für Ihre Ruhe sein."

Mit diesen Worten begab sich die Alte wieder ins Innere der Hütte, deren Besitzer jetzt bei Göthe erschien.

„Seit wann beherbergt ihr diese Leute?"

„Erst seit dem letzten Abend, Herr! Ich traf sie auf der nämlichen Stelle, wo ich euch begegnete. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Die alte Frau, die selber kaum noch fortzukommen vermochte, strengte sich an, die junge schöne Dame, die bleich wie der Tod aussah, zu führen. Aber es war vergebliche Mühe, sie waren nicht mehr im Stande ihren Weg fortzusetzen. Als ich mich ihnen näherte, bot mir die Alte Geld, damit ich ihnen eine Stätte zum Ausruhen verschaffen möchte. Ach, gewiß hätt' ich es auch ohne Belohnung gethan, wen hätte das arme junge Wesen nicht rühren sollen! Ich trug sie in meinen Armen hieher und that, was ich vermochte, um ihnen meine Hütte erträglich zu machen."

Die Alte kam wieder. „Sie sind noch nicht fort?" sagte sie. „Nun, wenn Sie es so haben wollen, so treten Sie nur herein. Sollen sie noch einmal sehen und Abschied nehmen, wiewohl es besser gewesen wäre, Sie hätten diese Ruhe nicht mehr gestört. Aber kommen Sie nur."

Göthe folgte der Alten mit einiger Beklommenheit in das niedere halbdunkle Gemach.

„Still! Dort ruht sie" — sagte sie, auf ein Lager im dunkeln Hintergrunde deutend.

„Ich will ihren Schlummer nicht stören," erwiderte Göthe mit gedämpfter Stimme. „Ich thue

vielleicht Unrecht, hier einzutreten — mein unerwarteter Anblick könnte beim Erwachen nachtheilig auf sie wirken; aber ihr hießt mich eintreten, und es ist bei Gott nur die innigste Theilnahme der Grund, daß ich euch folgte."

„Eure Theilnahme kommt spät, Herr Göthe!" antwortete die Alte.

„Euer Betragen und eure Reden gegen mich, fuhr er fort, haben mich bereits früher in Staunen gesetzt. Hat sie nicht sich selbst zuerst von mir entfernt, wo ich untröstlich ihrer Abreise wegen sein mußte? Welche Schuld war mir dabei zuzumessen? Und that sie dies nicht, wie ihr selber gestanden habt, auf euren Rath? Mit euch zu rechten, Weib, bin ich in der That nicht aufgelegt. Wenn das arme, einst so sehr von mir geliebte Mädchen unglücklich ist, so tragt ihr allein die Schuld, da ihr unberufen und voreilig ein Band zerrißt, welches für alle Zeit hätte dauern können. Ihr habt Alles zu verantworten. — Wie viel Unheil habt ihr durch eure eiteln, strafbaren Weissagungen nicht schon angerichtet. Gewiß würde ich lieber trotz des wilden Wetters meinen Weg fortgesetzt haben, ohne euch die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, läg' es mir nicht am Herzen, für die arme Unglückliche etwas zu thuen, die unter eurer schnöden Obhut nur neuem und schlimmerm Elend entgegen gehen kann."

„Sie etwas für sie thun? ach, Sie wissen nicht, wie schwach Sie sind!"

„Zum wenigsten gewissenhaft, altes Weib! Aber ich verlange von euch strenge Wahrheit und genaue Nachricht, wohin ihr das arme Kind noch führen wollt, damit ich im Stande sein kann, sei es auch aus der Ferne, ihr meinen Beistand zu widmen."

„Kommt!" sagte die Alte, indem sie Göthen beim Arme nahm und nach dem Lager führte. „Weit werd' ich sie nicht mehr führen, gar nicht mehr weit. Und die Hilfe, die sie noch bedarf, werd' ich ihr selber zukommen lassen."

Sie legte in seine Hand Karolinens kalte Rechte und als jetzt die Sonne durch die Wolken brach und sich das Gemach erhellte, sah er schaudernd in das Gesicht der gestorbenen Karoline.

„Todt — sie ist todt!" rief er, ihre starre Hand sinken lassend und einen Schritt zurückbebend.

„Ja wohl, todt!" wiederholte die Alte. „Da seht ihr's ja, was euer Beistand zu bedeuten hätte! Oder könnt ihr der Armen ihr Leben und ihr schöne Jugend wieder geben, die ihr gemordet habt? was wollt ihr denn vergüten, schwacher Mann? Freilich, ihr werdet neuen Freuden entgegengehen, und leicht werdet ihr Jene vergessen, die euretwillen starben."

Der Gedanke, daß Göthe an dem Unglück und dem Tode der armen Karoline schuld sei, war bei

der alten Frau zur fixen Idee geworden und sie fuhr in jenem Tone noch lange fort zu sprechen, ohne daß Göthe darauf achtete. Er war zu bewegt, zu aufgeregt von Allem, was ihm an diesem Nachmittage begegnet war. Er widersprach der Alten nicht mehr, sie mochte sagen was sie wollte, bis sich ihr Eifer endlich mäßigte und sie ruhiger zu sprechen begann von den letzten Tagen und von den Stunden, die Karolinens Tode vorhergingen. Sie wußte jeden kleinen Umstand mit ebenso viel natürlicher Einfachheit als lebendiger Wahrheit und mit einem Gefühle zu schildern, daß jedes Wort tief in des Zuhörers Herz schnitt.

Endlich raffte er sich zusammen, er konnte nicht länger hier weilen. Die Sonne neigte sich schon stark dem Horizonte zu und mahnte ihn, von einer Stätte Abschied zu nehmen, wo das letzte Glied einer Familie verschieden war, die er im Laufe weniger Jahre auf die traurigste Weise untergehen sah. Er versprach der alten Frau, wieder zu kommen und dem Begräbnisse der Entschlafenen beizuwohnen. Ein für seine dermaligen Verhältnisse sehr reiches Geschenk, welches er ihr aufdringen wollte, nahm sie durchaus nicht. Auf seine inständige Bitte lieferte sie ihm jedoch noch mehrere der beschriebenen Blätter aus, welche sich vorfanden und wovon am verwichenen Tage einige auf der Straße verloren gegan-

gen waren. Der Inhalt Aller war von trüber melancholischer Färbung und deutete die Richtung an, die der Verblichenen Gedanken in der letzten Zeit genommen hatten; einige dieser Verse mögen hier folgen:

Was sollen mir die Blumen frommen?

Was sollen mir die Frühlingsblumen frommen,
Die auf dem Grabe farbig, duftig blühn,
Wenn ich nicht selber mehr kann fröhlich glühn
Und Lenzesluft für immer mir genommen?

— Ach, Farbenglanz und Blüthendüfte kommen
Nicht mit hinab in's Grab, noch Blättergrün.
Dort schläft, was du im Leben träumtest kühn:
Denn Traum und Frühling, beide sind verglommen. —

Was sollen mir die Blumen droben frommen,
Wenn nimmer Blüthenduft und Farbenpracht
In jenes schreckenvolle Dunkel kommen?

Doch, Eines dräng' zu mir in Grabesnacht —
Liegt auch mein Herz im Tode starr beklommen,
Rufst Du, so schlägt es, wunderbar erwacht!

Himmelwärts.

Ein jeder Quell muß wallen
Zur Tiefe seine Bahn;
Doch einer ist von allen,
Der hebt sich himmelan.

Aus düsterm Erdengrauen
Steigt aufwärts, bis ihn hell
Empfangen Himmelsauen,
Der Thränen süßer Quell.

Und heller, reiner leuchtet
Dir dann die Sternenpracht,
Vom Thränenthau gefeuchtet,
Wenn du geweint zur Nacht!

Herbstestrauer.

Weiße Sommerfäden flogen
Uebers bunte Feld dahin:
So hat mir auch überzogen
Altersschnee den jungen Sinn.

Steh im Herbste, wo ich sollte
Lebensfroh im Frühling blühn —
Kalter Regenschauer rollte
Ueber meiner Jugend Grün.

Alle Blüthen sind verflogen,
Alle Lenzeslust ist hin —
Herbstesschauer, ach! betrogen
Mich um meinen Jugendsinn.

Todeslust.

Eine Sehnsucht fühl' ich glühen
Tief in der beengten Brust:
's ist die Sehnsucht nach dem Tode,
Aber nur aus Lebenslust.

Ist mir Leben Tod geworden,
Dann führt Tod zum Leben ein,
Und aus lauter Lebensliebe
Möcht' ich schon gestorben sein.

Bedeutung des Todes.

Wenn der Tod sich leise naht,
Reift die Frucht des Lebensbaumes: —
Sterben ist das Ende nur
Eines schweren langen Traumes —
Eines Traumes, den nur Eines
Wie mit Morgengluth ummalt:
Tod — der mit des Morgenscheines
Pracht auf düstres Leben strahlt!

Das ganze Gemach war jetzt von Abendgluth durchströmt, welche Alles mit magischem Schimmer überzog. Nachdem Göthe seinen Blick noch einmal lange — zum ewigen Abschied — auf dem Antlitz der Todten ruhen lassen, eilte er hinaus, wo der Besitzer der Hütte ihm das Pferd schon bereit hielt.

Die gewürzige Luft, die jetzt nach dem Gewitterregen erquickend wehte, rief ihn wieder zu Leben und vollem Bewußtsein zurück. Eilend ritt er den bezeichneten Pfad empor bis zur nächsten Höhe, wo er noch einmal still hielt und zurück schaute. Im goldigen Sonnenglanze lag das schöne Land vor ihm und in geringer Entfernung am Waldsaum das kleine Haus, welches jetzt die Reste eines Wesens barg, das ihm einst so theuer gewesen. Er gab sich Mühe, die wehmüthigen Empfindungen zurückzudrängen, die ihn zu überwältigen drohten. Rasch wandte er das Pferd und sprengte die andere Seite der Höhe hinab. Aber die neuen Gegenstände, die seinem Blicke begegneten, vermochten nicht, seine Gedanken von jenem Geschwisterpaare abzulenken, welches, geschmückt, davon war er überzeugt, mit den herrlichsten Gaben des Geistes und Körpers, ein so trauriges Ende nehmen mußte. —

Die Sonne sank eben hinab, als er den Pfarrhof in Sesenheim erreichte, wo ihm Friederike schon unter der Thür entgegeneilte. Konnte er auch keine fröhliche Stimmung heut' erringen, so wirkte der Anblick ihrer Gestalt doch allein schon heilsam auf seine Stimmung, wie sie ihm heiterlächelnd entgegen trat — die fast verdrängte „deutsche" Tracht kleidete sie besonders gut. „Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nett-

sten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte."

Auch Göthe vergaß in dieser Gesellschaft bald aller Sorgen und alle quälenden Gespenster wurden verbannt oder in den Hintergrund gedrängt. Er vermochte es nicht über sich, sein Versprechen zu erfüllen und Karolinens Begräbnisse beizuwohnen. Sein Weg hat ihn nie wieder in die Nähe jener Hütte geführt und auch den Grabhügel der ehemaligen Freundin, der ohne Pflege einer liebenden Hand gewiß bald eingesunken ist, hat er nie gesehen. Aber die Weissagungen der Alten gingen in Erfüllung.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Goethe, Johann Wolfgang von 8637
Author
Title Goethes Studentenjahre.
LG.
G599.
.Ygoet

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU